40

418(2

EM Curtius

W. Jury fe.

Der

Bardenhain

für

Deutschlands

edle Söhne und Töchter.

Ein Schul- und Familienbuch.

Von

Theodor Heinsius.

Zweiter Theil.

Mit einem allegorischen Titel-Kupfer.

Dritte, genau durchgesehene, verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Berlin, bei Dieterici. 1819.
(Bei E. S. Mittler.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter.

Zweiter Theil.

Zur Erklärung des Titelkupfers.

Das, nach meiner Angabe von dem verehrten Juri gearbeitete und mit wahrem Künstler-Fleiß ausgeführte Titelkupfer stellt einen Tempel des Ruhms dar, in dessen Pfosten mehrere berühmte Namen Deutscher Dichter eingegraben sind. Clio, die, als Muse der Geschichte, alles Schöne und Gute verewigt, steht mit aufgehobenem Griffel, hindeutend auf eine noch unbeschriebene Säule des Tempels, um noch anderen, auf ihrer Rolle verzeichneten Namen die verdiente Unsterblichkeit zu geben. Seitwärts lehnt sich an eine alt-ehrwürdige Eiche die Muse, die ihre Harfe stimmt, um die großen Namen auch durch Musik und Gesang zu feiern. Sie ist nach einer schönen, antiken Gemme geformt, und bezeichnet hier die Muse überhaupt, in so fern die Tonkunst nach den Begriffen des frühsten Alterthums ihr Hauptgeschäft ist. Das Ganze versinnbildet eine belohnende und ermunternde Erhebung Deutscher Dichter, die, durch ihre Kunst in den Tempel der Unsterblichkeit eingeführt, sich des verdienten Nachruhms eines dankbaren Vaterlandes erfreuen.

Vorrede zur dritten Ausgabe.

Auch diese dritte Ausgabe habe ich mit Aufmerksamkeit durchgesehen, und überall, wo Inhalt und Form es foderten, berichtiget, ergänzt und verbessert. Neu hinzugekommen ist der Vatermörder von Langbein nach der neuen Umarbeitung mit den Lesearten der ersten Ausgabe.

Es ist erfreulich und ermunternd, daß ungeachtet der vielen neuen Gedichtsammlungen, die mit jeder Messe unsern Schulen als Stoff zu Rede- und Deklamations-Uebungen dargeboten werden, das Aeltere nicht veraltet, und, einmal nach seinem Werthe gewürdigt, auch in der Fluth ähnlicher Erscheinungen mit Vorliebe beachtet wird.

Berlin, am Tage der Schlacht bei Groß-Beeren, 1819.

Th. Heinsius.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Daß die Dicht- und Redekunst bei sorgfältiger Auswahl ihrer zahlreichen Schöpfungen zur Belebung des sittlichen und des Schönheitsgefühls, zur Weckung des Sprachsinnes und zur Festhaltung großer geschichtlicher Ereignisse und Charaktere, überhaupt zu religiösen, vaterländischen und wissenschaftlichen Zwecken mit ganz vorzüglichem Erfolg benutzt werden können: davon hat mir der Bardenhain, laut übereinstimmiger eigenen und fremden Erfahrungen, die erfreulichsten Beweise gegeben. Lehrer und Erzieher, die z. B. in der Religionslehre den Abschnitt aus Tiedg'es Urania, in der Geschichtsstunde die Rede Luthers aus Werner's Weihe vortrugen ꝛc, bewirkten Eindrücke, die unauslöschlich in dem jugendlichen Gemüth hafteten, wie ich mich selbst mehrmahls bei meinen zahlreichen Schülern und Schülerinnen davon überzeugt habe. Abgeschmackte, anstößige

und unpassende Deklamationen, die man früherhin sogar bei öffentlichen Schulfeierlichkeiten hören mußte, verloren sich allmählig, und die Jugend selbst gewöhnte sich an ein richtiges Gefühl, nach welchem sie das Schlechte von dem Guten, das Unschickliche vom Schicklichen, das Alberne und Gemeine von dem Sinnigen und Edlen absondern und dieses lieb gewinnen lernte. Zugleich wurde durch ihn in den Schulen und Familien, wo man ihn als Lesebuch für ein reiferes Alter benutzte, eigenes Nachdenken befördert, Liebe zur Dichtkunst geweckt, und der Same zu neuen Kenntnissen ausgestreut, oder die Erinnerung an halb erloschene Eindrücke wieder aufgefrischt. Welche Wirkungen aber besonders diejenigen Stücke hervorgebracht haben, welche, wie Wilhelm Tell oder wie das Lied an die Deutschen in Beziehung auf unser Vaterland und die ihm zugefügte Schmach stehen: davon habe ich in meinem Unterricht die sprechendsten Beweise gehabt, und mehrere würdige Schulmänner in der Mark, besonders aber in Ostpreußen, haben diese schöne Erfahrung mit mir getheilt.

Mit diesem belohnenden Gefühl eines erreichten guten Zweckes übergebe ich dem Publikum die neue Ausgabe des zweiten Bandes. Ich habe, wo ich es nöthig fand, im Ausdruck gefeilt, und in den litterarischen Angaben die durch die Zeit

bewirkten Veränderungen bemerkt. Außerdem habe ich zum Schluß mehrere neue Stücke hinzugefügt, die großentheils auf unsere dermalige günstigere Lage und die Begebenheiten der neusten Zeit Bezug nehmen, und daher zu den uns bevorstehenden Feierlichkeiten und Friedensfesten, an denen doch auch unsere Schulen durch die Redekünste frohen Antheil nehmen, passenden Stoff darbieten werden. — Ein Mehreres muß einem vierten Theile aufbehalten bleiben, den ich hiermit, zufolge der an mich ergangenen Auffoderungen, ankündige, und von dem ich vorläufig nur bemerke, daß die für ihn bestimmten Stücke eine Art historischer Denkmäler für die Großthaten und Helden der merkwürdigen Jahre 1813 und 1814 seyn werden. Berlin, den 28. Mai 1814.

Th. Heinsius.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Indem ich dem Publikum den zweiten Theil des Bardenhains übergebe, löse ich mein Versprechen, und erfülle damit zugleich meine Verpflichtung gegen die Pränumeranten dieses Werks. Die, wider meinen Willen, um einige Monate verspätete Erscheinung hat eine Menge mündlicher und schriftlicher Nachfragen veranlaßt, welche, wenn auch nicht alle gleich human und vertrauend, doch zum größern Theile den Wunsch nach dem Besitz eines Buches ausdruckten, das geachtete Männer schon in seinem Beginn lieb gewonnen, und es für ein nützliches Schul- und Familienbuch erklärt hatten.

Diese aufmunternden Aeußerungen haben mir die Bearbeitung des zweiten Theils besonders werth gemacht. Seine Einrichtung ist der des ersten Theils vollkommen gleich, und wenn er auch der Dichter weniger als jener zählt, so übertrifft er ihn dafür an Reichhaltigkeit des Inhalts. Die poetischen und prosaischen Stücke, welche er enthält, sind zwar nicht alle für die Deklamation berechnet; einige sind bloß da, um die verschiedenen Dichtungsarten an ihnen zu erschöpfen und kennen zu lernen; andere, um einige ausgezeichnete

Männer, die in der Litteratur Aufmerksamkeit erregt haben, nicht zu übergehen; noch andere, weil sie besonders Veranlassung zu ästhetischen, historischen und antiquarischen Bemerkungen darbieten, die ich mir als einen wichtigen Zweck bei der Bearbeitung dieses Buchs gedacht habe. Allein die Deklamation blieb dennoch Hauptsache, da wir, ungeachtet der vielen Sammlungen, noch immer Mangel daran leiden, indem die vorhandenen theils nur für das Knabenalter berechnet sind, theils solche Stücke enthalten, die, wenn sie auch noch innerhalb der Grenzen der Sittlichkeit bleiben, doch wegen ihrer Länge, wegen beißender Ausfälle auf gewisse Stände in der bürgerlichen Gesellschaft, wegen mancher harten und beleidigenden Ausdrücke, oder wegen Mangel an Paßlichkeit für das Alter des jungen Menschen, nicht deklamirbar sind, und — wenigstens bei einem Schul-Aktus — nicht ohne Anstoß vorgetragen werden können. Eben daher ist es gekommen, daß ich von mehrern vorzüglichen Schriftstellern weniger aufgenommen habe, als man vielleicht erwartet hatte. So halte ich z. B. Langbeins Abentheuer des Pfarrers Schmolke rc. so sehr auch das Komische dieser Erzählung anziehen mag, für die öffentliche Darstellung durchaus nicht schicklich; die Wielandschen Gedichte gehören größtentheils nur für den reifen Mann, die Götheschen nur für den Denker, und die Bürger-

schen athmen eine gewisse Lascivität, die dem Jüngling nicht ansteht. Dagegen sind Tiedge, Ramler, Krummacher und besonders Schiller reich an ausgezeichneten und vortrefflichen Gedichten und Erzählungen für die Deklamation, und befriedigen fast durchweg alle Foderungen, welche das Schul-Publikum an den jungen Deklamator zu machen berechtiget ist. Daher sind sie in dem Bardenhain besonders benutzt worden.

Ueber die scheinbar-ungeordnete Stellung der Materien rechte ich mit denen, welchen sie mißfällt, nicht. Leicht wäre es mir gewesen (wie jeder Kenner begreift) die einzelnen Stücke nach den Dichtungsarten zu ordnen, oder jeden vorkommenden Dichter mit einem Male abzufinden. Allein dadurch ginge nicht bloß die unterhaltende Abwechselung für den Leser, sondern auch ein Theil meines pädagogischen Zweckes verloren, nach welchem ich wünsche, daß der Lehrer Gelegenheit finde, bei Lesung und Erklärung der Stücke immer wieder auf schon gehabte Dichter und Dichtungsarten zurück zu kommen, um — was nicht oft genug geschehen kann — das Gesagte noch einmal zu sagen und zu wiederholen.

Die Anmerkungen sind, wie im ersten Theile, sehr gemischt, und manche vielleicht von der Art, daß ich den Kenner der alten Litteratur für ihre Aufnahme um Verzeihung zu bitten hätte. Allein

für diesen ist der Bardenhain auch nicht geschrieben. Man durchblättere das zahlreiche Pränumeranten-Verzeichniß, und die achtbare, aber sehr gemischte Gesellschaft von Herren und Damen, von Mädchen, Frauen, Knaben, Jünglingen, Gelehrten und Geschäftsleuten aller Stände wird zeigen, daß ich für viele zu sorgen hatte, und mich hoffentlich rechtfertigen. Eben daher möchte sich auch über das zu viel und zu wenig in den Anmerkungen schwer entscheiden lassen; wer ihrer nicht bedarf, mag sie nicht achten; wer sie nöthig hat, wird mir danken; genug, daß jeder etwas finden wird, das ihm gefällt, sey es der Dichter oder der Erklärer. Das Ganze hat darum doch eine gewisse Einheit, denn ich dachte mir in der Regel bei Aufnahme der einzelnen Stücke und ihrer Erklärung das im Aufstreben begriffene Jugendalter, das für das Höhere, Edlere und Schönere der Natur und Kunst empfänglich, und für Wahrheit, Freiheit und Vaterland entflammt ist.

So viel ich sehe, hat man mich auch verstanden, und Plan und Ausführung dieses Buchs gebilligt. Denn ich habe von mehrern Seiten her die Auffoderung erhalten, noch einen dritten Theil folgen zu lassen, ja einige Briefe und mündliche Aeußerungen sprechen sogar von mehreren Theilen. Diese kann und mag ich nun zwar nicht versprechen; aber ein dritter Theil, nach denselben

Grundsätzen bearbeitet, soll, sobald es meine Zeit erlaubt, nachfolgen, und das um so mehr, da mir noch vieles Vortreffliche zurück geblieben ist, und die versprochenen Uebersetzungen aus den Alten, vorzüglich dem Homer, Virgil, Horaz und Ovid nebst Einleitungen und Erklärungen, wegen Mangel an Raum nicht mehr aufgenommen werden konnten. Daran aber ist gewiß denjenigen Lesern des Bardenhains besonders gelegen, die, ohne Kenntniß der alten Sprachen, doch nicht ohne Kenntniß der vorzüglichsten Schriftsteller des alten Griechenlands und Roms bleiben, und den schönen Genuß ihrer lehrreichen und interessanten Werke nicht entbehren wollen. Auch wünschte ich für eine sehr zahlreiche Klasse von Lesern, ich meine den gebildetern Theil des weiblichen Geschlechts, noch etwas mehr zu leisten, was in besonderer Beziehung steht auf weiblichen Charakter und weibliche Bestimmung — Sollte dem dritten Theil noch ein vierter folgen: so würde ich diesem ein alphabetisches Register aller in den Anmerkungen vorkommenden wichtigen Gegenstände anhängen, womit vielleicht manchem Leser, zur Erleichterung des Nachschlagens, gedient seyn möchte. Die Wohlfeilheit des Preises dieser beiden Theile dürfte indessen den Verleger wohl bestimmen, bei den folgenden Bänden auch seinen Vortheil nicht unbeachtet zu lassen. Berlin, 1809.

Der Verf.

Inhalt.

I. v. Schiller (Friedrich).
1. An die Freude . S. 5
2. Die Theilung der Erde . : 12
3. Die Worte des Glaubens . : 15
4. Die Worte des Wahns . : 17
5. Die Bürgschaft . : 20
Grundzüge einer guten Deklamation : 28
6. Der Taucher . : 49
7. Wallensteins Monolog . : 174
8. Tells Monolog . : 179
Dramatische Bruchstücke . : 183
9. Wallensteins Traum . : 191
10. Wallenstein . . : 193
11. Der Schwedische Hauptmann : 195
12. Die Gründung der Niederländ. Freiheit : 315
13. Griechheit. . . : 373
14. Wissenschaft . . : 374
II. Schlegel (Aug. Wilh.)
1. Arion . . : 58
2. Johannes in der Wüste . : 361
III. Conz (Karl Philipp.)
1. Die Musen . . : 67
2. Blume auf das Grab Ulrichs v. Hutten : 75
IV. Cramer (Joh. Andreas.)
Melanchthon . . : 81
V. v. Göthe (Joh. Wolfgang.)
1. Gott . . : 92
2. Iphigenia auf Tauris . : 197
VI. Jacobi (Joh. Georg.)
Die Tempel . . : 95
VII. Bürger (Gottfr. Aug.)
1. Das Lied vom braven Mann . : 100
2. Trauerstille . . : 360
VIII. Fichte (Joh. Gottlieb.)
Was Vaterlandsliebe sey? . : 107

IX. Tiedge (Christoph August.)
1. Elegie, auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf gedichtet . . S. 118
2. Zwei Bruchstücke aus der Urania : 215
X. v. Herder (Joh. Gottfr.)
Das Kind der Sorge . : 128
XI. Klopstock (Friedr. Gottl.)
1. Das große Halleluja . : 131
2. Unsere Sprache . : 367
XII. Pfeffel (Konrad Gottlieb.)
1. Das Bild des Todes . : 133
2. Der Regent . . : 375
3. Der Patient . . : 375
XIII. Ramler (Karl Wilhelm.)
1. Ino . . : 139
2. Ode auf einen Granatapfel . : 230
3. Der Triumph . : 246
XIV. Krummacher (Fr. Adolph.)
1. Das Ballspiel . : 148
2. Der Kirschenschmaus . : 153
3. Die Jagd, das Pulver und die Armbrust : 158
4. Das Schneeballen . : 160
5. Die beiden Tonnen . : 351
6. Das Gebet . . : 353
7. Die Namen Gottes . : 355
8. Die sieben Kindlein . : 357
9. Der Tempel zu Memphis . : 358
10. Der Eroberer . : 379
XV. Engel (Joh. Jakob.)
Tobias Witt . . : 166
XVI. Lessing (Gotthold Ephraim.)
1. Minna von Barnhelm . : 201
2. Hinz und Kunz . : 366
XVII. Delbrück (Joh. Fried. Ferd.)
Ueber das Wesen der Poesie . : 209
XVIII. Kosegarten (Ludw. Theobul.)
Das Amen der Steine . : 258
XIX. Langbein (Aug. Friedr. Ernst.)
1. Die Heilung wider Willen . : 260
2. Der Ziegenbock . . : 261
3. Das große Loos . . : 299
4. Die Bauern vor dem Bilde ihres Gerichtshalters . : 376
5. Der Vatermörder . : 304

XX. Wieland (Christoph Martin.)
Alexander und Diogenes . S. 268
XXI. v. Göckingk (Leop. Fr. Günther)
1. Epistel an Weikardt . - 283
2. An seinen Bedienten . - 296
XXII. Werner (Friedr. Ludw. Zachar.)
Luther vor der Reichsversammlung in Worms . - 329
XXIII. Ein Anonymus.
Ode auf Luther . . - 336
XXIV. v. Müller (Johannes.)
Charakter der Deutschen und ihres Landes - 348
XXV. Kästner (Abraham Gotthelf.)
Von Herrn M. M. . - 365
XXVI. Hens'ler (Peter Wilhelm.)
1. Hofmanier . . - 371
2. Auf eine Uebersetzung des Horaz - 372
3. Meine Bücher . . - 372
XXVII. Heinsius (Theodor.)
Der Seiler . . - 377
XXVIII. v. Nicolay (Ludw. Heinr.)
Homers Rhapsode . - 378
XXIX. Niemeyer (August Herrmann.)
1. Am Friedensfeste . - 386
2. Preußens König in Paris . - 389
XXX. Voß (Joh. Heinr.)
Friedensreigen . . - 392
XXXI. Witschel.
Das Vaterunser . . - 394
XXXII. Mahlmann.
Das Vaterunser . . 396

Der

Der

Bardenhain.

Zweiter Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Friedrich v. Schiller.

Friedrich v. Schiller ist geboren zu Marbach im Würtembergischen den 10ten November 1759, und als Hofrath und Professor gestorben zu Weimar den 9ten Mai 1805.

Zwar frühzeitig der Welt entrissen und von ganz Deutschland betrauert, konnte sein Tod ihm selbst doch nicht schmerzhaft seyn; denn er starb in der schönsten Blüthe seines Geistes, und sicherte sich dadurch die Unsterblichkeit seines Namens. Was er war, dieser geniale Geist, das war er durch sich selbst. Mit einer Fülle der Phantasie, und einer Tiefe und Feinheit des Gefühls ausgerüstet, wie sie nur das Eigenthum weniger Erlesenen ist, erscheinen seine Gedichte nur als verkörperte Ideen und Empfindungen, und die Welt, in der er lebt, als eine erst von ihm geschaffene, die er ausstattet mit Gestalten und Schatten, wie seine Phantasie schön und wundervoll sie hervorruft.

Sein erstes Auftreten verkündigte eine gigantische Gesinnung, aus der das oft beurtheilte Trauerspiel: die Räuber, hervorging, — eine wundervolle Schöpfung, welche, von dem Kritiker unkünstlerisch genannt, die damals noch nicht geregelte Phantasie-Kraft ihres Bildners in ihrer ganzen Ueppigkeit wahrnehmen läßt. — Ruhiger und in einem schwächeren Leben erscheinen die beiden folgenden Trauerspiele: Fiesko, und Kabale und Liebe. Die-

Bayerische Staats-Bibliothek München

sen folgen, der Zeit und dem Werthe nach, Don Karlos, ein dramatisches Gedicht, in welchen ein wahrer prophetischer Geist weht, und — was höher als alle seine Schöpfungen steht — sein Wallenstein, ein Schauspiel, in welchem sich zugleich die Sprache des Dichters — zur Ehrenrettung deuscher Zunge — in ihrer höchsten Kraft und in dem bezauberndsten Wohllaut zeigt. — Späterhin erblicken wir in dem Dichter ein gewisses Hinneigen zu der Idee des Katholizismus, wodurch gewissermaßen sein Geist nach einer andern Richtung hin, und von einer neuen Kraft getrieben wird, die sich höchst glücklich in der Jungfrau von Orleans, zweifelhaft in der Braut von Messina ausspricht.

Der Werth seiner Gedichte (Leipzig 1807—8, dritte Auflage) ist dem größeren Theile nach so klar und entschieden, daß darüber nur eine Stimme herrscht. Kein neuerer Dichter darf sich rühmen, von jedem Alter so oft rezitirt, so wiederholt gern gelesen, so allgemein bewundert worden zu seyn, als Er — dieser Liebling des deutschen Volks.

Minder glänzend erscheint uns Schiller als Prosaiker. Ueberall, auch da, wo die Sprache des Dichters die Gesetze der Wahrheit beeinträchtigen muß, in seinen historischen Schriften, verräth er immer den Dichter, der seiner Phantasie und seinen Gefühlen zu viele Einwirkung gestattet, und, nach Pracht, Fülle und Majestät in der Diction strebend, oft seine eigene Kraft überbietet. Nur in seinem Geisterseher möchte die Sprache ganz rein, gediegen und

harmonisch erscheinen. Dennoch gewähren mehrere seiner prosaischen Arbeiten, namentlich seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, und sein Abfall der vereinigten Niederlande einen hohen und schönen Genuß. — Nach des Dichters Tode erschienen: Friedrich von Schillers sämmtliche Werke, 2 Bände. Stuttgard und Tübingen. 1812 bis 15. 8. nach der Zeitfolge geordnet.

An die Freude.

Ein lyrisches Gedicht.

[Dieses, aus dem zweiten Theil der Schiller'schen Gedichte entlehnte Lied (wie es sonst der Dichter nannte) stellt uns eine Gesellschaft dar, die sich versammelt hat, um sich zu freuen. Die Freude, den Göttern entsprossen, beseeliget alle lebende Wesen, und durchdringt das ganze Universum. Auch in diesem verbündeten Kreise soll sie herrschend seyn und ihre Wirkungen äußern, die sich am Ende in ein Gelübde vereinigen, für Wahrheit, Recht, Männer-Muth und Haß gegen das Böse. Der Chor, nach jeder Strophe einfallend, faßt gewöhnlich den letzten Gedanken auf, und spricht ihn aus mit höherer Kraft und steigender Freude.]

*

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken
Himmlische, dein Heiligthum *).

*) Der Dichter stellt die Freude als Göttin dar, deren Tempel sich der Chor naht. — Die ältere Lesart war: Göttliche, dein Heiligthum.

Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder [1]),
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seyd umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt [2])!
Brüder — über'm [3]) Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen [4]),
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seine Jubel ein.
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!

1) Die ältere Lesart lautet:
Was der Mode Schwert getheilt,
Bettler werden Fürstenbrüder,
Obgleich der Ausdruck: der Mode Schwert kräftiger und poetischer seyn möchte, so hat der Dichter doch wohl gefühlt, daß ein Schwert in der Hand der Mode unpassend erscheint; dagegen läßt man sich ungern die zweite Aenderung gefallen, die uns das schöne Bild — den Bettler in dem Augenblick der Freude dem Fürsten gleich gestellt zu sehen — ganz verwischt, und uns nichts Besseres dafür wieder gibt.

2) Der Frohe möchte gerne die ganze Welt an seiner Freude Theil nehmen lassen.

3) über'm ist als eine harte Zusammenziehung für die edlere Schreibart nicht zu empfehlen.

4) Der Dichter betrachtet den gefundenen Freund mehr als eine Sache des Glücks, denn als eine Folge unsers absichtlichen Strebens.

Und wer's nie gekonnt [1]), der stehle
Weinend sich aus unserm Bund!

Chor.

Was den großen Ring [2]) bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet [3]).

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten [4]) der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund [5]), geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor [6]) Gott.

1) Wer nie einen mit ihm sympathisirenden Menschen hat finden können, hat für die Freuden der Geselligkeit keinen Sinn, und paßt also auch nicht in eine frohe Gesellschaft.

2) Die Erde.

3) Die Sympathie (liebevolle, zarte Uebereinstimmung guter Seelen) führt uns dem Urbilde der Liebe (Gott) näher, den die Menschen wohl in ihrem Innern zu ahnen und zu fühlen, aber nicht zu begreifen wissen.

4) Eine alt-dichterische Vorstellung, nach welcher die Natur als die alles ernährende Mutter betrachtet wird.

5) Liebe, Wein und Freundschaft, das sind die drei großen Hebel der geselligen Freude.

6) Eine schöne Zusammenstellung des Niedrigsten (Wurm, — Thier) und des Höchsten (Cherub — Seraph). Jener erfreut sich des Irdischen (Wollust), dieser des Himmlischen (des Anblicks Gottes).

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen,
Ahnest du den Schöpfer [1]) Welt?,
Such' ihn über'm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt [2]) die Räder
In der großen Weltenuhr,
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt [3]).

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen,
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen [4]).

1) Die ältere Lesart war:
Werft euch nieder, Millionen,
Deinem Schöpfer jauchze, Welt!
Wer fühlt nicht die glückliche Verbesserung! — in der Freude, sagt der Dichter, ahnet ihr das Dasein eines höheren Wesens; sucht ihn aber nicht innerhalb dieser Welt, sondern über den Sternen.

2) In der ältern Lesart wälzt, welches in der Idee zu schwerfällig ist, und nicht zu dem raschen Gang der Freude paßt.

3) Freude herrscht in der ganzen Natur, im Sichtbaren und im Unsichtbaren.

4) Betrachtet die Ordnung in der Natur als euer Vor-

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn,
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn [1]).

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beß're Welt!
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen [2])!

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu seyn.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sey vergessen,
Unserm Todfeind sey verziehn!
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn [3]).

bild, und, wie der Held seine Siegesbahn, so verfolget froh die Eurige.

1) Wirkungen der Freude in der moralischen Welt — für den Wahrheitsforscher, den Tugendfreund und den Religiösen.

2) Ihr Leidenden, richtet euern Blick auf jene Welt; dort wird der Lohn eures Duldens seyn.

3) Den Göttern die Freude vergelten, steht nicht in unsrer Macht; wohl aber an Güte gegen Leidende und an Vergebung unsrer Feinde ihnen gleich kommen.

Chor.

Unser Schuldbuch sey vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet [1])!

Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth [2]) — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist,
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen [3])!
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den [4]) der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist,
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

1) Wir wollen vergessen, was Andere uns Böses thaten; denn so wie wir über unsre Mitmenschen richten, wird einst Gott über uns richten.

2) Warum sollten wir nicht Alles an unsrer Freude Theil nehmen lassen! — Der Wein erfreuet ja des Menschen Herz, erweicht ja sogar den Barbaren, und gibt Muth den Trostlosen.

3) Ergreift also den vollen Römer (Becher) und trinkt; aber zuerst opfert dem, von dem alle Freude kommt. — Dies ist eine Anspielung auf die Libation der Alten, die zu Ehren eines Gottes von der Milch oder dem Weine etwas ausgossen (libatio).

4) Hier muß man sich in der Konstruktion den ausgelassenen Dativ dem hinzudenken; nämlich: dieses Glas dem Geist, den 2c.

Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder gält es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut [1]).

Chor.

Schließt den heil'gen Zirkel dichter [2]),
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu seyn,
Schwört es bei dem Sternenrichter [3])!

1) Dies ist das Gelübde, welches die Verbündeten darbringen, und nun durch das volle Glas, das sie trinken, besiegeln.

2) Innigere Vereinigung der Verbündeten; Schwur, das Gelübde zu halten.

3) Mit dieser Strophe schließt sich das treffliche Gedicht in der neuesten Ausgabe. In den frühern Ausgaben dagegen folgt noch nachstehende Strophe:

Rettung von Tyrannenketten!
Besserung dem Bösewicht!
Hoffnung auf den Sterbebetten!
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder trinkt und stimmet ein!
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn!

Chor.

Eine heitre Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Sternenrichters Munde!

Es leuchtet ein, daß das beschworne Gelübde einen sehr schicklichen und schönen Schluß des Ganzen macht. Dennoch möchte man die weggenommene Stanze nicht gerne vermissen, da sie das Ganze erst zur Einheit verbindet. Denn, soll die Freude im Universum herrschend seyn, so muß die Tyrannei weichen, der Böse sich bessern, das Todtenbette den Sterblichen mit neuer Hoffnung beleben. Der Tod selbst muß sich in Leben wandeln, Verbrechen und Bestrafung müssen der Verzeihung Platz machen. — Nur dann (schließt der Chor) kann die Freude uns bis zum Sterbebette begleiten, unser Tod süß seyn, und der Richterspruch in jener Welt über uns — mild.

Die Theilung der Erde.

Von Fr. v. Schiller.

[Der Dichter läßt hier auf eine launige Weise den Jupiter erscheinen, der den Menschen die Welt schenkt. Jedes Alter und jeder Stand greift und eignet sich zu, was er kann. Nur der Dichter, versunken in Betrachtungen über das Geistige, bleibt ohne Eigenthum. Klagend wendet er sich deshalb an den Jupiter, der, da alles schon weggegeben ist, für den Dichter nichts schicklicheres und ehrenvolleres findet, als — ihm einen Platz in seinem Himmel anzubieten.]

*

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. Nehmt! Sie soll euer seyn.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen, *)
Doch theilt euch brüderlich darein.

*) Das Lehen ist eigentlich ein Grundstück, ein Gut, dessen Nießbrauch (Nutzung) einem Andern übertragen wird. Hier ist es uneigentlich zu verstehen.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte [1]) durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt [2]) wählt sich den edlen Firnewein [3]);
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach: der Zehente ist mein!

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Erschien auch der Poet; er kam aus weiter Fern',
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn [4])!

Weh mir! So soll ich denn allein von Allen
Vergessen seyn, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

1) Birschen, ein altes Wort, das in der Kunstsprache der Jäger üblich ist, und den Begriff von erlegen, schießen hat. Das Wort paßt hier sehr gut zu der wilden Lebensweise eines Landjunkers.

2) Es könnte befremden, wie der Dichter gerade dem Geistlichen den Wein zufallen läßt. Allein, abgesehen davon, daß besonders in den katholischen Staaten und in Klöstern die Geistlichen meist gut und reichlich damit versehen sind, scheint auch dem geistigen Geschäft des Seelenhirten nichts schicklicher zufallen zu können, als der geistige und begeisternde Rebensaft.

3) Firnewein — vorjähriger, d. h. alter Wein.

4) Von hier an wird der Ton des Deklamators feierlich klagend durch die ganze Rede des Dichters.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet [1]),
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir!
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet? —
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge [2]) hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr.
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun, spricht Zeus, die Welt ist weggegeben.
Der Herbst [3]), die Jagd [4]), der Markt [5]) ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn [6]).

1) Nicht auffahrend und zürnend, sondern gutmüthig verweisend.

2) Mit Begeisterung, Blick und Körper aufstrebend, milder Ausdruck im Auge und den Mienen.

3) Die Zeit der Aernte, — also hier Aernte selbst: ist eine Metonymie.

4 u. 5) Jagd und Markt. Wieder eine Metonymie für das, was auf der Jagd und auf dem Markt getrieben wird.

6) Der Dichter gehört mehr der idealen als der wirklichen Welt. Für ihn ist daher der Himmel ein höheres Geschenk als die Welt mit ihren vergänglichen Schätzen.

Die Worte des Glaubens.

Von Friedrich v. Schiller.

[Drei Wahrheiten — Worte nennt sie der Dichter — sind es, die den Inhalt dieses Liedes ausmachen: sittliche Freiheit des Menschen, Glaube an die Tugend und Daseyn Gottes. Er verbindet diese zur Einheit, weil der Glaube an sie, als die Grundlage aller menschlichen Hoheit und Würde zu betrachten ist, und fodert daher die Menschen auf, sie im Innern fest zu bewahren.]

*

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur giebt davon Kunde,
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt [1]).

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren [2]):
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren [3]).

1) Die erste Stanze charakterisirt die drei Wahrheiten im Allgemeinen, indem sie der Dichter unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt bringt: sie sind sehr wichtig und bedeutsam — die Menschen reden oft von ihnen — doch sind sie nicht in der Sinnenwelt zu suchen, denn nur der Geist des Menschen kann sie bekunden — ohne den Glauben an sie gibt es keinen menschlichen Werth.

2) Die sittliche Freiheit ist ein Gemeingut der Menschheit, und gehört daher auch dem Sklaven zu.

3) Der Pöbel klagt über Mangel an Freiheit, der Thor mißbraucht sie.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht [1]).

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann [2]) nach der Göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth [3]).

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke [4]),
Und ob alles in ewigem Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die [5]) drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie [6]) pflanzet von Munde zu Munde,

Und

1) Nur vor dem, der die physische Freiheit mit Gewalt zu erstreben sucht, darf man sich fürchten, nicht vor dem sittlichfreien Menschen.

2) kann hat hier den Redeaccent. Der Dichter sagt: wenn der Mensch auch noch so oft strauchelt, er hat doch die Kraft und das Vermögen, nach der Tugend zu streben.

3) Die Tugend, diese gesetzliche Gesinnung — ist nicht das Erzeugniß eines hohen Verstandes, sondern eines reinen schuldlosen Gemüths.

4) Gott denken — ist der höchste und kühnste Gedanke des Menschen.

5) Die ist hier Pronomen und hat den Redeaccent.

6) Sie — mit Betonung.

Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres giebt davon Kunde *),
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

*) Diese drei Wahrheiten stehen in dem Herzen eines jeden Menschen geschrieben.

Die Worte des Wahns.

Von Fr. v. Schiller.

[Die Worte des Wahns sind ein Seitenstück zu den Worten des Glaubens von demselben Verfasser. Er hebt nämlich aus dem Wahnglauben der Menschen vorzüglich drei Punkte heraus: Erwartung eines goldnen Zeitalters, Vereinigung des Glücks und der Tugend auf der Erde, und die Hoffnung, die reine Wahrheit zu finden. Diese drei Worte sind gleichsam drei für sich bestehende Themata, die hier unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt vereinigt, als Gegensatz des Uebersinnlich-Schönen und Wahren, das nicht außer sondern in uns ist, dargestellt werden.]

*

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer
Im Munde der Guten und Besten *).

*) Nicht der Böse kann diesen dreifachen Wahn nähren: denn er will ja den Sieg des Rechts und der Tugend so wenig als die Enthüllung der Wahrheit. Ein solcher Wahn ist nur das Eigenthum des Guten.

Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang' er die Schatten zu haschen sucht [1]).

So lang' er glaubt an die goldne Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen,
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu [2]).

So lang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edlen vereinigen werde.
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde [3]);
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unvergänglich Haus.

[1]) Nur dem Haschen nach dem Schatten ist der Glaube an diesen Wahn vergleichbar. Folgt ihm der Mensch, so verliert er darüber den wahren Lebensgenuß.

[2]) Dies ist eine Anspielung auf die Griechische Mythe des Antäus. Dieser war ein Riese, der im Kampf dadurch unüberwindlich war, daß er sich zur Erde niederwarf, die seine Kraft verdoppelte. Herkules faßte ihn daher um den Leib, und hielt ihn in den Lüften schwebend, bis er von des Helden Stärke erdrückt, seinen Geist aushauchte.

[3]) Es ist Erfahrungssatz, daß der Schlechte — eben weil ihm jedes Mittel recht ist — leichter und schneller zum Besitz irdischer Güter kommt, als der Edle, der, mehr nach dem Geistigen in der Schöpfung strebend, sein Denken und Handeln nach sittlichen Gesetzen bestimmt.

So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen,
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen [1]),
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort [2]).

Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor [3]).

[1]) Die reine unverschleierte Wahrheit findet der Sterbliche nicht; unsre Wahrheit besteht nur in rathen und meinen.

[2]) Der Mensch sucht zwar das Geistige (gefundene Begriffe, Wahrheiten rc.) durch Sprachbezeichnung festzuhalten: doch achtet der Geist nicht ihre Schranken, denn für ihn, den freien, gibt es keinen Stillstand.

[3]) Nur das Göttliche und den Glauben an dasselbe muß der Mensch bewahren. Denn dies, von keinem Ohre vernommen, von keinem Auge gesehen, überhaupt nicht in der Körperwelt befindlich, sondern in dem Innern (dem Geiste und den sittlichen Gefühlen) des Menschen, ist das einzig Wahre und Schöne.

Die Bürgschaft.

Eine Romanze von Fr. v. Schiller.

[Romanze ist eine dichterische Erzählung, in welcher irgend ein (wahrer oder erdichteter) historischer Stoff als ein freies Spiel gemischter Gefühle behandelt wird. Sie gehört also zur historischen Poesie, nähert sich aber sehr dem lyrischen Ausdrucke, daher sie auch von einigen Theoretikern zur lyrischen Poesie gerechnet wird.

Der Stoff selbst kann aus der Vorzeit, aus der Mythologie, aus dem heroischen Zeitalter, aus dem Kloster- und täglichen Menschenleben entlehnt seyn, nur muß er irgend eine Geschichte des Herzens, oder der Leidenschaften, vorzüglich der Liebe, der Religion, der Freundschaft und des Muthes enthalten, so daß ein höheres Gefühl als Grundton des Ganzen, und zwar im Kampfe mit Schwierigkeiten und Hindernissen erscheint. Es herrscht daher in ihr nicht wie im Epos die Stärke des freien Willens, sondern die Macht des Gefühls. — Die, in den meisten Romanzen vorkommenden Geister, übermenschliche Wesen, seltene Naturkräfte und Wunder gehören als Maschinen der Romanze nicht zu ihrem Wesen, und können eben so gut fehlen, als vorhanden seyn.

Der Name Romanze stammt her aus der verderbten lateinischen oder romanischen Sprache, in welcher man seit dem zehnten Jahrhundert erdichtete Erzählungen von Kriegs- und Liebes-Abentheuern zu schreiben pflegte. Der Unterschied, den man zwischen der Romanze und der Ballade machen wollte, daß jene sich auf eine frohe und komische, diese auf eine tragische und sentimentale Darstellung der Begebenheit beziehe, ist durchaus willkürlich, und auf nichts gegründet; beide bezeichnen vielmehr ursprüng-

lich nichts anders als Lieder, die man zur musikalischen Begleitung, oder auch zuweilen beim Tanz zu singen pflegte.

Die besten Romanzen und Balladen haben uns geliefert: Zachariä, Bürger, die Brüder Stolberg, Jacoby, Gotter, Pfeffel, Schiller, Kosegarten, Langbein und A. W. Schlegel.

Der Grundton nachstehender Schillerschen Romanze ist die Stärke der Freundschaft, die ihr Leben für den geliebten Gegenstand zu lassen bereit ist. Zwei innig verbundene Gemüther, die sich gegenseitig, eins für das andere, opfern wollen, wirken selbst auf den tyrannischen Sinn eines Dionys von Syracus so, daß dieser, ihre bisher bezweifelte Treue bewundernd, ihn als den Dritten in ihren Freundschaftsbund aufzunehmen bittet.]

*

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!
Entgegnet ihm finster der Wütherich[1]).
„Die Stadt vom Tyrannen befreien[2])!"
Das sollst du am Kreuze bereuen.

1) Der Dichter selbst bezeichnet dem Deklamator durch den Ausdruck finster die hier zu beachtende Mimik, mit der sich ein harter, gebieterischer Ton verbinden muß.

2) Die Antwort ist nicht trotzig und ungestüm, sondern männlich, edel und freimüthig.

„Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem [1]) Gatten gefreit [2]),
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse: wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er [3]) statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.

Und er kommt zum Freunde: „der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben [4]).
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit.
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

1) Ist der Dativus commodi, statt des Dativs mit der Präposition.

2) Freien, — synonym mit dem in der 5ten Stanze gebrauchten vereinen.

3) er — hat den Ton.

4) Er erzählt nicht, worin dieses frevelnde Streben bestand, denn der Freund mußte als solcher schon davon wissen.

Und schweigend umarmt [1]) ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab [2]),
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen [3]).

Und trostlos irrt er ans Ufers Rand,
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende [4]), schicket,

1) Ein schweigendes Umarmen tritt hier als Zeichen des lebendigen und zustimmenden Gefühls an die Stelle bejahender Worte.

2) Von hier an erzählt der Dichter die mancherlei Hindernisse, die sich dem Freunde auf seinem Rückwege entgegen stellen — übertretende Ströme — Räuber — Ermattung.

3) Man bemerke die schöne Harmonie in dieser Stelle. Der Dichter will den furchtbaren Ton einer vom Strudel weggerissenen Brücke nachbilden; er wählt also Wörter, welche tiefe Vokale enthalten: donnernd — Wogen — Gewölbe — Bogen. Der Deklamator muß diese Stelle in einem dumpfen und fallenden Tone sprechen.

4) Eine Nachbildung der Griechischen Konstruktion, indem das Adjektivum, gegen den Sprachgebrauch des gemeinen

Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir [1]) erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth [2]),
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Lebens, zur Verstärkung des Nachdrucks, hinter das Substantiv gesetzt wird. Durch Voß und andere Dichter und Uebersetzer der Alten ist diese Wortfügung eingebürgert worden.

1) mir steht hier nicht überflüssig; denn es liegt darin das Opfer des Freundes um ihn, und der Verlust desselben für ihn. Eben so in der 12ten Stanze. — Die ganze Stelle wird mit ängstlicher Unruhe gesprochen.

2) Die Sprache eilend — die Stimme steigend, — die Kraft gehoben — bis zur Vollendung des Ganzen in den Worten: und ein Gott hat Erbarmen, die mit Beruhigung gesprochen werden.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr? ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich [1]):
„Um des Freundes Willen erbarmet euch!"
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und horch [2])! da sprudelt es silberhell

1) Das gleich, welches als Adverbium die rasche Handlung des Entreißens näher bestimmt, hat hier offenbar keine gute Stellung, und steht wohl nur des Reimes wegen da.

2) Hinter horch in der Deklamation eine lange oratorische Pause.

Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische[1]) Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen!

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da schimmern in Abendroths Stralen,
Von ferne die Zinnen von Syrakus[2]),
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter.

Zurück[3])! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.

1) gigantisch — (riesenhaft), sehr groß, weil sich die Sonne ihrem Untergang naht.

2) Syrakus — ehemalige Hauptstadt von Sicilien, der Geburtsort des berühmten Archimedes.

3) Besorgt und warnend.

Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

„Und ist es zu spät [1]), und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht [2]),
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue [3])."

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet,
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker! ruft er, erwürget [4]),
Da bin ich, für den er gebürget!

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher [5]),

1) Mit Affekt und fester Stimme.

2) Mit stolzem Gefühl seines Werths.

3) Die gehäuften e (schlachte, zweie, glaube, Liebe, Treue) geben hier einen üblen Gleichklang, der minder bemerkbar werden möchte, wenn die letzte Zeile so hieße:
Und glaube an Lieb' und an Treue.

4) Der Körper strebend, die Hände an die Brust gelegt, die Seele in Affekt, die Stimme stark und steigend.

5) Mit dem Tone der wehmüthigen und gerührten Theilnahme eines gefühlvollen Zuschauers.

In den Armen liegen sich Beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr,
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an[1]),
Drauf spricht er: es ist euch gelungen[2]).
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!

1) Langsam, der Blick bedeutsam ruhend.

2) Nicht mehr die Sprache des stolzen Tyrannen, sondern des überwundenen, nun zu bessern Gefühlen übergehenden Zweiflers.

Grundzüge einer guten Deklamation.

Da die Schillerschen Gedichte von der Jugend am liebsten zur Deklamation gewählt werden, und ihres ideen- und empfindungsreichen Inhalts wegen auch vorzüglich dazu passen: so wird es hier am schicklichsten seyn, die Grundzüge einer guten Deklamation zu zeichnen.

Die Deklamation ist ein Theil der Rhetorik, denn sie faßt die äußere oder körperliche Beredsam-

keit in sich, und sucht den sinnlichen Eindruck auf den Zuhörer durch zwei Wege zu befördern — durch das Ohr und das Auge. In so fern sie durch das Ohr auf das Gefühl wirkt, ist sie Deklamation im engern Sinne, durch das Auge aber — Gestikulation (Aktion). Die Anweisung zur Deklamation gibt die Deklamatorik, die Anweisung zur Gestikulation die Mimik.

I. Deklamatorik.

Die Deklamation ist der durch die Tonsprache hervorgebrachte, sinnlich vollkommne Ausdruck des in einem Vortrage liegenden Sinnes und Charakters, oder: die mündliche Darstellung vorgezeichneter Ideen und Empfindungen. Ihr letzter Zweck ist also, wie bei allen schönen Künsten, — Charakteristik.

Die Deklamation ist grammatisch, charakterisirend und personifizirend.

1) Grammatisch ist sie, in so fern sie es mit den Elementen der Rede und der absoluten Schönheit derselben, ohne alle Rücksicht auf ihren Inhalt, zu thun hat, also — mit der Pronuntiation (Aussprache) und den grammatischen Pausen.

a) Eine gute Pronuntiation, als das erste Erfoderniß eines guten Deklamators, verlangt ein vielseitiges und geschmeidiges Organ, Umfang der Stimme, und deutliche und reine Aussprache. Natur und Kunst müssen sich vereinigen, die entgegenstehenden Fehler der Eilfertigkeit, Langsamkeit, des Lispelns, Stotterns :c. zu heben. Auch gehört noch

zur Pronuntiation der richtige Gebrauch des grammatischen Accents (Wortaccents), der in einem gewissen Druck der Stimme auf einen Theil des Worts besteht. Dieser Theil ist in einem einsylbigen Worte ein einzelner Buchstabe (in Buch ist es das u, in Bach das ch, in hat das t), in einem mehrsylbigen eine Sylbe (in hundert ist es hun, in vergeben—geb, in entschuldigen—schuld, in Wahrheit—wahr), in einem zusammengesetzten ein Wort (in Kriegsrath Krieg, in Tischtuch Tisch, in freimüthig frei). — Uebrigens wird dieser Wortaccent bestimmt durch die grammatische Bedeutung des Worts, indem man den Haupttheil desselben heraushebt, wobei zu bemerken ist, daß bei den Verbis, die sich mit über, um, durch, unter anfangen, der Accent, nach der Verschiedenheit der Bedeutung, bald auf der Partikel, bald auf dem Verbum selbst ruht (übersetzen — übersetzen, ùmgehen — umgehen, dùrchbrechen — durchbréchen, ùnterhalten — unterhàlten.

b) Die grammatischen Pausen (deren Zeichen als bekannt vorausgesetzt werden) bestehen in einem gänzlichen Stillstand der Stimme, und dienen zur Bezeichnung der verschiedenen Sätze und Glieder, aus denen eine Rede besteht. Sie sind nothwendig für den Deklamator, um neuen Athem zu schöpfen, und die Sprachorgane vor Ermüdung zu bewahren, — für den Zuhörer aber, um seinem Ohre Erholung zu gönnen, und seinem Verstande Zeit zu

lassen, die verschiedenen Sätze und Glieder gehörig bemerken zu können: ihr höchster Zweck also ist — Verständlichkeit.

2) Charakterisirend ist die Deklamation, in so fern der Deklamator den Zweck hat, den Charakter des zu deklamirenden Stücks und aller einzelnen Theile desselben, so wie seine eigenen Empfindungen darzulegen, oder es zu äußern, wie er selbst von den Gegenständen, die seinem Verstande erkennbar sind, ergriffen wird. Die charakterisirende Deklamation hat es also nicht mit dem rohen Bedürfnisse der Verständlichkeit zu thun, sondern mit dem Gesammteindruck der ganzen Rede, und fodert daher Zierlichkeit, Anmuth und Fülle. Die Erfodernisse in dieser Hinsicht sind

a) eine volltönige, hinlänglich starke, biegsame und gebildete Stimme, die sich, nach den verschiedenen Seelenstimmungen und Affekten, sanft und stark äußern kann. Ein gewöhnlicher Fehler vieler Deklamatoren ist das Mahlen mit der Stimme. Dieses besteht darin, daß die Sache selbst, welche die Seele denkt, sinnlich dargestellt wird, und unterscheidet sich also von dem Ausdruck, der nur die Gesinnung anzeigt, mit der die Seele denkt, oder den Zustand, worin sie durch ihr Denken versetzt wird. Wer also z. B. durch seine Stimme den Donner, das Heulen des Sturms, das Rauschen des Meeres u. s. w. sinnlich darstellen wollte, würde uns — statt seine Empfindungen und die Art, wie er von jenen Gegenständen berührt wird, dar-

zulegen, die Sache selbst geben, also mahlen. Dies ist aber gegen den Zweck aller Deklamation, durch welche nur Empfindungen, nicht die Gegenstände selbst dargestellt werden sollen. Wer daher das Geißeln und den Schmerz des unschuldig Gegeißelten bezeichnen wollte, würde wohl Unwillen und Abscheu, als die in ihm hervorgebrachten Empfindungen äußern, nicht aber die Töne des Schmerzes mit seiner Stimme nachahmen dürfen. — Nur in dem Falle wird das Mahlen erlaubt seyn, wenn die Phantasie von der Sache ganz erfüllt ist, oder die Seele sich so ganz in dem Gegenstande befindet, daß sie ihr eigenes Selbst von der Vorstellung des Gegenstandes nicht mehr unterscheidet. Dies ist der Fall bei dem Großen, Erhabenen, Zarten und Lieblichen, wo man den Charakter dieser Gegenstände selbst annimmt, weil eben dadurch der Ausdruck bewirkt wird.

b) Die richtige Anwendung der verschiedenen Töne. — Diese sind die verständlichste Ursprache der Natur, in der wir unser Empfinden ausdrucken, und zugleich die Sprache der Sympathie, da ein Ton der Freude und des Schmerzes sogleich in das Herz des Hörers eindringt, und beider Gefühle zum schönen Einklang vereinet. Jeder Mensch hat drei verschiedene Arten von Tönen: einen hohen, mittlern und tiefen, die aber wieder mannigfache Abstufungen haben. Der zweite ist als der Grundton der menschlichen Rede zu betrachten; er steigt und fällt in den höhern und tiefern, wie der Charakter des vorzutragenden Stücks,

od

oder der zu sprechenden Stelle es mit sich bringt. So fordern z. B. die Sanftmuth, Zärtlichkeit, Liebe zarte, der Zorn schnelle und starke, die Zufriedenheit eben und gleich fließende, die Freude hüpfende Töne. Der Deklamator muß daher darauf sehen, daß die verschiedenen Töne richtig und wahr, und jedesmal an ihrer eigentlichen Stelle angegeben werden. Ohne Gefühl und Phantasie möchte dies freilich nicht gelingen, aber ohne jene Kräfte gibt es auch so wenig einen Deklamator, als es einen Musiker ohne Gehör gibt. Diese Bedingung vorausgesezt, wird der Deklamator, die richtige Tonart des darzustellenden Stücks nicht verfehlen, wenn er sich bemüht, in den Sinn und die Eigenheiten seines Stücks einzudringen, und die darin liegenden Ideen und Empfindungen in sein Bewußtseyn aufzunehmen. Eine Zeitung, eine Predigt, eine Fabel, eine Ode, ein Gebet fodern eine ganz verschiedene Tonart, und selbst diese schattet sich ab nach den stärkern und schwächern Affekten, und nach den verschiedenen Empfindungen der Freude, der Betrübniß, der Furcht und der Hoffnung, welche in den einzelnen Stellen eines Stücks mit einander wechseln. Bei diesen Uebergängen der Empfindung ist dann auch ein allmähliges Uebergehen der Töne selbst, und ein stufenweises Anschwellen oder Abnehmen derselben durchaus nöthig. Hat der Deklamator — was unerläßlich ist — sein vorzutragendes Stück gehörig durchstudirt, so wird er auch den Uebergang aus einem Ton in den andern, die Abwechselung der

Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, der Geschwindigkeit und Langsamkeit, des schleifenden und hüpfenden Ganges der Rede nicht verfehlen, und jeder Stelle den wahren, naturgemäßen Ausdruck zu geben wissen, den wir von einer kunstvollen Darstellung fodern.

c) Der Gebrauch des Redeaccents oder der Emphasis. Der Redeaccent besteht darin, daß man die wichtigste Vorstellung in einem Satze durch einen stärkern Druck der Stimme hervorhebt, und dadurch die Hauptidee des Ganzen für das Ohr, und durch dasselbe für den Verstand anschaulicher bezeichnet. Er kann also nicht wie der grammatische Accent (S. 30.) unabänderlich fest stehen, sondern er hangt ganz von der Wichtigkeit der auszudruckenden Vorstellung ab und kann auf alle Redetheile, die ihrer Natur nach einer rednerischen Betonung fähig sind, gelegt werden. — So lange wir kein besonderes Schriftzeichen für den Redeaccent haben, bleibt dem Deklamator nichts anders übrig, als das darzustellende Stück mit aller Aufmerksamkeit durchzulesen, und sich wie der Tonkünstler mit einem nicht von ihm gesetzten (komponirten) Stück, mit dem Charakter seines Gedichts oder seiner Rede vertraut zu machen, und in den Sinn jeder einzelnen Stelle einzudringen. Betrachten wir z. B. die Anrede Christi an den Verräther Judas: verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß? so sehen wir leicht, daß nur ein Hineindenken in die Seele, Lage und Umstände Christi im Stande ist, die richtige Anwen-

dung des Redeaccents zu bestimmen. Denn es leuchtet ein, daß die Emphase sowohl auf verräthst als auf du, sowohl auf Sohn als auf Kuß gelegt werden kann, je nachdem wir uns diese oder jene Idee als die wichtigste in der ganzen Vorstellung denken. Allein achten wir auf den geschichtlichen Zusammenhang, auf das, was dieser Anrede vorherging, daß nämlich Judas sich Christum nahet, um ihn zu küssen, und bedenken, daß dieses Zeichen der Liebe in geradem Widerspruch steht mit einer verrätherischen Gesinnung: so finden wir die Hauptidee nothwendig in diesem Gegensatz verräthst und Kuß, und begreifen nun, daß wir diese beiden Wörter in der Anrede herausheben, alle übrige aber in Schatten stellen müssen. — So lebendig die Rede durch den Accent wird, und so sehr sie dadurch an Verständlichkeit und Schönheit gewinnt: eben so sehr muß sie auch durch Vernachläßigung desselben kraftlos und eintönig und durch unrichtige Anwendung unverständlich werden.

Hierzu gehört denn auch der Fehler des überladenen Accentuirens, der darin besteht, daß alles emphatisch gesprochen wird, wodurch das Ohr und der Verstand beleidigt, und die Rede der angenehmen Mischung des Lichts und Schattens beraubt wird. Auch ist es fehlerhaft, die Emphasis mit zu großem gegen den Ton des Ganzen zu stark abstechenden Nachdrucke zu bezeichnen, besonders wenn mehrere Ideen von Wichtigkeit in einer und derselben Periode vorkommen. Man wechselt deshalb unter den Mit-

teln, Deutlichkeit und Nachdruck zu bewirken, lieber ab, und bezeichnet die wichtigsten Vorstellungen bald durch stärkere Aussprache, bald durch einen langsamen, dahin schleifenden, bald durch einen höhern Ton. Die erste Art, welche bloß die Idee durch den stärkern Druck der Stimme hervorhebt, ist die gewöhnlichste; bei der zweiten Art eilt man schneller über minder wichtige Worte hinweg, wodurch die Hauptideen von selbst sich hervorheben, z. B. nicht nach, sondern vor der That, so daß die mit ᴗ bezeichneten Nebenideen gleichsam weggeschnellt werden. Die dritte Art der Emphase hebt die Hauptidee durch einen höhern Ton, z. B. „du hast es gethan?" oder der Gott sollte uns verlassen, der ꝛc" heraus.—Zuweilen ist der Hauptbegriff in mehreren Worten, oder in einer ganzen Reihe von Vorstellungen enthalten; in diesem Falle vertheilt sich der rednerische Accent auf diese. Wenn z. B. Wieland sagt: „ein gefühlloser Mensch mag bei diesen ekelhaften und grausenvollen Auftritten gleichgiltig bleiben; aber ein M e n s c h, d e r a n d e n S c h i c k s a l e n s e i n e r G a t t u n g w a h r e n A n t h e i l n i m m t, wird sie ohne Schaudern und Mitleiden nicht ansehen können: so darf man nur statt ein M e n s c h ꝛc. den Gegensatz des vorhergehenden Wortes g e f ü h l l o s, also — ein g e f ü h l v o l l e r M e n s c h setzen, und man wird bald sehen, daß derselbe Accent, den man auf diesen kurzen Ausdruck legen würde, auf die ganze Ideenreihe vertheilt werden muß.

b) Das richtige Zeitmaaß. Unter Zeitmaaß versteht man den Grad der Geschwindigkeit oder den Gang der Rede in der Bewegung der Stimme. Es kann schnell (allegro), gemäßigt (moderato) und langsam (largo) seyn, je nachdem der Charakter des zu deklamirenden Stücks oder der zu sprechenden Stelle es mit sich bringt. Der gewöhnliche Fall ist, daß die verschiedenen Zeitmaaße mit einander wechseln, obwohl eins derselben nach der Eigenthümlichkeit der darzustellenden Rede als Grundton des Ganzen angenommen wird. So wenig man nämlich in der Musik eine Andante wie ein Allegro, oder einen Marsch wie ein Adagio behandeln kann; eben so wenig dürfen in der Deklamation die Zustände der Ruhe und des Affekts der Freude und der Traurigkeit, der Klage und des Gleichmuths mit einander verwechselt werden, da jede Stimmung des Gemüths ihre eigne Bewegung hat, nach den verschiedenen Graden ihrer Stärke und Schwäche. Das ruhige Nachdenken, z. B., die Betrachtung, die sanfte Freude fodern nothwendig ein gemäßigtes, — das Feuer, der Schmerz, der Zorn, die brausende Lustigkeit ein schnelles, — die dumpfe Traurigkeit, die melancholische Klage ein langsames Zeitmaaß; — wo Verlegenheit eintritt, Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, da wird das Zeitmaaß bald schneller bald langsamer seyn. Hieraus ergibt sich, daß man die Natur der Seelenstimmung erkannt haben muß, wenn man das richtige Zeitmaaß beobachten soll.

Zu dem Zeitmaaß gehören auch die rednerischen (oratorischen) Pausen, die sich von den grammatischen (S. 30) unterscheiden. Diese finden nur statt bei vorhandenen Interpunktions-Zeichen, dagegen die oratorischen von höhern Gesetzen abhängig sind. Sie sollen nämlich die Aufmerksamkeit des Höeres bei den wichtigsten Vorstellungen fest halten, und der Anmuth, der Kraft und dem Nachdruck der Rede zu Hilfe kommen. Daher finden wir sie auch oft mit den grammatischen Pausen vereint, oft ohne dieselben, da, wo kein Interpunktions-Zeichen angebracht werden kann. Durch ihren richtigen Gebrauch wird die Rede wahrhaft musikalisch, um so mehr, da mit ihnen auch das Fallen und Steigen des Tones, die Stärke und Schwäche der Stimme verbunden ist. — Anders aber verhält es sich bei den Pausen am Ende eines Verses, dessen Sinn noch nicht aus ist. Auch hier wird — um die Melodie des Verses nicht verloren gehen zu lassen — eine Pause gemacht, aber nur kurz, und ohne Veränderung des Tons, daher sie eine Haltpause genannt wird.

3) Personifizirende Deklamation. Diese hängt genau mit der charakterisirenden zusammen. Denn, so wie diese den Charakter jeder einzelnen Stelle, und der ganzen Rede darlegen soll, so soll jene den Charakter derjenigen Person enthalten, der eine gewisse Reihe von Empfindungen und Grundsätzen beigelegt wird.

Zum Ausdruck des persönlichen Charakters ge-

langt der Deklamator dadurch, daß er alle körperliche und geistige Eigenheiten desselben, in so fern sie überhaupt durch Töne und Geberden darstellbar sind, zu seinen eigenen macht; daß er also für den Augenblick der Darstellung eine andere, und zwar die verlangte Person wird, deren ganzes Aeußeres uns das Gemüth und denjenigen Geist darlegt, den der Dichter durch Worte darstellen wollte, und zu dessen vollkommener Versinnlichung es noch der ausdrucksvollsten Merkmale durch die Ton- und Geberden-Sprache bedurfte.

Die Personifikation kann aber zweierlei Art seyn. Sie betrifft nämlich entweder den ganzen Menschen, nach seiner körperlichen und geistigen Beschaffenheit, wie nach seinen äußern Verhältnissen, oder nur eine, in diesem Menschen herrschende, bestimmte Empfindung oder Leidenschaft.

Sehen wir auf die erste Art der Personifikation, so gehören dahin mehrere persönliche Umstände des Alters, des Volks, des Standes rc.; diese fremde Persönlichkeit aber liegt ganz außer den Grenzen der Deklamation. Sie gehört für den Schauspieler, dem Mittel genug (Masken, Farben, Costum) zu Gebote stehen, um sich die Eigenthümlichkeit der Person zu geben, die er darstellen will. Der Deklamator kann hier durch Ton und Geberde nur andeuten, was der Schauspieler auszuführen vermag.

Dagegen kann und darf die andere Art der Personifikation von dem Deklamator mit Behut-

samkeit benutzt werden. Sie besteht nämlich in dem Ausdruck des augenblicklichen Affekts nach Alter, Volk, Stand und den Eigenthümlichkeiten der Person. Der Deklamator stellt alsdann durch Stimme, Ton, Accent und Zeitmaaß die, von einer bestimmten Empfindung oder Leidenschaft bewegte Persönlichkeit dar, so, daß er den innern Zustand derselben mit Hinsicht auf äußere Umstände der Person ausdruckt.

In der Regel wird der Deklamator schon mit den, bei der charakterisirenden Deklamation gemachten Bemerkungen ausreichen, sobald er sie mit einigen Abschattungen auf die Charakteristik einer bestimmten Person anwendet.

II. Mimik.

1) Allgemeine Bemerkungen über die Geberdensprache. — Unter Geberden verstehen wir die Stellungen und Bewegungen unsers Körpers, d. h. die Haltung und den ganzen Anstand, das Spiel der Hände, die Bewegung der Stirn, der Augen, der Wangen und des Mundes. In so fern diese Geberden mit einander zu einem verständlichen Ganzen, gleich einzelnen Wörtern, verbunden werden, entsteht eine Geberdensprache.

Die Geberden sind nächst den Tönen die äußerlichen Zeichen unsers Gefühlszustandes; denn sie zeigen an, welchen Eindruck das Große, Kleine, Sanfte, Verächtliche, Ehrwürdige auf uns macht, und wie wir von den Gegenständen, die uns so eben beschäftigen, berührt werden. Sie sind natür-

liche, in so fern sie als eine nothwendige Folge unsers Gemüthszustandes, oder der uns beherrschenden Empfindung angesehen werden können; sie sind conventionelle, in so fern sie auf einer gesellschaftlichen Uebereinkunft beruhen, und nur gewissen Völkern, Ständen und Verbindungen eigen sind, z. B. das Händefalten und das Händeausbreiten, das Verhüllen und Senken des Haupts beim Gebet, die verschiedenen Arten der Höflichkeits-Bezeigungen u. s. w. Dergleichen Zeichen müssen daher, wie eine fremde Sprache erlernt werden, z. B. das Hauchen über die leere, flache Hand, als Zeichen, daß da, wo etwas vermuthet wurde, nichts sey. Die Gefühle selbst, aus denen die natürlichen Zeichen hervorgehen, sind verschieden nach dem Geschlechte, dem Temperament, dem Stande und der Erziehung, dem Alter und Gesundheitszustande, so wie nach der ganzen Eigenthümlichkeit der Person. Wie verschieden ist z. B. das Lachen und der Zorn einer alten Jungfer, eines raschen, feurigen Mädchens, eines Laffen, eines geistvollen Mannes, eines Phlegmatikers! — Diese Gefühle haben im Entstehen, Wachsen und Verschwinden verschiedene Grade der Stärke, — und nach allen diesen Umständen richtet sich nun der Ausdruck der Geberdensprache.

Unter den einzelnen Zeichen der Hände, der Mienen und der Augen muß aber Uebereinstimmung herrschen, d. h. alle Zeichen müssen sich leicht zur Einheit verbinden lassen. Das Auge darf also nicht

weinen, wenn sich der Mund zum Lachen verzieht; die Hand nicht drohen, wenn das Gesicht freundlich ist, der Kopf nicht herab hangen, wenn das Gesicht hohe Freude ausdruckt: sonst würde ein offenbarer Widerspruch entstehen. Wer die menschliche Natur studirt, und gute Muster beobachtet, wird vor solchen Fehlern gesichert seyn.

So wenig man übrigens alles in der Wortsprache geradezu ausdrucken darf, eben so wenig darf man es in der Geberdensprache. Da, wo ein starker Affekt, Neid, Zorn rc. rc. eintritt, würde die natürliche, lebendige Darstellung widrig und ekelhaft seyn; man darf diesen Zustand, der schon an und für sich zum unangenehmen Ausdruck hinneigt, nur andeuten, nicht aber durch die Geberdensprache verstärken. Ueberhaupt muß alles, was den guten Geschmack beleidigt, aus der mimischen Darstellung entfernt bleiben.

2) Besondere Regeln über die Geberdensprache.

a) Stellung des Körpers (attitude). — Der Deklamator ist kein Schauspieler, der seinen Standort nach dem Charakter seiner Rolle verändert, und seine Aktion mit langsamern oder raschern Bewegungen auf der Bühne begleitet; sondern er hat, gleich dem Redner, einen nur kleinen Raum, auf den er die ganze Wirksamkeit seines Körpers beschränken muß. — Er trete auf in einer geraden, ungezwungenen Stellung, mit einer schicklichen Verbeugung, die weder Grobheit noch Kriecherei ver-

räth, die Arme ohne Verlegenheit in anständiger Ruhe liegend, die Füße in der dritten Stellung, so, daß der Körper nicht nur einen festen Standpunkt hat, sondern auch alle nöthige Bewegungen leicht und frei machen kann. Denn, nach dem Inhalt des Stücks, und den verschiedenen Eindrücken des Affekts wird der Deklamator seinen Körper bald mehr nach den Zuhörern hinwenden, bald ihn zurückziehen, bald seitwärts sich neigen, und also auch die Stellung des ersten Auftretens durch vorgesetzten oder zurückgezogenen Fuß mehr oder weniger verändern müssen. Nur müssen alle diese — freilich sehr beschränkte — Bewegungen immer bedeutsam, und mit dem Charakter der darzustellenden Ideen und Empfindungen übereinstimmend seyn. So wird z. B. der Affekt des Muths den Körper spannen, und die Brust heraustreten lassen, dagegen die Furcht und Schwäche ein leises Zurückziehen und allmähliges Erschlaffen nothwendig machen muß.

b) Gestikulation. — Die Gestikulation, oder Bewegung der Hände kann mehr oder weniger bezeichnend seyn. Denn der Deklamator hat, wie jeder Handelnde, auch gewisse willkürliche Zeichen der Thätigkeit, die, um den Worten Leben zu geben, da eintreten, wo ein ruhiger, leidenschaftsloser Vortrag keine bestimmte Aktion erfodert. Hiebei sind Freiheit, Leichtigkeit und zwangloses Wesen, so wie Abwechselung die vorzüglichsten Erfodernisse. Nur hüte man sich, mit beiden Händen zu schnell und gleichsam in einem bestimmten Zeitmaaße zu wech-

seln, weil sonst schläfrige Einförmigkeit entstehen, und die ganze Gestikulation charakterlos seyn würde.

Wichtiger sind indessen diejenigen Bewegungen, die durch den Inhalt der Rede, und die Empfindungen des Deklamators hervorgebracht werden. Hier gibt es der mannigfachen Formen so viele, daß er sie kaum zu erschöpfen vermag. Er kann die Hände flach, halb und ganz offen oder geschlossen halten; er kann sie in einem höhern, mittlern und niedern Raum bewegen, und sie bald in grader Linie, bald seitwärts, bald vor sich hinstreichen lassen, bald sie nach sich ziehen, den Arm mehr oder weniger krümmen, drohend den Finger erheben u. s. w., und alle diese Bewegungen rascher oder langsamer, mit einer Hand, oder mit beiden zugleich vornehmen.

Bei diesen verschiedenen Formen der Hände kommt alles darauf an, zu wissen: wann und wie der Deklamator sie gebrauchen soll?

Sehen wir zuerst auf das wann, so läßt sich hier nur die allgemeine Regel festsetzen: der Deklamator versinnliche alles, was wichtig ist, und was mit Anstand durch Zeichen der Hände versinnlicht werden kann. Dahin gehört: theils das, was den Begriff der körperlichen und geistigen Größe, der Kraft und der Stärke mit sich führt, theils das, was gewisse Empfindungen und Affekte in uns hervorbringt, in welchem Falle der Deklamator durch seine Gestikulation zeigt, wie er von den Gegenständen, die auf ihn wirken, berührt wird. So beugt sich z. B. bei einem Gegenstand der Furcht und

des Ekels der Körper zurück, das Gesicht wendet sich seitwärts, die Hände ziehen sich gegen die Schultern, oder sie bemühen sich, den Gegenstand zu entfernen. Bei der Liebe aber und der zärtlichen Zuneigung strebt der Körper nach vorne hin, die Arme dehnen sich aus, man ist in Begriff, den Gegenstand zu umfassen. — Nie aber darf die Gestikulation früher oder später als die Empfindung kommen; sie muß mit ihr zu gleicher Zeit eintreten, wenn nicht das Ganze zerstückelt werden soll.

Sehen wir zweitens auf das wie, so hängt dies ganz von dem Gegenstande ab, den der Deklamator bezeichnen, und von der Empfindung die er ausdrucken will. So wie nämlich in der Deklamation jede Empfindung ihren eigenen Ton hat, so hat sie auch in der Mimik ihren eigenen Ausdruck der Hände. Wir stellen daher für den mimischen Darsteller die Regel fest: daß er jedesmal diejenige Bewegung wähle, welche als natürliches oder conventionelles Zeichen den Gegenstand und den Affekt, welcher ausgedruckt werden soll, am sichersten und deutlichsten bezeichnet, so, daß nicht nur nie zwischen Rede und körperlichen Ausdruck ein Widerspruch entsteht, sondern daß auch bloß aus der Geberde schon der jedesmalige Gemüthszustand mit Sicherheit erkannt werden könne. — Auch hier leuchtet es ein, wie nothwendig es ist, daß der mimische Darsteller die einzelnen Theile seines Stücks durchdacht haben, und in die Feinheiten seiner Composition eingedrungen seyn müsse. Möge man sich besonders vor der Un-

art und Geschmacklosigkeit einiger Deklamatoren bewahren, die ihre Hände hoch über den Kopf hinausschwingen, so wie vor der Steifheit derer, die mit fest angeschlossenem Arm, ihre Hände in der Gegend der Rocktaschen spielen lassen.

c) Ausdruck des Gesichts oder Mime. — Die Mime äußert sich in den Bewegungen der Augen, der Stirn, der Wangen und des Mundes. Unter diesen Theilen sind die Augen zum charakteristischen Ausdruck besonders geschickt; denn es gibt keinen Affekt, der nicht durch sie bezeichnet werden könnte, und keinen Theil des Gesichts, der den Gemüthszustand wahrer und ausdrucksvoller darstellen könnte als sie. Sie glänzen in der Freude und sind trübe in der Traurigkeit; sie verrathen Bescheidenheit, Hochmuth, Grausamkeit, Mitleid, Ueberlegung, Zerstreuung; ihr Blick ist fest, gespannt, matt, stier, mild, schmachtend, stutzend, lüstern, schwimmend, frei, niedergeschlagen, drohend; — kurz in ihnen liegt die Seele des Menschen.

Es ist daher einer der größten Fehler des Deklamators, wenn er seine Augen nicht zu gebrauchen weiß, oder durch Schüchternheit verhindert wird, sie in die mannigfaltigen Stellungen zu bringen, welche der Inhalt seiner Rede erfodert. Auf der andern Seite aber ist es eben so tadelnswerth, den Blick kühn und frech umher zu werfen, als wolle man über alles gebieten, oder ihn prüfend bald rechts und bald links auf die Zuhörer zu heften, als wolle man sie mustern. Der Blick verrathe

vielmehr den bescheidenen, anständigen, freien, ernsten, gebildeten Mann, der seine Würde fühlt, aber seinen Werth weder zu hoch noch zu gering anschlägt, und es weiß, daß, und welche Achtung er seinen Zuhörern schuldig ist.

Indessen wird damit nicht gesagt, daß der Blick des Deklamators immer derselbe seyn müsse. Der ganze Ausdruck des Gesichts muß vielmehr sowohl dem Alter, Stande und Charakter des Deklamators, als dem Charakter seines Stückes und jeder einzelnen Stelle desselben angemessen seyn. Dem Jüngling z. B. steht Bescheidenheit, dem Manne Festigkeit, dem Vornehmen Herablassung, dem Großen Würde am besten. Wer eine Trauerode deklamiren soll, darf nicht mit dem lachenden Auge einer Aspasia kommen, und wer ein scherzhaftes Mährchen erzählt, darf nicht den strafenden Ernst eines Cato mitbringen.

Dasselbe läßt sich von dem Ausdruck der Stirn, der Lippen und der Wangen sagen. Diese sind gleichsam dienende Gehilfen fur die verschiedenen Bewegungen der Augen, und schmiegen sich mit ihnen in alle die Formen, welche jene nach dem jedesmaligen Charakter der Rede annehmen; durch sie zeigen wir uns bald demüthig, bald drohend, bald unzufrieden, bald freudig, bald aufgeweckt, bald niedergeschlagen; wir hassen, verachten, lächeln, — kurz, jede Bewegung unsres Innern druckt sich in ihnen und durch sie aus, und wir dürfen nur natürlich seyn, um diesen Ausdruck wahr und richtig zu beobach-

ten, und alle Bewegungen des Gesichts harmonisch wahrnehmen zu lassen.

Indessen hat der Deklamator bei dem Gesichtsausdruck die Behutsamkeit anzuwenden, daß er nichts wahrnehmen lasse, das widrig und unangenehm ist. Gewisse Affekte daher, die an sich schon einen starken Eindruck machen, dürfen nur schwach angedeutet, und müssen so viel als möglich veredelt werden. Auch hier zeige sich der Deklamator nur als Darsteller der schönen Natur, und verbinde mit Wahrheit und Treue auch Anmuth und Grazie.

Alle diese Regeln, sie mögen den deklamatorischen oder mimischen Ausdruck betreffen, lassen sich nur unter der unerläßlichen Bedingung anwenden, daß der Deklamator sein Stück sorgfältig durchdacht und genau auswendig gelernt habe. Im entgegengesetzten Falle wird er den Ausdruck verfehlen, und seine eigene Verlegenheit auch auf den Zuhörer übertragen, der, statt ihm mit der Empfindung zu folgen, nur für ihn fürchten, statt auf die Sache zu achten, sich nur mit seiner Person beschäftigen muß.

Der Taucher.

Eine Romanze von Fr. v. Schiller.

Wer wagt es, Ritter oder Knapp [1]),
Zu tauchen in diesen Schlund [2])?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund,
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen [3]).

1) Der Knappe bezeichnete in dem Mittelalter der Deutschen jeden zu gewissen Diensten verpflichteten Menschen, und kömmt darin ganz überein mit dem Griechischen παις und dem Lateinischen puer, Wörter, die einen Knaben und einen Diener bezeichnen. Vorzüglich aber gebrauchte man dieses Wort von einem jungen Adligen, der noch nicht Ritter war, sondern die Ritterschaft erst im Dienste eines Ritters erlernte, indem er ihm die Waffen trug, und ihm im Gesecht Beistand leistete. Eben daher heißt auch ein solcher Knappe — Schildträger und Edelknecht. In dieser Bedeutung hat es unser Dichter genommen. (S. 4. Stanze.)

2) Dieser Schlund ist, wie die folgende Stanze zeigt, die Charibdis, ein bekannter Meerstrudel in der sicilischen Meerenge, gerade über einem ins Meer hinragenden Felsen, Scylla genannt. Da die Durchfahrt durch beide den damaligen Schiffern sehr gefährlich schien, indem sie entweder in den Strudel oder an den Felsen geriethen, so entstand das Sprichwort: incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim (wer die Charibdis vermeiden will, geräth in die Scylla). Die Dichter und mythologischen Schriftsteller des Alterthums schildern diese Scylla als ein Ungeheuer, mit Hunden an dem Unterleibe.

3) Die ganze Stanze wird in einem hohen, rufenden Tone gesprochen. Dies fodert der Standort des Königs und das Publikum, zu dem dieser spricht.

Der König spricht es und wirft von der Höh [1])
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaus hängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
Ist keiner, der sich hinunter waget?

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wieder gab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzten sie schäumend dem finstern Schooße [2]).

1) Hier tritt der Fall ein, wo die (Seite 38) erwähnte kleine Haltpause gemacht werden muß.

2) Getose — Schooße; eine sogenannte licentia poetica. Der Deklamator kann diese Härte durch seine Kunst etwas mildern.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt [1]),
Wie wenn Wasser und Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt [2]),
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein [3]) Meer gebären.

Doch endlich [4]), da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell [5]), eh die Brandung [6]) wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und [7]) — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespielt;

1) Das viermalige und ist ein Polysyndeton, d. h. eine Figur, welche den Zweck hat, durch die Häufung der Konjunktionen den raschen Gang der Einbildungskraft zu mäßigen, um die Aufmerksamkeit bei jeder einzelnen Vorstellung fest zu halten. Ihr entgegengesetzt ist das Asyndeton.

2) Der Gischt (Gäscht) — ein gewöhnlich nur im gemeinen Leben vorkommendes Wort, welches die gährende Bewegung eines flüssigen Körpers und dessen Schaum bezeichnet.

3) ein hat den Redeton.

4) Mit tieferm, herabgesenkten Ton und merklicher Ruhe.

5) Mit eilender Sprache.

6) Das Schäumen und Brausen des Meers an steilen Küsten und Felsen, so wie überhaupt das Schäumen der Wellen in den Tiefen des Meers.

7) Eine oratorische Pause.

Und *) geheimnißvoll über den kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und betend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem
Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König seyn,
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn!
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebendige glückliche Seele.

Wol manches Fahrzeug vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller wie Sturmes Sausen
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und brauset und siedet und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,

*) Mit dem Tone des theilnehmenden Gefühls.

Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh[1]), aus dem finster flutenden Schooß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ists[2]), und hoch in seiner Linken,
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief[3]),
Und begrüßte das himmlische Licht:
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
Er lebt! Er ist da[4])! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte;

Lang lebe der König! es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!

1) Das Plötzliche und Unerwartete bezeichnet man durch Erweiterung der Augen und einen hohen Ton.

2) Mit lebhafter Freude, im Triumphtone gesprochen.

3) Langsam und in tiefem Tone.

4) Das Auge glänzend, die Stimme lebhaft und schnell.

Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell [1]),
Da stürzt' mir aus felsigtem [2]) Schacht,
Wildflutend entgegen ein reißender Quell,
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie ein Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen!

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff [3]),
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen [4]),
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

1) Eilende Sprache und unruhige Bewegung müssen hier das Schauderhafte in der Erzählung bezeichnen.

2) Felsigt — ist grammatisch unrichtig, und muß felsig oder felsicht heißen. (S. Th. I. S. 144. die Anmerk.)

3) Felsenriff — ein, in dem Seewesen üblicher Ausdruck zur Bezeichnung eines langen, wie eine Bank sich fortziehenden Felsens.

4) Die Koralle ist eine steinartige, ästige Masse in der Gestalt eines Zweiges, wird auf dem Grunde des Meeres (besonders im Mittelländischen Meere) angetroffen, und rührt von kleinen Würmern her, die solche als ihr Gehäuse bauen. Man hat rothe und weiße, und verfertigt daraus Messerhefte, Ohrgehänge, und eine Art Perlen, die um den Hals getragen werden.

Denn unter mir lag's noch bergetief,
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen [1]) und
Drachen,
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachliche Roche [2]), der Klippenfisch [3]),
Des Hammers [4]) gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne [5]).

Und da hing ich und war's mir mit Grausen
bewußt,

1) Salamander und Molch sind beide eine Art von Eidexe, größer als die hiesigen, haben einen kurzen Schwanz und gelbe Farbe. Giftig sind sie nicht, doch spritzen sie leicht einen weißen Saft von sich, der auch Ursach ist, daß sie sich eine Zeitlang in mäßigem Feuer halten können.

2) Roche, dies ist der Giftroche oder Pfeilschwanz, der am Schwanze einen Stachel hat, mit dem er verwundet.

3) Dies ist der am Rücken aufgerissene, und auf Klippen gedörrte Kabliau, der auch unter dem Namen Stockfisch bekannt ist.

4) Der Hammer ist eine Art Hayfisch, dessen breiter und platter Kopf sich auf beiden Seiten in Gestalt eines Hammers ausbreitet. Dieses gefräßige Thier lebt in den Europäischen und Amerikanischen Meeren.

5) Hay — Hyäne. Was die Hyäne, dieses gefräßigste, wüthigste Thier auf dem Lande ist, das ist der Hay, dieser Menschenfresser, im Meere.

Von der menschlichen Hülfe so weit [1]),
Unter Larven [2]) die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran [3]),
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tief unterstem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Laßt Vater genug seyn das grausame Spiel [4]),
Er hat euch bestanden, was Keiner besteht,
Und könnt' ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

1) Mit klagendem Tone.
2) Unter ungestalten, gefühllosen Wesen.
3) Aengstlich und im schnellern Zeitmaaße.
4) Grammatisch-richtig hätte der Dichter sagen müssen: — genug des grausamen Spiels.

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein, —
Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir seyn,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsge-
walt [1]),
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzet hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie
zurück [2]),
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt's sich hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

1) Mit gespanntem Körper.

2) Diese ganze Stanze wird in einem dumpfen Tone und im langsamen Zeitmaße gesprochen.

Allgemeine Bemerkung. Bei allem Reiz, den uns das Lesen dieser Romanze erregt, fehlt es ihr nicht an einzelnen Mängeln in der Form. Wir rechnen dahin, daß 11 Stanzen sich mit dem Worte und anfangen, welches außerdem noch oft genug vorkommt. Gewiß würde der Dichter, wenn er lebte, die kleinen Flecken selbst verwischen.

August Wilhelm v. Schlegel.

August Wilhelm Schlegel ist geboren 1767 zu Hannover; lebte als Professor in Jena, und befindet sich jetzt auf Reisen. Ausgerüstet mit seltenen Talenten, und genährt durch griechischen Geist, haben seine Gedichte (Tübingen 1800) und seine darauf erfolgte Uebersetzung des Shakespear ihm einen ehrenvollen Platz unter den Gelehrten und Dichtern der neuesten Zeit angewiesen. Das schöne Alterthum mit seinem Geiste umfassend, hat er so manche Blüthe desselben auf heimischen Boden übertragen, und gebietend über den ganzen Umfang der Sprache ihr und unsrer Poesie neue Formen glücklich anzupassen versucht. — Bei diesen Vorzügen mag man die Anmaßung, mit der unser Dichter anfangs in Verbindung mit seinem ebenfalls talentvollen Bruder Friedrich, als Kritiker auftrat, so wie den Mystizismus, der sich über mehrere seiner Geistesprodukte verbreitet, zwar keinesweges billigen, aber doch gern der Vergessenheit übergeben.

Arion*).

Eine Romanze von A. W. Schlegel.

[Arion gehört zu den ausgezeichnetsten Gedichten, nicht nur dieser Gattung und dieses Dichters, son-

*) Arion, ein Sohn des Neptun und der Nymphe Oncäa, von Methimna gebürtig, lebte etwa 700 J. v. Chr.

dern der deutschen Dichtkunst überhaupt. Es ist nicht bloß der zarte, aus der Mythologie entlehnte Stoff, den der Dichter mit so viel Wahrheit und Innigkeit behandelt — die Allgewalt der Musik über das menschliche Herz — sondern auch, und besonders der fast unnachahmliche Wohllaut, der in der Sprache herrscht, der zarte, leichte Anhauch, der, gleich dem feinen Farbenspiel eines seelenvollen Gemäldes, sich über das Ganze lichtvoll verbreitet. Arion enthält den einleuchtendsten Beweis, welcher Musik unsre Sprache fähig ist, wenn ein genialer Kopf sich ihrer annimmt.]

*

Arion war der Töne Meister,
Die Zitter lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,

Er war ein vortrefflicher Dichter und spielte die Leier meisterhaft. Lange hatte er sich bei dem Tyrannen von Korinth, Periander, aufgehalten, endlich aber machte er von da eine Reise nach Sicilien, wo er in einem musikalischen Wettstreit den Preis davon trug. Auf der Rückkehr bestieg er in Tarent ein korinthisches Schiff. Da er viele Schätze und Kostbarkeiten mitgebracht hatte, so faßten die Schiffleute den Entschluß, ihn zu tödten. Apollo offenbarte ihm dieses die Nacht vorher. Nun bat er sich an dem Tage, wo die Frevelthat ausgeführt werden sollte, die Erlaubniß aus, im festlichen Kleide auf dem Verdecke noch eine Stunde dem Gesange und der Leier zu leben. Man erlaubte es ihm, und er spielte und sang so bezaubernd, daß Delphine sich um sein Schiff sammelten. Bei diesen nun glaubte er das Mitleiden zu finden, das barbarische Matrosen ihm versagten. Er sprang also vom Verdeck ins Meer, und ein Delphin trug ihn auf seinem Rücken nach dem Tänarischen Vorgebirge, von wo er nach Korinth ging. Periander ließ nachher die unmenschlichen Schiffer bestrafen.

Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents [1]) Gestaden,
Zum schönen Hellas [2]) heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: „ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sey auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben;
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff' am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm,
„O Periander [3]), eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm:
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

1) Tarent in Unteritalien.
2) Hellas — der wahre Nahme von Alt-Griechenland.
3) Periander — König von Korinth.

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab." —
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Geld erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Geld nicht frommen,
Wenn wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wenn ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen;
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar [1]);
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen,
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein [2]);
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er stralt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: [3]) „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich!

1) Talar — ein bis auf die Fersen reichendes, langes Gewand, bezeichnet überhaupt eine feierliche, majestätische Kleidung.

2) Elfenbein, womit die Zither geschlagen wird.

3) Dieses ganze Gesang muß mit aller, dem Deklamator zu Gebote stehenden Zartheit gesprochen werden.

Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydizen[1]) zu finden:
Der Hades[2]) barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh',
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh',
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden[3]), rettet!" —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.

1) Eurydice — Gattinn des Orpheus, die, von einem Schlangenstich getödtet, dem Gemahl, der zur Unterwelt hinabstieg, unter der Bedingung zurückgegeben wurde, daß er sich nicht umsähe. Da er sich aber aus Besorgniß doch nach ihr umsah, ward sie plötzlich seinem Auge entrückt.

2) Hades — die Schattenwelt.

3) Nereiden — Meer-Nymphen, 50 an der Zahl.

Delphine [1]) waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken,
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin,
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen;
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea [2]) zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn."

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthu's Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zyther, nur [3]).

Er tritt hinein: Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.

Die

1) Ein, bei den Alten oft vorkommendes Meerthier, das sie gern in ihren Dichtungen anbringen.

2) Galatea, eine von den Meer-Nimphen.

3) Der begeisterte Künstler, der bloß seiner Kunst lebt, achtet nicht der vergänglichen Güter; ihn erfreuen nur seine Kunst und sein Ruhm.

Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche [1]) Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben;
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt" [2])

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie sich wol unbesorgt." —

Und als im Hafen [3]) Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr."
Wir ließen recht im Glücke
Ihn in Tarent zurücke. —
Da, siehe, tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder

1) Die Schiffer, die ihren Raub heimlich und versteckt übten.

2) S. Anmerk. 1.

3) Im Hafen. Um diesen Dativ zu rechtfertigen, muß das nachfolgende kommen die Bedeutung von ankommen erhalten, so wie rufen in der Bedeutung von zurufen von den Dichtern gern mit dem Dativ verbunden wird.

Ein leichter, faltiger Talar.
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein,
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie, wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein." —

Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte*) fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!

*) Als Knechte des Geizes.

Karl Philipp Conz.

Karl Philipp Conz ist geboren 1762, den 28. Octbr. zu Lorch im Würtembergischen, und lebt seit 1804 als Professor der klassischen Literatur und Philosophie in Tübingen.

Seine Gedichte (Zürich 1806) und mehrere Beiträge von ihm in Musenalmanachen zeugen zwar nicht von einem hohen Aufflug der Phantasie, aber doch von einem gelungenen Streben, abstrakte Ideen in ein gefälliges Gewand zu kleiden, und durch das Lehrgedicht allgemeine Wahrheiten mit poetischem Leben zu versinnlichen.

Nachstehende zwei Proben gehören zu seinen bessern Gedichten, und sind auch besonders für die Deklamation geeignet.

Die Musen.

Von K. Ph. Conz.

[Die Musen erscheinen vor Jupiters Thron mit bittern Klagen über die Erde und das Menschengeschlecht, unter dem sie fernerhin nicht leben wollen. Jupiter, sie besänftigend, fodert sie auf zurückzukehren, und Geduld zu haben mit den Verirrungen der Menschen, unter denen ihr Wirken doch einst den gewünschten Erfolg haben werde. Das Gedicht hat einen sehr sittlichen Zweck und enthält treffliche Wahrheiten.]

Weinend kamen die Musen vor Jupiters Thron [1]) mit verhüllten
Angesichtern [2]), und standen und schluchzten [3]) und konnten nicht reden.
„Kinder, was ist euch?" erhub der ewige Vater die Stimme.
Klio, die älteste, der Euterpe, die jüngste [4]), sich anschloß,
Trat hervor und begann: „Laß uns bei dir im Olympus!

1) Die Musen wenden sich nicht an den Apollo, der sich ihnen unter den Himmlischen am nächsten anschließt, sondern an den Jupiter, von dem sie allein Hülfe erwarten durften. Denn er ist der erste, höchste und mächtigste unter den Göttern, und zugleich ihr Vater, der mit der Mnemosyne, einer Tochter des Himmels und der Erde, die, als Erinnerungskraft die Mutter alles Wissens und Denkens ist, sie gezeugt hatte.

2) Dieses Wort, besonders im Plural, hat etwas unpoetisches.

3) Schluchzen — sowohl der Sache nach als in Bezug auf die Göttinnen, nicht edel.

4) Es waren ihrer 9 Schwestern: Klio, Melpomene, Thalia, Kalliope, Terpsichore, Euterpe, Erato, Urania, Polyhymnia. Musik, Gesang und Tanz sind eigentlich ihr Geschäft; in der Folge aber theilte die Dichtung einer Jeden auch ein besonderes Geschäft zu, und so ist nun Klio die Muse der Geschichte (der Dichter nennt sie die älteste, weil die Geschichte mit der Entstehung der Erde anhebt); Kalliope des Heldengedichts; Melpomene die tragische, Thalia die komische Muse; Polyhymnia die Muse der Beredsamkeit; Urania die Muse der Sternkunde; Euterpe, Terpsichore und Erato theilten sich in Musik,

Vater, die Erde*) verdient nicht unsre segnenden
Gaben.
Zwinge, du Guter, uns nicht hinab: Wir wollen
bei dir seyn!
Ach es ziehet uns an der süße Boden der Heimath,
Und die mildere Luft, die unsere Jugend umwehte.

Gesang und Tanz, denn Euterpe spielt die Flöte, Terpsichore tanzt, und Erato singt der Liebe süße Lieder.

Ramler hat die Musen mit ihren Beschäftigungen in folgenden Vers gebracht:

Klio lehrt die Geschichte der Völker; tragische Spiele
Sind der Melpomene heilig, komische liebet Thalia;
Schlachtgesänge tönt der Kalliope stolze Drommete;
Tänzer beschützet Terpsichore; Flötenspieler Euterpe;
Erato singet der Liebenden Glück; Urania wandelt
Unter den Sternen; Polymnia herrscht im Reiche der
Redner.

Nach diesen verschiedenen Beschäftigungen, die aber in den Dichtungen oft verwechselt werden, richten sich nun auch die Abbildungen der Musen, z. B. die Klio mit einer Pergamentrolle und einem Griffel in der Hand (s. das Titelkupfer), Melpomene mit einer tragischen, Thalia mit einer komischen Maske, Urania, den Blick zum Himmel erhoben, Euterpe, mit der Flöte u. s. w. Die vielfache Zahl der Musen bezeichnet die Harmonie der schönen Künste, die verschwistert Hand in Hand gehen, und vom Apollo, dem Gott der Künste, als Musagetes, angeführt werden.

*) Die Musen haben ihren Sitz auf der Erde, und zwar auf den Bergen Parnassus, an dessen Fuß der Kastalische Quell strömte, Pindus in Thessalien und Helikon in Böotien, auf dessen Gipfel vom Fußtritt des Pegasus die begeisternde Hyppokrene und Aganippe entsprang. Unter Apollo's Vorsitz ertönte auf dem Parnaß das Saitenspiel der Musen.

Unwerth ist der Fremde bei Fremden; wir wollen bei dir seyn,
Und mit Gesang und Spiel dein ewiges Leben erquicken.
Laß die Menschen, verkauft an ihre Bosheit und Lüste,
Laß sie, sich selber zum Raub, ihr Schattenleben in Nebel
Und cimmerischer [1]) Nacht voll trüber Schwere verhärmen!"
Und die Wolke des Ernstes stieg über Jupiters Aug' auf:
„Sollte das Erdengeschlecht sich gegen sich selber empören?
Dies von der Rohheit herauf zu Verstand und Sitte zu bilden,
Hab' ich, der Ewige, euch den Vergänglichen [2]) liebend gegeben.
Habt ihr, treu dem Beruf, des Vaters Willen vollzogen? —
„Was wir konnten, thaten wir, Vater. Wir suchten der Rohheit
Sie zu entreißen und Kunst und Sitte den Wilden zu geben [3]):
In der Sterblichen Thal sind unsre Rosen gepflanzet,

1) Cimmerisch, d. h. finster. Die Cimmerier waren fabelhafte Einwohner in Italien, die sich bei Tage in finstern Hölen aufhielten.

2) Den Sterblichen.

3) Der Zweck aller Künste in Verein ist: die Menschen milder zu machen, und ihnen edlere Sitte zu geben.

Blumen säeten wir auf ihre schweigenden Gräber,
Waffnen wollten wir sie mit unsrer himmlischen Weisheit
Gegen die Furcht der Natur und gegen die Schrekken des Todes,
Lehren wollten wir sie den Feind im Busen bekämpfen[1]),
Und erobern den Weg zu dir, Unendlicher! Viele
Söhne zeugten[2]) uns laut und nahmen die goldene Lehre
Dankbar und liebevoll auf in die freudigwillige Seele.
Manche zeugen uns noch: Ja ich bekenn' es, Kronion[3]),
Aber die Lästerung sperrt den Pfad den wenigen Edlern,
Und der Besseren Ruf verhallet vor dem Getöse
Wilden Pöbelgeschrei's." — „Worin verklagt euch die Lästrung" —
Uns, die Lehrerinnen der sterblichen Menschen, verschreit sie
Als Erinnyen[4]); Gift sey unsere Lehre, wir lösen

1) Der Feind im Busen, d. h. die Leidenschaften.

2) Zeugen, dichterisch für anerkennen.

3) Name des Jupiter, von seinem Erzeuger Kronos oder Saturnus.

4) Erinnyen (Eumeniden, Furien), nämlich Tisiphone, Megära, Alekto, sind furchtbare Gottheiten der Unterwelt, die das Unrecht und den Frevel strafen.

Sitt' und Recht und Glück, und morden den Frieden der Menschen;
Ja wir vernichten sogar die Hoffnungen über den Urnen [1]);
Also zischet im Winkel nicht mehr, so rauscht die Verläumdung [2])
Durch die Straßen am Tag mit ihrer ehernen [3]) Zunge.
Was unbändige Lust und tolle Neigung verschulden,
Was für Unheil der Mensch dem Menschen selber bereitet,
Aufruhr, Völkerkriege mit Völkerführern, der Bürger
Wechselmorde, den Sturz der Thronen, der Tempel Entweihung,
Alles wälzet sie, selbst die Erynnis, mit schuldiger Zunge
Unschuldigen zu; sie dränget sich frech an die Großen,
Stürmt in ihr furchtsames Ohr, und ruft der Gewaltigen Arme
Gegen uns auf; und Acht und Bann und Fesseln bedräun [4]) uns.

[1]) In den Neu-Europäischen Staaten sind die Künste nicht wie in der Vorzeit gewürdigt, und lange sogar als schädlich und unheilbringend angesehen worden, ein Vorurtheil, welches ein besserer Zeitgeist nur mit Mühe bekämpft, und noch jetzt nicht ganz vertilgt hat.

[2]) Konstruktion: So zischet die Verläumdung nicht mehr (nicht etwa noch) im Winkel, sondern so rauscht sie durch die Straßen.

[3]) e h e r n — in Bezug auf den Nachtheil, den die Verläumdung anrichtet.

[4]) Bei Aufzählung dieser von der Verläumdung ersonne-

Nein, wir dulden es länger nicht mehr; wir haben mit Irrthum,
Und mit Unwissenheit oft, und ihren Priestern gekämpfet.
Hier kämpft Bosheit uns an, und wir erliegen ihr endlich.
Wenn die getäuschte Gewalt der Feigen den herrschenden Arm leiht!"
Klio schwieg, es schwiegen um sie die trauernden Schwestern;
Auch der Olympische Fürst schwieg Augenblicke, da stand er
Auf vom goldenen Thron [1]), und die ambrosischen Locken
Wehten säuselnd um ihn; dann neigt er sein liebendes Antlitz:
„Was ihr, Selige, klagt, war meinem kundigen Auge
Nimmer verborgen; es herrscht durch das Vergangene, das Nahe
Und das Künftige [2])! Tragt des Schicksals Willen geduldig;

nen Nachtheile muß man nicht an eine einzelne Kunst, sondern an die, durch die Musen bewirkte höhere Geistesbildung und wissenschaftliche Kultur überhaupt denken, deren Wirksamkeit, besonders in der Preßfreiheit manchem Staat in gewissen Zeitperioden verderblich schien.

[1]) Die gewöhnlichste Bildung des Jupiter war, auf einem Throne sitzend, in der Rechten den Donnerkeil, in der Linken ein langes Zepter; zu seinen Füßen ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

[2]) Jupiters Auge durchschaut als Auge des höchsten Gottes alle Zeiten.

Gleichet dem Vater an Güte, wie ihr in Weisheit ihm nachahmt.
Schmäht Unwissenheit euch, so schmäht sie selber den großen
Vater der Weisheit in euch; und wäre sie Bosheit — verzeiht ihr!
Schmähungen reichen nimmer an meine unsterbliche Scheitel;
Kehret zur Erde zurück, mitleidige [1]) Göttinnen, söhnet
Die Verirrten euch aus durch stille duldende Liebe;
Um der Besseren willen, der Treuen, kehret zurücke!
Um der Schlimmeren willen, der Lästerer, kehret zurücke,
Und erhaltet durch Treu, durch süße Liebe die Freunde
Und gewinnet durch Lieb' und durch Verzeihung die Feinde!
Geht! Mein Segen mit euch! und sä't in die Zeiten der Zukunft
Guten Saamen; es reift das Gute, das Große nur langsam,
Aber es reift gewiß zur herrlicherquickenden Ernte [2]).

[1]) Ein sehr wohlgewähltes Prädikat für die, welche der Bosheit und Unwissenheit stille, duldende Liebe entgegensetzen sollen, um sie allmählig zu entwilden, und für das Göttliche der Kunst empfänglich zu machen.

[2]) Eine treffliche Wahrheit, die als Denkspruch in dem Gemüthe derer leben mag, die auf die sittliche Kraft der Menschen zu wirken berufen sind.

Blume auf das Grab Ulrichs v. Hutten.

Von K. Ph. Conz.

[Nachstehende biographische Bemerkungen über den seltenen, Deutschen Mann müssen uns gegenwärtig seyn, wenn wir das Gedicht selbst verstehen, und es nach seiner ganzen Schönheit würdigen wollen.

Ulrich von Hutten wurde geboren 1488, zu Stakelberg, einem unweit Fulda liegenden, seiner Familie zugehörigen Schlosse. Eine seltene, kräftige Natur, verband er die Liebe zu den Musen mit der Neigung zu ritterlichen Thaten. Zwar klein von Person, hatte er doch einen starken Körperbau; abgehärtet, ertrug er jedes Ungemach, wie er selbst von sich in einer Grabschrift erzählt, die er sich einst in einer Krankheit setzte:

Pauperiem, morbos, spolium frigusque famemque
Vita omni et quae sunt asperiora tuli.

Er war ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, sobald er sie mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, überhaupt auf Kosten seines Charakters hätte erkaufen müssen; dabei von einem unternehmenden, kühnen Geist, der allem Widerstand trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten; unveränderlich standhaft bei der Parthei, die er einmal genommen hatte; treu in seinen Verbindungen, aber immer bereit, um Wahrheit und Recht auch den unentbehrlichsten Freund und Beschützer aufzugeben. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit, und die

unzähligen Feinde, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe zuzog, wurde er zwar zuletzt in eine Bitterkeit und innere Wuth gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrachen; dennoch aber war er voll Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes; immer edelmüthig, bieder, offen und treuherzig, — ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege, und bei allen diesen Tugenden eines echten Ritters, einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit, und zur Ertragung seines Ungemachs ausgerüstet mit Muth und Selbstgefühl, die ihn in allen den Drangsalen emporhielten, denen eine minder kräftige Natur hätte unterliegen müssen.

Dieser seltene Mensch begann sein ritterliches Leben im 20sten Jahre (1508), da er nach Italien in den berühmten Venetianischen Krieg zog. Hier blieb er bis 1517, ausgezeichnet durch seine litterarischen Talente, wie durch Tapferkeit und ritterliche Uebungen; jedoch hatte er hier weniger Anlaß, seinen Heldenmuth in Kriegsthaten, als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen, denen er theils als Ritter, theils wegen einer langen Krankheit zu Padua (in der er oben erwähnte Grabschrift machte) ausgesezt war. In dieser Zeit verfertigte er auch einen Theil seiner Lateinischen Gedichte, und sein Lobgedicht auf Deutschland und die Deutsche Nation an Albrecht von Brandenburg. Nach seiner Rückkehr in Deutschland wurde er von Kaiser Ma-

ximilian I. zur Belohnung seiner ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt, wozu das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg, Constantia, eine Tochter des berühmten Conrad Peutinger, den Kranz geflochten hatte. — Da um diese Zeit der mannhafte Luther gegen den Papst auftrat, so konnte Hutten wohl nicht zweifelhaft seyn, welche Parthei er ergreifen sollte. In seinem Gemüthe mit jenem Reformator verwandt, und an Allem theilnehmend, was Sache der Menschheit war, schrieb er sogleich gegen Leo X, und gegen Alle, die sich einer gerechten Sache entgegen setzten, eine Menge heftiger Broschüren, in Lateinischer und Deutscher Sprache, in Prosa und in Versen, wie gerade sein Geist ihn hinriß, und munterte Luthern in einem herrlichen Briefe auf, muthig fortzufahren. In welcher Sprache dieser Brief geschrieben, und mit welchen Gefühlen, davon zeugt schon die einzige Stelle: ferunt (sagt er) excommunicatum te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! — Sogar die Bulle vom J. 1520 gab er heraus mit sehr treffenden und beißenden Randglossen, schrieb in Deutscher Sprache eine historische Deduktion über den steten Ungehorsam der Römischen Päpste gegen den Kaiser und trieb's so weit, das Leo X endlich dem Kurfürsten Albert von Mainz ansinnte, er solle ihn an Händen uud Füßen gebunden nach Rom schicken. — Albert konnte ihn nun nicht mehr schützen, und da derselbe päpstliche Befehl an verschie-

dene Deutsche Fürsten ergangen war, Hutten auch erfuhr, daß man Gift und Dolch gegen ihn gebrauchen wolle, um ihn nur los zu werden: so zog er sich in das Schloß Ebernburg zurück, und schrieb von dort aus an den Kaiser Karl V, an Albert von Maynz, und an Friedrich den Weisen von Sachsen Briefe, in denen er seine Sache vertheidigt, und Gerechtigkeit gegen den Römischen Hof fodert. „Freigeboren (schreibt er an Friedrich den Weisen) bin ich, und frei werde ich bleiben; denn ich fürchte mich vor dem Tode nicht, und nimmer soll man von Hutten hören, daß er sich von irgend einem ausländischen Fürsten, so übergroßmächtig der auch wäre, befehlen lasse, geschweige von einem — Pontifex." — Von dieser Zeit an überließ er sich gänzlich seiner Leidenschaft gegen alle diejenigen, die er als Feinde der geistigen und bürgerlichen Freiheit, als Verfechter der Tyrannei und der Dummheit, als Widersacher der Vernunft und eines richtigen Gefühls ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Satyren, und that ihnen besonders weh durch Deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden. Dadurch aber erregte er sich auch eine Welt voll Feinde, deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er, da er nirgends mehr sicher war, endlich weichen, und sich daher auf einer kleinen Insel des Zürchersees, Uffenau genannt, verbergen mußte. Aber auch sein Körper ging unter den gehäuften Anfällen des Mangels und des Elends von außen, und der Gewalt einer so ungestümen Feuerseele von innen, nach

wenigen Jahren zu Grunde, und setzte dadurch einen Geist in Freiheit, der, wenn äußere Macht, Reichthum und Glück seiner inneren Kraft entsprochen hätten, nothwendig die ganze Welt hätte umkehren und in eine neue Gestalt umschaffen müssen. Mehr über ihn in folgender Schrift: Gedichte von Ulrich von Hutten ic. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Heidelberg, 1810.

Den das erzürnte Geschick zu Land und zu Wasser umhertrieb,
Hutten, müde des Kampfs, schlummert hier heiligen Schlaf —
Wo der grünlichte See bespielet das einsame Eiland [1]).
Dir jetzt, Freiheit im Schooß, schlummert der Freieden Schlaf.
Nun ist verstummet der Neid, verstummet des mönchischen Stumpfsinns
Nattergezisch, ihm vorbei rauschen die Stürme der Welt.
Jüngling! wandle zur Stätte des Mannes und opfre, voll Dankes,
Unter Weihegebet deine Inferien [2]) ihm!
Die er liebete, die des Herrlichen Schläfe, verklärend,
Weil er lebte, geschmückt, Muse des edeln Gesangs
Und der Beredsamkeit, du, die du ihm borgtest die Donner

1) Dies ist Uffenau, eine kleine Insel des Zürchersees.

2) Inferien — Todtenopfer.

Gegen Frevler, und wer schändet Religion:
Weiht ihm Blumen, wie schön sie die Liebe gebiert und die Wahrheit [1])!
Sagt nur! ein Deutscher war Hutten, o sagt nur! ein Mann.
„Winsl' im Staub' und vergeh'," so zürnet' er dich, Tyrannei, an;
Heilige Dummheit dich, „greife, Barbarinn, zum Strick!
Vaterland, dem Brutus erwach! Es lohnt sich zu leben,
Und zu wirken! Erstarkt glühen die Geister umher.
Luther die Loosung! Heran! Nicht Sklav seyn kann ich, doch sterben.
Ha sie reizt die Gefahr! Groß ist und edel das Ziel" — [2])
Aber du hörtest ihn nicht, sein Ziel war gekommen, verrathen
Härmt er im Elende sich, und da entsank ihm das Schwert.
Ach der Einsame sank, hin sank er, der Einzige Jüngling;
Mehr als die Viper [3]) in ihm würgt' ihn im Busen der Schmerz,

Um

[1]) Die Muse des Gesanges und der Beredsamkeit, Künste, die Hutten innig liebte, sollen Blumen der Liebe und der Wahrheit auf sein Grabmahl streuen, so wie sie ihn lebend mit dem Lorbeer geschmückt hatten.

[2]) Man beachte hier die Kürze und Kraft des Ausdrucks, angemessen der Charackter-Stärke Huttens.

[3]) Die Viper — Krankheit, Mungel und Elend.

Um den Verrath der Schmerz und den Undank;
sterbend noch fand er
Das, was er lebend gesucht, Freundschaft und Ruh'
in dem Grab.
Uffenau, heiliges Land, du deckest Huttens Gebeine!
Erde, die Tell [1]) gebahr, decke den Schlummernden leicht.

[1]) Tell. — S. Bardenhain 1. Th. S. 107.

Melanchthon.

Eine Ode von Joh. Andr. Cramer.

[Ueber J. A. Cramer ist schon im 1sten Theil des Bardenhains S. 9. bei Gelegenheit seiner Ode auf Luther gesprochen worden. Die hier folgende Ode auf Melanchthon steht jener an dichterischem Werth wenig nach, und verdient ihres Inhalts und ihrer Sprache wegen von Deutschlands edlen Jünglingen vorzüglich beachtet zu werden.]

Soll er von uns vergessen seyn?
Weil Luther größer war, vergessen [1])? Nein!
Melanchthon [2]) auch soll leben! leben!

1) Der Anfang bezieht sich auf die Ode Luther. Der Dichter nennt seinen Helden nicht gleich, denn der Name Luther erinnert schon an ihn, und sein Verdienst bei dem großen Werke der Reformation ist ja von Deutschland anerkannt.

2) Melanchthon war in Wittenberg Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache, ein sehr gelehrter und dabei

Empfangen seiner Deutschen Dank,
Und hoch empor (o breite mein Gesang
Die Flügel aus!) auf deinen Flügeln schweben!
Und nah an Luthern; denn er flog
Voran nicht [1]), aber hin, wo Luther flog!

Der Sturmwind schweig' und brause nicht!
Um meinen Hymnus [2]) fließ' ein Silberlicht,
Dem gleich, das Wanderer erfreuet [3]),
Wenn dein getreuester Gefährt,
In einer Winternacht durch dich verklärt,
O Sonne, seinen hellsten Glanz verstreuet,
Daß vor den Wallern her die Bahn
So lichtvoll wird, daß keiner straucheln kann!

äußerst bescheidener Mann. Luther selbst gestand es, daß sein Freund mehr wisse als er, und bediente sich oft seines Raths. Dennoch hätte Melanchthon allein das große Werk der Reformation nicht zu Stande gebracht, denn er war sehr bedenklich und ängstlich.

1) Luther war bei der Reformation allerdings der erste, denn er leitete das Ganze, und galt öffentlich für den Stifter der verbesserten Lehre. Aber ihm zur Seite und ihm zunächst stand Melanchthon, als sein gelehrter Freund und einsichtsvoller Rathgeber.

2) Hymnus ist eigentlich ein Lobgesang auf die Gottheit.

3) Gleich dem Silberlicht des Mondes. — Ein schöner Gedanke! Luther, mit seiner stürmischen Kraft, ist vergleichbar der Sonne mit ihren, Glanz und Wärme verbreitenden Strahlen; Melanchthon mit seiner Sanftmuth — dem stillen Silberlicht des Mondes. Daher wünscht sich der Dichter für seinen Gesang nur zarte, sanfte Empfindungen.

Am Morgen seiner Jugend stand
Der Jüngling am Parnaß, vernahm, empfand
Der Grajer Ossian [1]), den hohen
Olympusvollen Sänger, sah
Den Himmelglanz, vor dem, Germania,
Die Schatten deiner Barbarei entflohen,
Und ward, von seinem Lichte hell,
Mehr als Prometheus [2]), selbst ein Stralenquell.

Von deines Sachsens Elbe floß
Der Quell und ward zu Strömen, und ergoß
Sich zu der fernsten Völker Grenzen.
Sie sahn der alten Weisheit Pfad,
Und wandelten vertraut mit dir, Sokrat,
Sah'n deinen Plato, fingen an zu glänzen,
Und drangen auch, o Latium,
In deiner Kunst geheimstes Heiligthum [3]),

1) Den Homer, diesen Ossian der Griechen. Ueber Ossian s. d. 8ten Th.

2) Prometheus bildete nach der Mythologie die Menschen nach dem Bilde der Götter, indem er die Erde mit Wasser befruchtete. Als es ihm gelungen war, die göttliche Gestalt außer sich darzustellen, stieg er zum Sonnenwagen hinauf, und zündete dort die Fackel an, durch deren Gluth er seinen Bildungen die ätherische Flamme einhauchte, und ihnen Wärme und Leben gab. Eben dieser Prometheus lehrte den Menschen alle die nützlichen Künste, die der Gebrauch des Feuers möglich macht. Jupiter ließ ihn dafür an einen Felsen schmieden, und sandte einen Geier, der ihm die immer wiederwachsende Leber abfraß.

3) Von Sachsen (Wittenberg) ging die neue Lehre aus, mit ihr zugleich die höhere Sprachbildung und das Studium

Und die Vernunft hob auf ihr Haupt,
Sah [fast Aeonen [1]) lang lag sie beraubt
Der Freiheit] ihre Ketten brechen.
Melanchthon bricht sie ganz entzwei,
Und sie, entflohn der langen Sklaverei,
Versucht zu denken, lernt nun wieder sprechen,
Wie sie im Weisen von Stagir [2])
Schon dacht' und sprach, und Tullius [3]), aus dir!

Mit edler, hoher Einfalt spricht
Die freie Weisheit, überhäufet nicht
Die Pracht der Farben, will nicht blenden,
Schön, wie die sittsame Natur,
Sorgfältig, mit dem sanften Schimmer nur
Zu schmücken; reich, doch ohne zu verschwenden [4]).
Das Auge, das zu sehn vermag,
Sieht keine Wetterstralen, sieht nur Tag.

Wie sie der Barbarei spricht Hohn!
Wie sie der kämpfenden Religion

der Philosophie, als Folge der genauern Bekanntschaft mit den Griechischen und Römischen Klassikern, deren Vertrauter Melanchthon war.

1) Aeonen — ein unermeßlicher Zeitraum, eine Ewigkeit.

2) Stagir — (stagira) Stadt in Macedonien und Geburtsort des Aristoteles, eines berühmten Philosophen und Schülers des Plato.

3) Marcus Tullius Cicero, der große Redner Roms.

4) Melanchthon war ein sanfter Mann, und so war auch sein Vortrag nicht blendend, sondern einfach, aber voll hoher Wahrheit und Kraft.

Mit ihren Waffen eilt zu nützen!
Der Untersuchung Fackel[1]) nimmt,
Was dunkel ist, erhellet, und bestimmt,
Was Wahn und List verwirren, sich zu schützen,
Im Staub', den sie umher verstreun,
Mit ihrer Schande nicht gesehn zu seyn!

Leicht fliegt er[2]) auf; schnell sinkt er hin.
Sie[3]) leuchtet, gleich der Pflanzenweckerin,
Der Morgensonne, wärmt, beseelet
Die jungen Pflanzen; freudig bricht
Die Blüth', entfaltet durch ihr mildes Licht
Der Knospen Hülle, welche sie verheelet:
Schön ist sie, schöner aber seyd
Ihr Früchte, von den Blumen prophezeit[4])!

Versammlet euch, die ihr den Flug
Zur Sonne wagen wollt; der Adler trug
Viel Jünger schon zur Sonne! Kommet!
Seyd arm; er theilet gern mit euch;

1) Dies sind die Waffen der Weisheit, deren sich Melanchthon in seinen akademischen Vorlesungen bediente.

2) er — der Staub.

3) sie — die Wahrheit, vergleichbar der Morgensonne, welche die jungen Pflanzen wärmt und belebt.

4) Schön ist schon die Blüthe, schöner noch die Frucht, welche jene verspricht (prophezeit). — Wie die Wirkungen der Morgensonne auf die junge Pflanzenwelt — so sind die Wirkungen der erwachenden Vernunft und der anbrechenden Weisheit in Melanchthons Schülern. Die Früchte dieser Wirkungen lassen sich aus dem glücklichen Anfang schon voraussehen.

Ist nie für sich, nur für die Armen reich [1]),
Wenn, was er ausstreut, Gott und Menschen
frommet;
Auch fröhlich dann, wenn seine Saat
Verunglückt; daß er doch gesäet hat.

Heil dir und Sieg, du Myrias [2])
Der Allemannen, die des Wahnes Haß
Zum Kampf beflügelt für die Tugend [3]).
Sie fleucht; so flog Achillen nach,
Zu rächen ihres Vaterlandes Schmach,
Hin zum Skamander seiner Grajer Jugend [4]),
Und Troja flammt und klagt, wie Roms
Wehklage schallt am Ufer seines Stroms!

Ach, nicht sein Hales, nicht sein Skot [5]),
Nicht Dekretalen [6]), wie ihr Bann auch droht,

1) Ihr, die ihr lernen und Wahrheit hören wollt, versammelt euch um Melanchthon, der seine Kenntniß und Weisheit uneigennützig auch dem Armen spendet.

2) Myrias — eine Zahl von 10000; überhaupt (wie hier) eine unzählige Menge.

3) Der Haß gegen päpstlichen Wahn beflügelt die Deutsche Jugend zum Kampf für Wahrheit.

4) Konstruktion: die Jugend der Grajer (Griechen) flog nach dem Achill, hin zum Skamander, zu rächen die Schmach ihres Vaterlandes. — Sinn: so wie einst die Griechische Jugend dem Helden Achill zum Kampf gegen Troja folgte: so eilt jetzt die deutsche Jugend, sich um Melanchthon zu sammeln. — Skamander, ein Fluß bei Troja.

5) Hales und Scot — zwei, in der Römischen Kirche sehr angesehene, theologische Schriftsteller.

6) Dekretalen — sind der zweite Theil des corporis

Nicht ihrer Glossen Mitternächte [1]),
Nicht Wolken, die kein Sternglanz bricht,
Vermögen seiner Flammenfackel Licht
Zu löschen. Wie sie stralt in seiner Rechte!
Wie hoch sie aufstralt! Wie die Welt
Ihr Glanz, gleich eines Pharos [2]) Glanz erhellt!

Was weigerst du des Lichts dich noch,
Verführter Erdkreis? Warum klagst du doch,
Er sey, wie Luther, ein Empörer!
Stürzt je die Wahrheit einen Thron [3])?
Und ist der sanftesten Religion
Verkündiger nicht auch der Treue Lehrer,
Gern unterwürfig, aber frei
Von feiger Furcht und feiger Schmeichelei?

Wie ist sein sanftes Herz so reich
An Liebe zu Verirrten! Wie so weich!
Wie so behutsam zu verwunden!
Wen schmücket mehr Bescheidenheit?
Wer heilt [4]) so gern? Wer hat die Traurigkeit,
Daß Christen Christen hassen, mehr empfunden?

juris canonici, worin die schriftlichen Aussprüche der Päpste enthalten sind, die in der Römischen Kirche als Richtschnur des Glaubens und Lebens angenommen werden.

1) Dunkle, verworrene, mysteriöse Glossen.

2) Die Fackel der Wahrheit in Melanchthons Hand erleuchtet die Welt, wie ein Pharos (ein Leuchtthurm) die See.

3) Nur dem Thron, der auf Trug und Lügen erbaut ist, kann die Wahrheit furchtbar seyn, und nur ein solcher sucht daher die Wahrheit zu hindern.

4) Heilen — Menschenelend mildern.

Wer mehr in seinem Herzen Gram,
Daß mit der Wahrheit Krieg zur Erde kam?

Er kam! Weh euch ihr Christen! Grimm entflammt
Der Götzenpriester Herzen, und verdammt
Zur Folter euch! Zum Schwert! Zum Feuer!
Ach lange würgt er! Endlich lobt
Der Erdkreis Einen Gott; dann aber tobt
In Christen selbst ein neues Ungeheuer;
Es nennt sich Eifer [1])! Härter war
Der Grimm nicht, den das Heidenthum gebar!

Sein Name lügt [2]), Verfolgung heißt
Der Lügner, der in dieser Larve gleißt.
Er wurde von dem Stolz empfangen,
Geboren von der Heuchelei;
Mit Blut ernährt, bedrängt er die, die frei,
Die Gott nur unterthan zu seyn verlangen.
Er schmiedet auch, wie Roms Vulkan
Des Anathema Blitz und flammt ihn an [3]).

1) Schrecklich in seinen Folgen ist der Religionseifer, der die Bilderstürmer in Wuth setzte, und Verfolgung predigte. So geschah es in Wittenberg 1522.

2) Nicht Eifer sollte sich daher dieses Ungeheuer nennen, denn Eifer ist Tugend; Verfolgung ist sein Name.

3) So wie Roms Vulkan — der Papst, dessen Fluch, Verfolgung und Kirchenbann (Anathema) dem Sprühen des Vulkan vergleichbar sind — so verfährt auch jener blinde Eifer, der selbst Melanchthon und der guten Sache Verderben droht.

Flieht, Herolde des Friedens, flieht,
Erstickt, erstickt die Flamme, die schon glüht;
Laßt Flamm' und Schwert dem Aberglauben!
Ehrt ihr nicht einen Gott? O freut
Des Friedens euch, wie Er! Laßt keinen Streit
Euch trennen, euch nicht eure Stärke rauben!
Wenn hat der Sterblichen Verstand,
Was hoch, wie Gott ist, ohne Fehl erkannt?

Die Weisheit liebt die Eintracht! Still
Und friedsam ist sie, und gelind', und will,
Erleuchten will sie, nicht verwirren.
Nicht Alles, was Gott lehrt, soll hell,
Viel soll euch dunkel seyn[1])! Wer kühn und schnell
Entscheiden will, muß freveln oder irren.
Flieht, Herolde des Friedens, flieht,
Erstickt, erstickt die Flamme, die schon glüht!

Doch braust der Sturm. Wie fürchterlich!
Wer hört Melanchthon, wer vernimmt nun dich
Und deine väterliche Stimme?
Auch dich, du nur des Krieges[2]) Feind,
Schmähn sie, als wär'st du nicht der Wahrheit Freund,

1) Möchte doch der Vorwitz der Anmaßung, die so gern alle Religions-Lehren wie einen mathematischen Satz konstruiren will, diesen göttlichen Ausspruch eines begeisterten Dichters beherzigen!

2) Feind war Melanchthon nur dem Streit, nicht der Wahrheit, und doch schmähen die Eiferer auch ihn.

Und, wie sie wähnen, mit verdientem Grimm.
Roms Hügel, die sie streiten seh'n,
Frohlocken, fürchten nicht mehr zu vergeh'n 1).

Wie ängstigt, wie verzehrt der Schmerz,
Der Zwietracht Wuth zu seh'n, dein friedlich Herz!
Wer kann die Flut des Bergstroms hemmen?
Er braust von steilen Felsen her,
Entwurzelt Wälder, reißt sich, wie ein Meer,
Aus allen Ufern, trotzet allen Dämmen:
So braust der Eifer auch, der Sohn
Des Stolzes, deiner nicht, Religion 2)!

Bestürme nicht den frommen Mann,
Du Stürmer aus Illyrien 3)! Wer kann
Nicht straucheln, wenn Melanchthon fehlet?
Fürcht' auch zu fallen, wenn sein Geist,
Der gern nicht irrte, Wahn, weil er ihm gleißt,
Als wär' er Wahrheit, wählt — und furchtsam
wählet!

1) Die Uneinigkeit, welche zwischen den Protestanten selbst entstand, mußte natürlich dem Papst willkommen seyn, da das ganze Werk der Reformation dadurch bedroht wurde.

2) Der Dichter vergleicht diesen Verfolgungsgeist der leidenschaftlichen Anhänger der neuen Lehre mit der Fluth eines Bergstroms, der unaufhaltsam alle Dämme durchbricht. Nicht aber die Religion selbst (die neue Lehre) hat diese Raserei geboren, sondern der Stolz.

3) Damit ist Flacius gemeint, ein lutherischer Theolog, aus Albona, einer Stadt in Istrien, einem Theile von Illyrien. Er war Zeitgenosse Melanchthons, Professor der Hebräischen Sprache zu Wittenberg und ein unruhiger Kopf.

Fürcht' auch zu fallen; tiefer fällt
Der Eifrer, den der Demuth Arm nicht hält.

Die reinern Kirchen sind zertrennt*)!
Wehklage, mein Gesang! Denn wer erkennt,
Wer fühlt genug die tiefen Wunden?
Wehklage! Säkula sind schon,
Daß sie unheilbar bluten, hingeflohn:
Wer hat sie noch gelindert und verbunden?
Wer lehrt nun Andern nach, und glaubt
Nicht seine Brüder alles Lichts beraubt?

Wehklage, mein Gesang! Es sieht
Der fromme Greis, daß unauslöschlich glüht
Des Hasses Flamm' in aller Herzen.
An seinem Leben nagt der Gram
Und, was nur Streiter fühlen sollten, Schaam.
Wehklage, mein Gesang, so edle Schmerzen,
Und Deutschland halle mit der Schmach
Des falschen Eifers deine Seufzer nach!

Daß seine Lehrer nicht, wie Er,
Der Schwachen liebreich schonten, sich nicht mehr,
Mit ihm vom Grimme Roms entfernten;
Daß ein so heitres sanftes Licht
So früh verschimmern muß, und Deutschland nicht
Von seinen Saaten sieht noch reichre Erndten;

*) Die Englische, Calvinische und Lutherische. [Der Dichter hat nicht das Glück gehabt, zu erleben, daß sich 1817 die Calvinische und Lutherische Kirche in vielen Deutschen Staaten zu Einer verbanden, und die kleinen Unterschiede feierlich beseitigten.]

Daß mehr denn ein Jahrhundert lang
Die Kirche Krieg hat; klag' es mein Gesang!

Nun kommt sein Ruhtag; nun entreißt
Der Zwietracht Wohnung sich sein freier Geist
Zum Lichte der ihm dunklern Lehren.
Wie jauchzt er, nicht das Kriegsgeschrei
Des blinden Eifers, noch der Heuchelei
Scheinheilige Wehklagen mehr zu hören,
Nicht mehr zu schwanken, nun ein Mann,
Der Gott schaut, der nun nicht mehr irren kann!

Gott.

Von v. Göthe.

[Ueber v. Göthe s. Bardenh. 1 Th. S. 394.]

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden,
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?

Und steigen, freundlich blickend,
Ew'ge Sterne nicht hier auf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir?
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir?
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar [1]) neben dir?

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür [2])! Gefühl ist Alles!
Nam' ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

1) Du siehst wohl die großen Wirkungen der höhern Kraft in der Natur, aber die Kraft selbst ist kein Gegenstand deiner Anschauung, so wie ihr Wirken deinem Verstande ein Geheimniß ist.

2) Für ein göttliches Wesen, wie der Dichter es beschreibt, gibt's keinen genügenden Namen. Der Mensch kann es nur fühlen, nicht aber mit seinem Verstande umfassen.

Johann Georg Jacobi.

Johann Georg Jacobi ist geboren den 2ten September 1740 zu Düsseldorf am Niederrhein, und gestorben als Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst auf der Universität zu Freyburg im Breisgau, am 4. Januar 1814. Durch Gleim zur Dichtkunst aufgemuntert, und durch dessen Umgang und Rath gebildet, ist er auch in seinen frühern Gedichten als würdiges Seitenstück des deutschen Anakreon zu betrachten; denn er zeigt sich in ihnen als Sänger des unschuldigen, frohen und heitern Lebensgenusses, und seine Poesien haben eben so viel Weichheit und Gefälligkeit, als seine Sprache Leichtigkeit und Wohllaut. Späterhin aber gewannen sie einen männlichern Charakter, denn er, der sich in frühern Jahren die leichten und scherzhaften Dichter der Franzosen, einen Chavelle, Chaulieu und Gresset, zu Mustern genommen hatte, ging nun seine eigene Bahn, und seit der Zeit verband er mit Leichtigkeit und Anmuth zugleich Neuheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. — Wir haben von ihm Episteln, Lieder, Kantaten und Singspiele; doch gefällt er am meisten als Lyriker, so wie er sich auch durch eine leichte und gefällige Prosa empfiehlt, und auch in dieser Hinsicht zu den Klassikern der deutschen Nation gehört.

Seine früheren Arbeiten findet man in seinen sämmlichen Werken, 3 Th. Halberstadt 1770 bis 74; die neuern in mehreren periodischen Schriften,

besonders in seinem Taschenbuche (1795, 96, 98, 99, in seinem überflüssigen Taschenbuche (1800) und in seiner Iris (vom J. 1803).

Die Tempel.

Eine Ode von J. G. Jacobi.

[In dieser, tiefes Gefühl athmenden Ode, führt der Dichter den Gedanken durch: wir bauen zwar dem Unendlichen Tempel, aber wir thun es nur um unsertwillen, um ihn nach seiner Größe, Macht und Güte näher kennen zu lernen; denn unserer Beschränktheit ist die Schöpfung mit ihren Wundern zu groß, und wir wollen uns erst an den vergänglichen Altären auf einen vollkommnern Zustand vorbereiten].

Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk durchschauen*),
Ihm reißet aus der Berge Schooß
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war

*) Konstruktion: die Alpen, welche das Gewölk durchschauen, obwohl sie schon seit Jahrtausenden umstürmt und umdonnert werden.

Und seyn wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?

Wir blicken hin! Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schlehdorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser giebt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
In's Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt, und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt.
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und Alles ordnet, Alles bindet.

Es knüpft ein wunderbares Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Zedernwipfel,
Ein festes Band! allein zu groß
Für unsern Blick*)! wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Lasten wild
Aus dicht verschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,

Und

*) Auch zwischen dem Kleinsten und Größten in der Natur ist gewiß innerer Zusammenhang; allein unserm Blick ist er verborgen.

Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braust
Er nieder; seine Tanne saust;
Nur Allmacht stempelt seine Werke!

Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne drehn,
Und Sonnen auf- und niedergehn
Beim Wechsellied der Nachtigallen.

Ihn suchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumiger Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaaß und Ordnung hin:
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor,
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.

Gottfried August Bürger.

Gottfried August Bürger ist geboren 1748 zu Wolmerswende, einem Dorfe im Halberstädtischen, und gestorben 1794 als Professor der Philosophie zu Göttingen. — Ein unglücklicher Mann, dessen leidenreiches Leben auch so manches Lehrreiche für Jünglinge enthält!

Auf der Universität Göttingen gehörte Bürger zu den jungen Gelehrten, die um das Jahr 1771 eine Art von poetischer Gesellschaft errichtet hatten, um sich durch gegenseitige Unterstützung und Kritik in der Bildung ihres Geschmacks und in der Kunst weiter zu bringen, eine Gesellschaft, aus der in der Folge Boie, Hölty, Voß, die Brüder Stolberg, Leisewitz und andere hervorgegangen sind. Im J. 1772 erhielt er zu Altengleichen im Calenbergischen die Stelle eines Justizbeamten, die er aber, weil sie nicht einträglich genug war, 1780 gegen eine Pachtung zu Appenrode vertauschte. Auch

Bayerische Staatsbibliothek München

diese Lage gab er, da er sich zum Landwirth nicht schickte, auf, und ging 1784 als Privatdozent nach Göttingen, wo er zwar 1789 Professor der Philosophie wurde, aber nie ein Gehalt bezog, und nach manchen, zum Theil selbst verschuldeten Leiden endlich dem Gram und der Noth, die seinen Körper allmählig verzehrten, unterlag.

Bürger war ein Mann von lebhafter Einbildungskraft, warmen Gefühl und menschenfreundlichem Sinn, der mit ausgezeichnetem Talent auch Studium und brennende Liebe zur Kunst verband. Seine Gedichte machten in ganz Deutschland Glück; besonders wurden die Balladen, unter denen vorzüglich Lenore das größte Aufsehen erregte, mit Begierde gelesen. Freilich lag dies zum Theil in dem Geschmack damaliger Zeit, aber auch die Wahrheit und Urthümlichkeit seiner Dichtungen selbst, der Klang und die Lieblichkeit des Versbaues, verbunden mit Klarheit und Faßlichkeit der Vorstellungen, haben zu diesem allgemeinen Beifall nicht wenig beigetragen. Noch lange wird sein dichterischer Ruhm unter den Deutschen leben, wenn gleich die Kritik die Fehler einer gewissen Derbheit in der Empfindung und Plattheit im Ausdruck nicht übersehen darf, die theils in einzelnen Ausdrücken, theils in ganzen Stellen dem gebildetern Geschmack widerstehen, und manche seiner Arbeiten ungenießbar machen.

Die neueste Ausgabe der Bürgerschen Gedichte wurde besorgt von K. Reinhard, und erschien

unter dem Titel: Bürgers Gedichte in 2 Theilen zu Göttingen 1796.

Das Lied vom braven Mann.

Von G. A. Bürger.

[Den Stoff zu diesem Liede hat der Dichter aus einer wirklichen Begebenheit genommen. Bei einer Ueberschwemmung der Etsch war die Brücke von Verona fast ganz zerstört worden. Nur der mittelste Bogen, auf dem sich ein Häuschen befand, worin eine ganze Familie lebte, stand noch. Man bemerkte vom Ufer aus, wie die Eltern und Kinder die Hände ausstreckten und um Hülfe flehten. Indessen machte die Heftigkeit des Stroms die Pfeiler der Brücke immer wankender. In dieser äußersten Gefahr setzte der Graf v. Spolverini demjenigen eine Belohnung von hundert Louisd'or aus, der es wagen würde, die Unglücklichen zu retten. Niemand aus der unzählbaren Volksmenge fand sich willig. In diesem Augenblick aber geht ein Bauer vorbei, der sich von dem verlangten Unternehmen und der versprochenen Belohnung unterrichten läßt. Sogleich besteigt er ein Fahrzeug, kommt damit bei dem Bogen der zertrümmerten Brücke an, nimmt Vater, Mutter, Kinder, Greise, die sich an einem Seil herablassen, in sein Boot, rudert mit Anstrengung aller Kraft, und — landet glücklich. Jetzt will ihm der Graf die Belohnung geben. Aber der edeldenkende Bauer wendet sich mit den Worten weg: „ich verkaufe mein Leben nicht; meine Arbeit reicht zu, mich und die Meinigen zu ernähren; geben Sie das Geld der armen Familie, die dessen nöthiger bedarf als ich.“]

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Dem lohnt nicht Gold, dem lohnt Gesang [1]).
Gottlob daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland [2]), trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

[1]) Durch diese Stelle deutet der Dichter den Charakter seines Helden an, dessen That nicht durch Geld und Gut, sondern nur durch Lob und Preis des Dichters belohnt werden kann, der sich glücklich fühlt, einen solchen Mann besingen zu können.

[2]) Welschland. — Welsch (wälsch) ist ein veraltetes Wort, das 1) die Bedeutung von fremd und ausländisch überhaupt hat, und nur noch in einigen Zusammensetzungen (rothwälsch, kauderwälsch) vorkommt; 2) die Bedeutung von Italiänisch (die wälsche Sprache, wälsche Nuß oder Wallnuß, wälscher Hahn) und in dieser Bedeutung nimmt es der Dichter, denn Verona, wo die Begebenheit vorfiel, liegt in Italien.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geschwind.

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus,
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich!"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt dem Bogen fort,
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich*), —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!" —

*) Konstruktion: bald nahte sich der Umsturz der Mitte, d. h. dem mittlern Theile der Brücke.

Hoch auf den fernen Ufern stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter seyn.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich,
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galloppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen*) sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ists der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, bei'm höchsten Gott, war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann, —
O braver Mann! braver Mann! Zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind,

*) Eine franz. und spanische Goldmünze, die 5 Thaler gilt.

Und immer tiefer sank der Muth, —
O Retter! Retter komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach,
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hörts, doch jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher [1]),
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr;
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn [2]), in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an;
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu seyn.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;

1) Diese Stelle wird mit gelindem Ton, und unter einfacher prunkloser Gebehrde gesprochen.

2) Mit schnellem Zeitmaaß.

Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran:
Doch that er's wohl um Goldesklang [1]);
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil [2]).
Arm bin ich zwar, doch eß ich satt.
Dem Zöllner werd eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verlohren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!

1) Bedenklich, wie ein Einwurf: vielleicht that's der Bauer nur des Goldes wegen, denn hätte der Graf nicht sein Gut daran gesetzt, so hätte der Bauer auch wohl sein Leben nicht gewagt.
2) Mit Ruhe und dem Bewußtsein einer erfüllten Pflicht.

Wer solches Muths sich rühmen kann,
Dem lohnt nicht Gold, dem lohnt Gesang.
Gottlob daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Johann Gottlieb Fichte.

Johann Gottlieb Fichte ist geboren den 19ten Mai 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz, war bis 1800 Professor der Philosophie zu Jena, privatisirte dann in Berlin, und erhielt hier 1809 eine Lehrstelle der Philosophie bei der Universität. Er starb den 29sten Januar 1814.

Einer der ersten Denker der Nation und seiner Zeit, hat er seinen Scharfsinn dazu verwandt, ein neues Licht anzuzünden in der Philosophie, und dadurch den Wissenschaften einen höhern Charakter der Wahrheit und Bestimmtheit zu geben. Doch ist es hier nicht der Ort, seine Verdienste als Philosoph zu entwickeln; nur als Stylist kann er in die Reihe der Barden eintreten. Als solcher erscheint er uns in seinen (14) Reden an die deutsche Nation, Berlin 1808, worin er die Linien zu einer, neuen National-Erziehung zeichnet, die das Schwungrad des ganzen Werks ist. Nicht alle werden die historische und philosophische Ansicht des hochherzigen Verfassers für die ihrige erklären; wohl aber in der moralischen und ästhetischen Ansicht seiner Reden zusammentreffen, und diese Seite gerade ist

es, welche dies Buch auch denkenden Jünglingen schätzbar machen muß. Denn hier ist deutscher Herzschlag, und eine Brust, die ihre eigene Brustwehr ist. Hier brennt und leuchtet das heilige Feuer der Vaterlandsliebe, und aus dem Tempel seines Herzens strömt mächtig der Begeisterung Kraft in jedes Deutsche Herz. Die Darstellung ist eine, des leuchtenden Edelsteins würdige Fassung, und seinem Deutsch-Denken gleicht sein Deutsch-Schreiben, so daß diese Reden ihn unbezweifelt unter die Deutschen Muster-Prosaisten stellen, und nichts zu wünschen übrig lassen würden, wenn überall in dem Bau seiner Perioden eben so viel Wohllaut und Rhythums herrschend wäre, als Wahrheit, Kraft und Bestimmtheit in den Ideen.

Was Vaterlandsliebe sey.

Ein Bruchstück von Joh. Gottl. Fichte.

[Nachstehendes Bruchstück ist aus der achten Rede entlehnt, in welcher der Verfasser zeigt, was ein Volk in der höhern Bedeutung des Worts, und was Vaterlandsliebe, oder Liebe des Einzelnen zu seiner Nation sey. Diese Stelle ist ganz dazu geeignet, den echt-deutschen Geist anzuregen, einen Geist — den wir weniger gegen Feinde, als gegen die Zeit zu retten haben.]

*

Es ist klar, daß ein ursprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß diese das Unterpfand ist seines Beharrens als ursprünglich, und daß es in

seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies ist das erste Stück, in Rücksicht dessen die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren muß.

Sodann muß sie es seyn, die den Staat darin regiert, daß sie ihm selbst einen höhern Zweck setzt, denn (als) den gewöhnlichen der Erhaltung des innern Friedens, des Eigenthums, der persönlichen Freiheit, des Lebens, und des Wohlseins aller. Für diesen höhern Zweck allein, und in keiner andern Absicht bringt der Staat eine bewaffnete Macht zusammen. Wenn von der Anwendung dieser die Rede entsteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloßen Begriffe, Eigenthum, persönliche Freiheit, Leben und Wohlsein, ja die Fortdauer des Staats selbst auf das Spiel zu setzen; ohne einen klaren Verstandesbegriff von der sichern Erreichung des beabsichtigten, dergleichen in Dingen dieser Art nie möglich ist, ursprünglich und Gott allein verantwortlich, zu entscheiden: dann lebt am Ruder des Staats erst ein wahrhaft ursprüngliches und erstes Leben, und an dieser Stelle erst treten ein die wahren Majestätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebens willen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes, ist gar kein rechtes eigentliches Leben, und kein ursprünglicher Ent-

schluß. Umstände und Lage, längst vielleicht verstorbene Gesetzgeber, haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn, und leben so in der That nicht ein eigenes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr geräth, und es nun gilt, über neue, nie also da gewesene Fälle zu entscheiden; dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe. Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen sich an das Ruder stellen dürfe, der mit eigener Sicherheit und Gewißheit, und ohne unruhiges Hin- und Herschwanken zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuthen, und den Widerstrebenden zu zwingen, daß er alles, bis auf sein Leben, in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung, und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfassung ist es; diese vermag dies gar nicht, wenn sie bei Verstande

bleibt. Wie es auch ergehen möge, da nicht umsonst regiert wird, so wird sich immer ein Regent für sie finden. Lasset den neuen Regenten sogar die Sklaverei wollen (und wo ist Sklaverei, außer in der Nichtachtung, und Unterdrückung der Eigenthümlichkeit eines ursprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden ist?) — Lasset ihn auch die Sklaverei wollen, — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, sogar ihrem Wohlstande sich Nutzung ziehen läßt, so wird, wenn er nur einigermaßen ein Rechner ist, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigstens werden sie immer finden. Wofür sollten sie denn also kämpfen? Nach jenen beiden ist es die Ruhe, die ihnen über alles geht. Diese wird durch die Fortdauer des Kampfes nur gestört. Sie werden darum alles anwenden, daß dieser nur recht bald ein Ende nehme, sie werden sich fügen, sie werden nachgeben, und warum sollten sie nicht? Es ist ihnen ja nie um mehr zu thun gewesen, und sie haben vom Leben nie etwas weiteres gehofft, denn die Fortsetzung der Gewohnheit da zu seyn unter erleidlichen Bedingungen. Die Verheißung eines Lebens auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, — allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann.

So ist es auch bisher gewesen. Wo da wirk-

lich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand, da ist es jene Verheißung ewigen Lebens gewesen, die da regierte, und kämpfte, und siegte Im Glauben an diese Verheißung kämpften die Deutschen Protestanten. Wußten sie etwa nicht, daß auch mit dem alten Glauben Völker regiert, und in rechtlicher Ordnung zusammengehalten werden konnten, und daß man auch bei diesem Glauben seinen guten Lebensunterhalt finden könne? Warum beschlossen denn also ihre Fürsten bewaffneten Widerstand, und warum leisteten ihn mit Begeisterung die Völker? — Der Himmel war es, und die ewige Seligkeit, für welche sie willig ihr Blut vergossen. — Aber welche irdische Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligthum ihres Gemüths eindringen, und den Glauben, der ihnen ja nun einmal aufgegangen war, und auf welchen allein sie ihrer Seeligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Also, auch ihre eigene Seeligkeit war es nicht, für die sie kämpften; dieser waren sie schon versichert: Die Seeligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungebornen Enkel, und aller noch ungebornen Nachkommenschaft war es; auch diese sollten auferzogen werden in derselben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erschienen war, auch diese sollten theilhaftig werden

des Heiles, das für sie angebrochen war; diese Hoffnung allein war es, die durch den Feind bedroht wurde, für sie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen sollte, verspritzten sie mit dieser Freudigkeit ihr Blut. Geben wir zu, daß sie sich selbst nicht ganz klar waren, daß sie in der Bezeichnung des edelsten, was in ihnen war, mit Worten sich vergriffen, und mit dem Munde ihrem Gemüthe unrecht thaten; bekennen wir gern, daß ihr Glaubensbekenntniß nicht das einige und ausschließende Mittel war, des Himmels jenseits des Grabes theilhaftig zu werden: so ist doch dies ewig wahr, daß mehr Himmel diesseits des Grabes, ein muthigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde, und eine freiere Regung des Geistes, durch ihre Aufopferung, in alles Leben der Folgezeit gekommen ist, und die Nachkommen ihrer Gegner eben so wohl, als wir selbst, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf diesen Tag genießen.

In diesem Glauben setzten unsre ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandringenden Weltherrschaft der Römer muthig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höhern Flor der Römischen Provinzen neben sich, die feinern

Genüsse

Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle Ruthenbündel*), und Beile in Ueberfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen Theil nehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehrern ihrer eigenen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohlthäter der Menschheit Rebellion sey, Beweise der gepriesenen Römischen Klemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit Römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge Römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten, oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, in wie weit es ohne Verlust ihrer Eigenthümlichkeit möglich war. Wofür haben sie

*) Ruthenbündel sind die fasces der Römer, die von den Lictoren (öffentlichen Dienern) den höchsten obrigkeitlichen Personen, als Zeichen ihrer Macht, vorgetragen wurden, denn es waren Stäbe (virgae), mit welchen die Missethäter vor der Enthauptung gezüchtigt wurden.

denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein Römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: „ob ihnen denn etwas anderes übrig bliebe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden." Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortführen, ihre Angelegenheiten selbstständig, und ursprünglich, ihrem eigenen Geiste gemäß, zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäß, auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten; Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhaft Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu seyn und zu bleiben, und die Seinigen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehn, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen, und, wie

dies der Römer allenthalben that, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwickelung der Menschheit eine andere, und man kann nicht glauben erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache, und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbstständigen Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jetzo mit uns zu Ende ist, und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken, alles, was wir noch ferner seyn werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen, uns jetzt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsre Brüder, ihr Daseyn; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals würde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft.

Diese, und alle andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Aufopferungen, und

sich nicht weiter wagen mag, als bis zu einem gewissen Punkte, der giebt den Widerstand auf, sobald die Gefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern alles, und das höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daran setzt, giebt den Widerstand nie auf, und siegt, so der Gegner ein begrenzteres Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig ist, sey es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbstständigkeit, fest ins Auge zu fassen, und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsre ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht, und zu Unterjochung selbstständiger Völker gebraucht wird, wie die Römischen Heere! denn die ersten haben alles zu verlieren, die letztern bloß einiges zu gewinnen.

Christoph August Tiedge.

Christoph August Tiedge, geboren im Jahre 1754 zu Magdeburg, war Kommissar am Dom zu Halberstadt, und privatisirt jetzt in Berlin.

Seine Korrektheit, seine tiefe Empfindung, sein Gedankenreichthum und vollendeter Versbau erheben ihn zu den ausgezeichnetsten Dichtern der neuern Zeit. Damit verbindet er ein zartes Gefühl für Sittlichkeit und Religion, und einen regen, theilnehmenden Sinn für alles, was die Menschheit zu erheben, oder sie in ihrem Aufflug zu hemmen vermag, — einen Sinn, der sich bei ihm am lebendigsten ausspricht in der Elegie, die seiner, zur Wehmuth geneigten Stimmung vorzüglich angemessen zu seyn scheint. Seine Urania (von der in der Folge noch die Rede seyn wird) wie seine Elegieen und vermischten Gedichte (Halle 1803) sind die redendsten Beweise, daß dieser Dichter durchdrungen ist von dem, was dem Menschen als das Höchste und Wichtigste erscheint — von Gott, Tugend, Wahrheit und Freiheit, daher er auch in dieser Hinsicht jedem fühlenden und denkenden Jüngling als erweckendes und belebendes Vorbild empfohlen zu werden verdient.

Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf.

Von Chr. Aug. Tiedge.

[In nachstehender Elegie versetzt sich der Dichter mit seiner Phantasie auf das Schlachtfeld bei Kunersdorf (in der Mittelmark), wo Friedrich II. am 12ten August des Jahrs 1759 eine blutige Schlacht gegen die Russen verlor, und in ihr, unter mehrern Helden, auch den Major v. Kleist, diesen unsterblichen Sänger des Frühlings, der, verwundet nach Frankfurt a. d. O. gebracht, daselbst an seinen Wunden starb (s. Bardenhain 1 Th. S. 209.). Kleist's Fall macht daher einen Haupttheil dieser Elegie aus, in der sich das wehmüthige Gefühl des Menschen mit der Phantasie-Kraft des Dichters aufs schönste verbindet.]

*

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag ins Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab [1]).
Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,
Wo der Fichtenschatten mich verbirgt;
Hier soll einsam meine Seele trauern
Um die Menschheit, die der Wahn [2]) erwürgt.

[1]) Eine ruhige, sternenhelle Nacht, und das schaurige Dunkel eines Waldes sind Naturgegenstände, die der traurigen Begebenheit, welche der Dichter darstellt und seinen eigenen elegischen Empfindungen am angemessensten sind.

[2]) Wahn — so nennt er den Krieg, denn ihm, als Weltbürger, kann er nicht anders erscheinen.

Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume;
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,
Weh' um mich die Stille dieser Luft.
Hier, an dieses Hügels dunkler Spitze,
Schwebt, wie Geisterwandel, banges Graun;
Hier, hier will ich vom bemoosten Sitze
Jene Schedelstätten überschaun[1]).

Dolche blinken dort im Mondenscheine,
Wo das Erntefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlagnen um den Blutaltar[2]).
Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt, an Feindes Brust gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes —
Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen,
Die hier ruhn; sie ruhen Hand an Hand!
Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe gibt und Lieb' erhält;

[1]) Bis dahin geht die Einleitung. Der Dichter hat sich seinen Standpunkt gewählt, von wo aus er seine Betrachtungen am sichersten machen zu können glaubt, und sich alle die Gegenstände (dunkle Fichten, stille und schwere Luft, Geister, bemoosten Stein) geschaffen, welche zu seiner Stimmung passen.

[2]) Des Dichters Phantasie führt ihm wieder vor, was am Tage der Schlacht gesehen wurde — Waffen und Erschlagene.

Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert,
Weist den Himmel weg aus dieser Welt [1]).
Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Zypresse [2]) hängt;
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch von einander drängt!

Aber hier, um diese Menschentrümmer,
Hier auf öder Wildniß ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter sahn die grause Schlacht;
O sie schlafen ruhig, und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor [3]),
Hält in seinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Stiftung sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.

[1]) Nur die Menschen, nicht die abgeschiedenen Geister, leben in Zwietracht, und zerstören sich so den Himmel ihres Glücks, den sie sonst auf der Erde haben könnten.

[2]) Die Zypresse wird, ihres düstern Ansehens wegen, von den Dichtern als ein, den Todten geweihter Baum betrachtet.

[3]) Das zerstörte Dorf wurde wieder aufgebaut, nur die Kirche war stehen geblieben.

Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Ueber diesen Hügel, und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln,
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefallnen durch die Wildniß trägt.
Diese Greisin, diese düstre Fichte,
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weist dahin, wo blutig die Geschichte
Böser Zeiten ihr vorüberging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt [1]).

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen, —
Herrscher deiner Welt, du warst so groß;
Aber doch — das härteste von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos [2]).
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,

[1]) Der Dichter nimmt an, daß Friedrich II. am Schlachttage unter diesem Baum gestanden, und von hier aus das Ganze geleitet habe.

[2]) Dem Weltbürger-Sinn des Dichters kann das Loos eines Königs nicht beneidenswerth erscheinen, denn Könige sind es, welche Krieg und Zwietracht unter den Menschen erhalten.

Konnt', ihn dir die Musenhuld vergüten,
Diesen Weg, der über Leichen ging [1])?
Menschen fielen, gleich gemähten Aehren,
Ach, sie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbesprützten Lorbeer rann [2]). —

Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Cikad' [3]) im düstern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestöhnt.
Und der stille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Graun der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammenpreßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,

1) Die Verheerungen des Krieges sind so groß, daß selbst die Siegeskränze und Begünstigungen der Musen dem König keinen Ersatz dafür zu geben vermochten.

2) Friedrich II. gehörte nicht zu den Helden, die ungerührt bleiben bei dem Anblick so vieler durch und für sie gefallenen Krieger.

3) Ein Insekt, welches sich auf Bäumen aufhält und einen hellen Laut von sich gibt. (Grille).

Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Ist es Wandel [1]) einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch [2]) entrauscht,
Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif, im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest du dort um die Todtenhöle
Durch das Nachtgraun deiner Finsterniß [3])?

Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist [4]).
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub;
Diese Stelle will ich heilig feiern;
Ach! und kann sie nur bestreun mit Laub.
Rinnen laß hier eine Silberquelle;
Winde deinen sanftern Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,

1) Das Wandeln — Schweben.

2) Hage — die kleinere Buche.

3) Je länger sich die Phantasie des Dichters mit ihrem traurigen Gegenstande beschäftigt, je mehr häufen sich die Bilder, die sie ihm vorführt. In diesem Zustand stellen sich ihm selbst Erscheinungen und Gestalten dar von denen, die hier ihre Lieben verloren.

4) Diese Erscheinungen leiten den Dichter auf den Tod des edlen Kleist, als den größten Verlust, den Friedrich in dieser Schlacht erlitt.

Wo dein edler Sänger blutend lag [1]).
Hier aus diesem wildernden Gesträuche,
Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,
Hebe sich, im Schatten einer Eiche,
Grün ein zartes Myternreis empor;
Und im dunkelgrünen Eichenlaube,
Girre, wenn der Lenz vorüberzieht,
Klagend eine silberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied.
Aber in dem Myrtendunkel säume
Die Begeistrung einer Nachtigall,
Und die Waldluft schweb' um ihre Träume,
Wie ein sanft gehaltner Wellenfall.
Leise schwebe sie durchs Laub des Strauches,
Das der Boden dieser Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb;
Und im zarten Weiß der sanftern Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum,
Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heiliger Erinnrungstraum [2]).

1) Der Dichter fühlt, wie wenig er zur würdigen Todtenfeier Kleists zu thun vermag; er fodert daher den Frühling auf, das Andenken an seinen Sänger durch Hervorbringung einer Quelle rc. zu feiern.

2) Dies ist eine der vortrefflichsten Stellen, die hier um so zweckmäßiger erscheint, da sie in gedrängter Kürze alle die Annehmlichkeiten des Frühlings darstellt, die Kleist in seinem Gedichte so lebendig-schön geschildert hatte.

Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten [1]);
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick:
Der geweihte Mann wirft seinen Schatten
Dort noch aus Elysium zurück [2]).
Viel der edlen Männer sind gefallen;
Aber, Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Flut der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht', ein stummes Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der goldnen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,
Was die Menschheit vor dem Weltengeist,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daseyns so die Fäden reißt?
Welche Fäden sind hier abgerissen?
Und was fällt, wenn nur Ein Haupt zerfällt [3])!

1) erstatten — wiederbringen, auf die Erde zurückführen. Das Wort ist weder poetisch, noch bezeichnet es den Begriff, den der Dichter ausdrucken wollte.

2) Nicht ganz ist Kleist für uns verloren. Er hat sich, wie jeder große Mann, seine Unsterblichkeit gesichert.

3) Wie viel edle Menschen sind hier gefallen! und wie viel geht überhaupt dadurch verloren, daß ein edler Mann aus der Mitte der Menschheit herausgerissen wird! — Diese und die darauf folgende Stelle enthält Betrachtungen über Menschen-Leben, Gottheit und Tod, — Betrachtungen, die sich auf einem Schlachtfelde sehr natürlich darbieten.

Hier stehn wir, und hinter Finsternissen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit mit Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme,
Wechseltod beherrscht die Finsterniß!
Er beraubt den Halm, und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Welch ein Anblick! — Hieher Volksregierer,
Hier, bei dem verwitternden Gebein,
Schwöre, deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu seyn [1]).
Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet!
Zähle diese Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste [2]), der dein Haupt, entfürstet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Graun!
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubaun?

1) Der Dichter wendet sich an die Regenten, die über Krieg und Frieden gebieten, daß sie hier auf dem Schlachtfelde bei den Gebeinen der Erschlagenen den Vorsatz fassen: ihren Thaten- und Ruhmdurst den Gefühlen der Menschlichkeit unterzuordnen.

2) Der ernste Augenblick des Todes.

Einen Lorbeerkranz verschmähn, ist edel!
Mehr als Heldenruhm ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück [1])!
Cäsar fiel an einem dunklen Tage
Ab vom Leben [2]), wie entstürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage [3]);
Alexander ist ein wenig Staub.
Klein ist nun der große Weltbestürmer;
Es [4]) verhallte, lauten Donnern gleich;
Längst schon theilten sich in ihn die Würmer
So wie die Satrapen in sein Reich [5]).

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt;
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,

1) Menschenglück gilt mehr als Heldenruhm; Haupt und Lorbeer zerfallen in Staub, aber menschliche Wohlfahrt ist ein dauerndes Denkmal.

2) Cäsar, dieser große und stolze Weltgebieter, wurde von den Verschwornen Roms, an deren Spitze Brutus stand, ermordet, und fiel an 23 Wunden im J. 44 vor Chr Geb.

3) Sarkophag ist ein Stein, dessen sich die alten Römer zu ihren Grabmälern bedienten, daher überhaupt ein Grabmahl.

4) Es steht hier sehr unbestimmt, und läßt sich auf nichts vorhergehendes beziehen.

5) Eine treffende Zusammenstellung. So wie nach Alexanders Tode sich seine Generale (Statthalter, Satrapen) in seine Eroberungen theilten, so theilten sich die Würmer in seinen Leichnam.

Wo das Leben stille steht und sinnt [1]);
Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme
Wie ein Strahl der Lebensweg sich bricht [2]),
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen spricht [3]):
„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden;
Des Verwüsters Hand ist ausgestreckt;
Und die Wahrheit wird den Menschen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz versteckt [4])!"

1) Dies ist gewissermaßen das Ergebniß der Betrachtungen unsers Dichters. Wenn, sagt er, das Leben noch so viel Reiz und Aussichten auf Glück und Ehre darbietet, einmal erscheint doch der Tag, wo alles dies aufhört.

2) Eine Umschreibung des Grabes, das alle Krümmungen und Windungen des Lebens endet.

3) Aus diesem Grabe nimmt der Mensch die große Belehrung über die wichtige Anwendung seines Lebens.

4) Was nicht Tugend ist, geht in Vergessenheit über; der Tod zerstört alles, und ein richtendes Urtheil über die Menschen wird nicht ausbleiben, gleichviel, ob sie hier unbemerkt lebt, oder berühmt genannt wurden.

Das Kind der Sorge.

Von Joh. Gottfr. v. Herder.

(Ueber Herder siehe Bardenhain Theil I.)

[Eine der trefflichsten Herderischen Dichtungen! Der Verf. denkt sich die Schöpfung des Menschen, der als Kind der Sorge unter allen erschaffenen Wesen ausgezeichnet da steht, nach der eigenthümlichen Beschaffenheit der menschlichen Natur. Den Körper läßt er

er formen aus Thon, durch die Hand der Sorge, denn sorgenvoll ist sein Leben, da er seine Bedürfnisse sich selbst mühsam verschaffen muß; den belebenden Geist entlehnt er vom Jupiter, als dem höchsten Gott. Beide behaupten nun ihr Recht an dem Menschen; aber auch die Erde (Tellus) macht Anspruch, denn Erde ist der Bestandtheil des menschlichen Körpers. Saturn, als Gott der Zeit, wird zum Entscheider gewählt, und sein Ausspruch erkennt jeder der streitenden Gottheiten den Theil zu, der ihr gehört, — dem Jupiter den Geist, der Tellus die Gebeine, der Sorge das irdische Leben.]

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet' im Traum der Gedanken,
Ihr Finger ein thönernes Bild.

„Was ist das, sinnende Göttinn?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Belebs, ich bitte dich, Gott!"

„Wolan dann! Lebe! — Es lebet!
Und mein sey dieses Geschöpf!"
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!"

„Mein Finger hat es gebildet!" —
„Und ich gab Leben dem Thon," —
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

„Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind!"
„Wol an" sprach Jupiter, „wartet,
Dort kommt ein Entscheider, Saturn!"

Saturn sprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist.

Du, Tellus, seine Gebeine:
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind,
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab.

Des Schicksals Spruch ist erfüllt,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf.
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott*).

*) Stirbt der Mensch, so fallen seine Gebeine der Erde zu, und der Geist erhebt sich zu Gott.

Das große Halleluja[1]).

Von F. G. Klopstock.

(Ueber den Dichter s. Bardenh. Th. I.)

[Klopstocks Halleluja ist ein Hymnus, ein Lobgesang, der zu Ehren des höchsten Wesens von frommen Menschen gesungen wird. Sein Inhalt ist Gott, der Unendliche, Vollkommene und Ewige, der Schöpfer der Welt, Wohlthäter und Vater aller vernünftigen Wesen. Die Empfindungen, welche dieser Hymnus athmet, sind Ehrfurcht, Bewunderung, Dank und Vertrauen. Das Ganze ist der Erguß eines von Andacht glühenden Herzens.]

Ehre sey dem Hocherhabnen,
Dem Ersten[2]), dem Vater der Schöpfung!
Dem unsre Psalme[3]) stammeln;
Obgleich der wunderbare Er[4])
Unaussprechlich und undenkbar ist.
Eine Flamme von dem Altar an dem Thron
Ist in unsre Seele geströmt[5])!
Wir freuen uns Himmelsfreuden,

1) Halleluja — ein hebräisches Wort, welches einen feierlichen Lobgesang Gottes bedeutet, der von einer Gemeine zum Andenken eines wichtigen Tages in einem gemeinschaftlichen Chore gesungen wird. Der Ton ruht auf der vorletzten Sylbe.

2) Der Erste — d. i. der Ewige.

3) Psalm — heißt hier überhaupt ein heiliger Gesang zum Lobe Gottes.

4) Der Prosaiker würde sagen: Er, der Wunderbare.

5) Der Dichter will sagen: unsere Seele ist der Religion und der heiligen Andacht fähig. — Der Altar am Throne ist ein Bild für die Empfindungen der Andacht, welche der Fromme seinem Gott opfert; daher der Ausdruck Flamme — das Opfer auf dem Altare.

Daß wir sind und über Ihn erstaunen können!
Ehre sey Ihm auch von uns an den Gräbern hier,
Obwol an Seines Thrones letzten Stufen
Des Erzengels niedergeworfne Krone [1])
Und seines Preisgesangs Wonne tönt.
Ehre sey, und Dank, und Preis dem Hocherhab-
nen, dem Ersten,
Der nicht begann, und nicht aufhören wird!
Der sogar des Staubes [2]) Bewohnern gab
Nicht aufzuhören.
Ehre dem Wunderbaren,
Der unzählbare Welten in den Ozean der Unermeß-
lichkeit aussäte [3]).
Und sie füllte mit Heerschaaren Unsterblicher [4]),
Daß Ihn sie liebten, und selig wären durch Ihn!
Ehre Dir! [5]) Ehre Dir! Ehre Dir!
Hocherhabner Erster!
Vater der Schöpfung!
Unaussprechlicher! Undenkbarer!

1) Die niedergeworfne Krone — ist ein orientalisch-symbolisches Zeichen der Unterwürfigkeit.

2) Figürlich für Erde.

3) In den ungemessenen Raum des Weltalls.

4) Die Heerschaaren der Unsterblichen sind die unzählbare Menge vernünftiger Wesen, die zur Unsterblichkeit bestimmt sind, und höchst wahrscheinlich auch auf andern Weltkörpern leben.

5) In dieser Strophe wendet sich der Chor an die Gottheit selbst, und versucht sie zu preisen, aber die Unendlichkeit derselben läßt ihn ehrfurchtsvoll verstummen.

Conrad Gottlieb Pfeffel.

Ihn haben wir schon als ausgezeichneten Fabeldichter kennen gelernt. (Bardenhain Th. 1 S. 302) Er starb den 1sten Mai 1809 im 73sten Jahre seines Alters, nachdem er noch kurz vorher den 9ten Theil seiner poetischen Versuche herausgegeben hatte. Beinah ein halbes Jahrhundert blind, trug er sein hartes Loos mit Ergebung und Gelassenheit, und verdient auch in dieser Hinsicht dem Andenken der Nachwelt aufbewahrt zu werden. — Das Bild des Todes, wie der Dichter es in nachstehender Erzählung den Persischen Weisen zeichnen läßt, enthält die beruhigende Wahrheit, daß der Tod dem Tugendfreunde und Weisen nur als ein freundlicher Bote des Friedens erscheine, — eine Lehre, die weniger aus der Philosopie des Persers, als aus dem reinen Gemüthe des Dichters selbst hervorgegangen ist.

Das Bild des Todes.

Von C. G. Pfeffel.

Des großen Zoroasters*) Ruhm
War in ganz Asien erklungen.
Er hatte sich ins Heiligthum

*) Zoroaster — Stifter einer neuen Religionslehre unter den Persern, denen er ein Buch schrieb, welches unter dem Namen Zendavesta oder Zend sehr geheim und heilig gehalten wird.

Der himmlischen Magie [1]) geschwungen;
Er las mit einem Seherblick
In dem Gestirn der Völker Glück.
Ihm war die Geisterwelt entriegelt. —
Prinz Amulet verläßt, beflügelt
Von Neubegier, den Indusstrand [2]),
Und eilt, die wundervollen Lehren
Des Philosophen anzuhören,
Nach Persien. Des Weisen Hand
Führt ihn gefällig auf die Brücke
Des Geisterreichs. Die Scheidewand
Der Körperwelt zieht sich zurücke,
Und manches neue Sylphenland [3])
Liegt aufgedeckt vor seinem Blicke.
Erfahrung macht ihn muthiger,
Er will noch immer höher steigen,
Und bittet nun den Magier,
Das Bild des Todes ihm zu zeigen.
Der Weise ziehet einen Kreis,
Schlägt dreimal mit dem goldnen Stecken [4]):

1) Magie — ist die Weisheit der Magier, d. h. der Persischen Weisen und Priester der Sonne und des Feuers, die in die Geheimnisse der Natur eindringen zu können glaubten.

2) Indus — (auch Sind genannt) ist einer von den Hauptströmen Ostindiens.

3) Sylphen — sind Wesen der Phantasie, eine Art erdichteter Luft- und Wald-Geister.

4) Die Magier bedienten sich gewisser geheimer Zeichen und Zauberworte, die dem Uneingeweihten fremd waren.

Schnell zeigt sich der Monarch der Schrecken [1]).
Der Prinz, getaucht in kalten Schweiß,
Ruft aus: was seh ich! Laß mich fliehen!
Ha, welch ein scheußliches Phantom!
Aus dessen Augen wie ein Strom,
Des Orkus rothe Blitzen sprühen!
Mit Schlangen ist sein Haar umstrickt!
Und seine Faust — o laß mich fliehen!
Hat einen Pfeil auf mich gezückt! —
Mein Sohn, versetzt der graue Weise,
Und nahet lächelnd sich dem Kreise [2]);
Das Schreckgespenst erblick ich nicht,
Vor welchem deine Seele bebet.
Ein Engel ist's, der vor mir schwebet,
Gehüllt in heitres Sonnenlicht.
Die Scheitel ist mit Mohn umkränzet,
Und wie ein Demantzepter glänzet,
In seiner ausgestreckten Hand,
Der Schlüssel zu der Himmelspforte.
Jetzt sprach er drei geheime Worte,
Und das erhabne Bild verschwand.

1) Monarch der Schrecken, d. i. der Tod. So erscheint er der großen Menge zu allen Zeiten und unter allen Völkern. (Ueber die Darstellung desselben im Alterthum s. Bardenhain Th. 1. S. 195 bis 96).

2) Die Furcht des Prinzen, und die darauf folgende Ruhe des Weisen bilden einen schönen Kontrast, der sich dort durch ängstlich=schnelle Bewegung des Tones, hier durch gleichförmige, sanfte Sprache in der Deklamation sehr gut bezeichnen läßt.

Der Jüngling fragt den frommen Alten,
Was dies bedeute. Wisse, Sohn!
Der Tod ist ein Chamäleon;
Er borget immer die Gestalten
Der Seelen, denen er sich zeigt*).
Prinz Amulet erröthet, schweigt,
Nimmt endlich Abschied von dem Greise,
Und denket auf der langen Reise
Dem nach, was seine Seel' entstellt,
Bekämpft die Laster, wie ein Held,
Und heißt nun Amulet der Weise.

*) Wie das Chamäleon (das zu den kriechenden Amphibien gehört, und in Spanien und Ostindien lebt) seine Farbe verändert, und sich also dem Auge der Beschauer ganz verschieden zeigt: so erscheint auch der Tod anders dem Weisen — anders dem Thoren, und ist immer das, wofür jeder in seinem Gemüthe ihn nimmt.

Karl Wilhelm Ramler.

Schon im 1sten Th. des Bardenhains ist Ramler an mehreren Orten als einer der ersten Deutschen Odendichter aufgeführt worden. Nicht aber durch die Ode allein, auch durch die Kantate hat sich der Dichter die verdiente Unsterblichkeit errungen, namentlich durch seinen Tod Jesu und seine Ino — als die beiden geschätztesten Kunstwerke dieser Dichtungsart. —

Die Kantate, (von der das Alterthum nichts wußte) gehört zur lyrischen Form der Poesie, denn sie hat es mit der Darstellung von Gefühlen zu thun, unterscheidet sich aber von den übrigen lyrischen Produkten dadurch, daß sie nothwendig die Begleitung der Musik erfodert, für die sie in der Anlegung und Durchführung des Ganzen berechnet ist. Der Dichter muß daher nicht nur den höchsten Wohllaut der Sprache sich aneignen, sondern auch besonders in der Behandlung seines Stoffes dem Komponisten vorarbeiten, also nur das schildern, was einer musikalischen Darstellung fähig ist, und zugleich diejenige Abwechselung der Sylbenmaße beobachten, welche der musikalische Ausdruck der wechselnden Gefühle nöthig macht. Ueberhaupt muß er durch den Schwung seiner Phantasie den Komponisten beleben, und ihn durch den Reichthum seiner Bilder, wie durch die Wärme und Innigkeit seines Gefühls so begeistern, daß beide — dieser durch Worte, jener durch Töne — sich in einem und demselben Gefühle einstimmig bewegen. Diese Vollendung ist indessen nur dann zu erwarten, wenn der Dichter auch Kenner der Musik, und der Komponist auch Kenner der Dichtkunst ist.

Die gewöhnlichen Bestandtheile der Kantate sind das Recitativ, die Arie und der Chor; jene beiden ersteren sind wesentlich nothwendig.

Das Recitativ, welches beschreibend oder erzählend seyn kann, hat den Zweck, die darzustellenden Gefühle vorzubereiten, und die Stimmung

anzukündigen, in welche das Kunstwerk versetzen soll. Hier muß die größte Ungebundenheit und Abwechselung der Sylbenmaaße herrschen.

Die Arie, in welcher der freieste Odenschwung herrscht, ist der höchste Punkt der Kantate, in dem sich das ganze aufgeregte Gefühl in Eine einzige überwiegende und bestimmte Empfindung zusammendrängt. Je nachdem nun ein, zwei, drei, vier, fünf Personen dieses Gefühl ausdrucken, entsteht ein Solo, Duett, Terzett, Quartett, Quintett.

Der Chor endlich vereinigt die Gesammtempfindung, und ist gewissermaßen der Darsteller der innern Stimmung einer ganzen Gemeine oder Versammlung. Er besteht nur aus kurzen, lyrischfreien, die höchste Empfindnng ausdruckenden Sätzen, und macht gewöhnlich den Schluß des Ganzen, oder eines einzelnen Abschnittes einer größeren Kantate. Die Anordnung der übrigen Theile ist willkürlich. Wir theilen die Kantaten in geistliche (religiöse) und profane; jene nennt man gewöhnlich Oratorien. Zu den besten gehören der Tod Jesu und die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem von Ramler; ferner Lazarus oder die Feier der Auferstehung, so wie Abraham auf Moria von Niemeyer; Klopstocks Golgatha, und mehrere von Gerstenberg. Andere haben ihre Berühmtheit nur dem Komponisten zu verdanken.

Ino.

Eine Kantate v. K. W. Ramler.

[Als Beispiel ist nachstehende 1765 gedichtete Kantate für den Bardenhain besonders geeignet, da sie in Hinsicht auf Poesie und Wohllaut der Sprache den Stempel der höchsten Vollendung trägt, und für die besondern Zwecke dieses Buchs reichlichen Stoff zu antiquarischen, mythologischen und aesthetischen Bemerkungen darbietet.

Ino, eine Tochter des Thebanischen Königs Cadmus, nahm sich nach dem Tode ihrer Schwester Semele, des vom Jupiter erzeugten jungen Bachus an, den sie an ihrer Brust ernährte. Dies erregte den Haß der unversöhnlichen Juno, die nun, um sich zu rächen, den Athamas, dem die Ino vermählt war, mit Raserei und Wuth gegen seine Gattinn und Kinder erfüllte. In diesem Wahnsinn zerschmetterte er ihren erstgebornen Sohn Learchus an einen Felsen, und als hierauf Ino mit ihrem jüngsten Sohn Melicertes vor ihm floh, verfolgte er sie bis an eine Felsenspitze am Meere, wo ihm die weitere Flucht unmöglich war. Hier stürzt sich Ino verzweiflungsvoll mit ihrem Liebling in die Meeresfluth. Beide aber werden von den Wellen emporgetragen, und unter die Meeresgötter aufgenommen, die Ino unter dem Namen Leukothea, Melicertes unter dem Namen Palämon.

Die Kantate beginnt mit dem entscheidendsten Punkt in dem Leben der Ino, mit der verzweiflungsvollen Lage, als sie auf der Flucht vor ihrem wüthenden Gemahl die Felsenspitze erreicht, und sich ins Meer stürzt.]

Wohin? wo soll ich hin [1])?
Mein rasender Gemahl verfolgt mich. Ohne Retter
Irr' ich umher, so weit das Land mich trägt, und bin
Entdeckt, wohin ich irre. Keine Höhle,
Kein Busch, kein Sumpf verbirget mich.
Ha! nun erkenn' ich dich,
Grausame Königinn der Götter.

Ungöttliche Saturnia [2]),
Wird Rachsucht dich ewig entflammen?
Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.

Du hast dich an Semelen ja
Mit Jupiters Blitze gerochen [3]):
Was hat die Schwester verbrochen?
War meine That des Todes werth?

1) Das Recitativ beginnt mit dem schrecklichen Zustand der Ino, den sie, eine hilflose, angstvolle Flüchtige — so rührend schildert. Nun ersieht sie die Ursach ihres Unglücks in der Juno und, im Bewußtseyn ihrer Schuldlosigkeit, in einer Verzweiflung, die nichts mehr schonen zu müssen glaubt, bricht sie in laute Vorwürfe gegen die Göttinn aus.

2) Dieses Gefühl der gekränkten Unschuld spricht in der nun folgenden Arie, deren Versart die Heftigkeit des Unwillens so kräftig bezeichnet. Der Dichter hatte dazu vorbereitet durch den Schluß des Recitativs: „ha! nun erkenn' ich dich, grausame Königinn der Götter!"

3) Juno hatte nämlich die Semele, (die Schwester der Ino) verleitet, sich vom Jupiter versprechen zu lassen, daß er ihr als Donnergott in seiner ganzen Majestät erscheinen wolle. Dadurch zog sie ihr einen entsetzlichen Tod zu.

Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht dich ewig entflammen?
Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.

O all ihr Mächte des Olympus [1]),
Ist kein Erbarmen unter euch?
Hier schwank' ich unter der geliebten Last,
Die mein zerfleischter Arm umfaßt;
Hier fliehet, dem gescheuchten Rehe,
Der aufgejagten Gemse gleich,
Des Kadmus königliche Tochter; springt
Von Klipp' auf Klippe; dringt
Durch Dorn und Hecken. — —
Nein, weiter nicht! hier muß ich ruhn;
Ich kann nicht höher klimmen - - - Götter [2])!

1) Das zweite Recitativ setzt die Schilderung des rettungslosen Zustandes der Ino fort, und mahlt mit steigender Unruhe das Entsetzen und den jammervollen Gemüthszustand der Unglücklichen bei der augenscheinlichen Unmöglichkeit ihrer Rettung. — Die Königstöchter, nur zu einem ruhigen, dem Vergnügen gewidmeten Leben geboren, irrt angstvoll umher, wie ein verscheuchtes Reh und eine aufgejagte Gemse; sie findet nirgends ein Obdach, einen Schutzort für sich und ihren Sohn, den ihre verwundeten Arme kaum noch zu halten vermögen. Dieser Zustand ist ihr um so schrecklicher, da sie im Glück und Wohlstand aufgewachsen ist; die Erinnerung an die bessere Vergangenheit schärft also den Schmerz der elenden Gegenwart. Sie erliegt ihm; ermattet, und ihrer Kraft beraubt, seufzt sie: Nein, weiter kann ich nicht rc.

2) Athamas stürmt indessen näher heran, und mit ihm das Entsetzen. Sie erblickt ihn schon in der Entfernung;

Ach, rettet, rettet mich! ich sehe
Den Athamas: an seinen Händen klebt
Noch unsres Sohnes Blut.
Er eilt, auch diesen zu zerschmettern.
O Meer! o Erde! er ist da!
Ich hör' ihn schreien! er ist da!
Ich hör' ihn keuchen! Jetzt ergreift er mich. — —
Du blauer Abgrund, nimm von dieser Felsenspitze
Den armen Melizertes auf!
Nimm der gequälten Ino Seele! — — —

Wo bin ich? o Himmel*)!
Ich athme noch Leben?
O Wunder! ich walle
Im Meere? mich heben
Die Wellen empor? —

schon sieht ihre Angst auch den noch lebenden Sohn zerschmettert von seinen noch blutbefleckten Händen; er kommt näher — sie vernimmt sein Geschrei — sie hört schon die starken Athemzüge des Rasenden. — Welch' eine schöne, naturgemäße Gradation! Wie treffend die Wirkung einer von Furcht und Angst erhitzten Phantasie! — Ihr ängstlicher Ausruf bei seiner Annäherung: er ist da! dringt durch die Seele. Als sie seinen Athem vernimmt, erreicht die Angst den höchsten Grad, — sie glaubt sich schon ergriffen, — die Rettung scheint unmöglich — sie stürzt sich in den Abgrund des Meeres.

*) Auf diesen Sturm der Empfindung folgt, wie ein sanftes, liebliches Säuseln der Weste, eine melodische Arie, die in ihrem Rhythmus der höchste Preis des malerischen Ausdrucks und in der Zartheit der Sprache der Preis alles Wohllauts ist. Man sieht und hört die sanfte Bewegung der Wellen, und fühlt der Ino Entzücken bei ihrer glücklichen Errettung.

O Wehe mir! mein Sohn!
Ich leb', und ach! im Falle
Verlier' ich meinen Sohn.

Mein Schutzgott! mein Erretter!
Was hilft mir dieses Leben?
Ach! gieb mir meinen Sohn!

O Wehe mir! mein Sohn!
Er ist dem Arm entfallen:
Der Abgrund deckt ihn schon. — —

Ich seh' ihn! ihr Götter*)!
Ihn küssen, ihn heben
Die Nymphen empor. —

Dieses Entzücken äußert sich zuerst durch ihr frohes Staunen über ihre wunderbare Erhaltung. Doch nicht lange dauert dies Gefühl; sie vermißt ihren Sohn, der im Sturz ihrem Arm entfiel, und ihre Freude wandelt sich plötzlich in Bestürzung und Jammer. Denn, nun hat das neu ihr geschenkte Leben keinen Werth mehr für sie, die als Mutter nur ihrem Liebling lebte.

*) Doch, plötzlich sieht sie auch ihn gerettet. Die Gefühle der Freude und des Dankes mischen sich, und die wunderbare Wiedervereinigung mit ihrem Sohn erzeugt nun die Wiederholung der ersten Stanze: wo sind wir? o Himmel rc. — Welch' ein Wechsel der Empfindungen und des Ausdrucks! Staunen, Klage, Unruhe, plötzliche Freude folgen rasch aufeinander, und alles dies weiß der Dichter in einem und demselben Sylbenmaaße bloß durch kleinere Versetzungen, Abwechselungen zweisilbiger und einsilbiger Reime, weichere und härtere Töne zu bezeichnen.

Euch dank' ich dies Leben,
Dies bessere Leben?
Euch dank' ich den Sohn?

Ich seh' ihn — ihr Götter! —
Sich höher erheben;
Kein Kind mehr, wie vor.

Wo sind wir? o Himmel!
Wir athmen? wir leben?
O Wunder! wir wallen
Im Meere? uns heben
Die Wellen empor? — — —

Ihr hängt um meine Schläfe zackige Korallen*),
Und Perlen in mein Haar?
Ich dank euch, Töchter Doris! — Seht, o seht die Schaar
Der freudetrunknen blauen Götter!
Sie flechten Schilf und Lotosblätter
Um meines Sohnes Haar.
Wie gütig, wie vertraut empfanget ihr
Zwei Sterbliche, wie wir!
Ihr gebt uns eure Götterkränze
Und zieht uns mit euch unter eure Tänze. — — —

Unge=

*) In dem nun folgenden Recitativ dankt Ino gerührt den Seegöttern für die, ihr und ihrem Sohne erwiesene Huldigung; der Rhythmus ist hier einstimmiger als in den vorigen Recitativen, weil dort Unruhe und Angst, hier eine frohe Gemüthsstimmung auszudrucken war.

Ungewohnte Symphonien [1])
Schlagen mein entzücktes Ohr.
Panope [2])! dein ganzer Chor
Und die blasenden Tritonen
Rufen laut: „Leukothea
„Ist zur Göttinn aufgenommen.
„Gott Palämon, sey willkommen!
„Sey gegrüßt, Leukothea!" —

Meint ihr mich, ihr Nereiden?
Nehmt ihr mich zur Schwester an?
Meint ihr meinen Sohn, ihr Götter?
Nehmt ihr ihn zum Mitgott an?
Ihr allgütigen Erretter,
O! mein Dank soll nicht ermüden,
Weil mein Busen athmen kann.

Und nun? Ihr wendet euch so schnell zurück [3])?
Ihr eilt mit aufgehobnen Händen? - - - Welch ein
Blick!

1) In dieser Arie steigt die Freude und Verwunderung der Ino über den glänzenden Ausgang ihres Geschicks. Sie hört sich und ihren Sohn von den Tritonen als Gottheiten des Meeres begrüßen. Kaum kann sie dies — ein schöner Zug von Bescheidenheit — auf sich deuten.

2) Panope ist die vornehmste unter den Töchtern des Nereus und der Doris, die von den Schiffern besonders angerufen wird.

3) Das ehrfurchtsvolle Betragen der Meeresgötter verkündigt die Ankunft Neptuns, dem Ino und Melicertes ihre Erhaltung zu verdanken haben. Leukothea (so heißt sie nun) schildert bewundernd die Pracht seiner Erscheinung, und schließt mit einem feierlichen Lobgesang zu Ehren des Gottes.

Auf einem perlenhellen Wagen
Wird der Monarch der Wasserwelt
Hoch auf dem Saum der Fluth getragen.
Bis an den Himmel flammt der goldene Trident [1])
Ich höre seiner Rosse Brausen, sehe
Den Gott, den zweiten [2]) Gott der Götter — —

Der du mit Allmacht dieses Element
Beherrschest, o Neptun! — denn deine Güte
Erhielt mich; deine Diener eilten vor dir her,
Mir dein Geschenk, die Gottheit, anzutragen —
Ist hier dein Aufenthalt, mein König? oder brachten
Die Räder deines Wagens dich
In diesen inselvollen Sund,
Mich selbst in dein Gefolg', in deinen Schutz zu nehmen?
Ach! ewig soll mein Dank,
Mit jeder Sonne soll mein lauter Lobgesang
Von allen Wellen wiederhallen.

Tönt in meinen Lobgesang
Wellen, Felsen und Gestade!
Sagt dem guten Gotte Dank!
Heil dem Gotte, dessen Gnade
Dich zur Göttinn ausersah,
Selige Leukothea!

1) Trident — der goldene Dreizack, mit dem Neptun Erd' und Meer erschüttert.

2) Der zweite — unter seinen Brüdern Jupiter und Pluto, denen Himmel und Erde verliehen war, und eben dadurch auch unter den Göttern selbst.

Tochter der Unsterblichkeit!
In die tiefste Meereshöhle
Senke dein gehäuftes Leid.
Deine qualentladne Seele
Labe mit Ambrosia.

Tönt in meinen Lobgesang,
Wellen, Felsen und Gestade!
Sagt dem guten Gotte Dank!
Heil dem Gotte, dessen Gnade
Dich zur Göttinn ausersah,
Selige Leukothea!

Friedrich Adolph Krummacher.

[Von diesem lieblichen Dichter, dessen schon im 2ten Th. des Bardenhains S. 159. gedacht worden ist, besitzen wir ein Gedicht in vier Gesängen, betitelt die Kinderwelt (Duisburg und Essen 1806, N. A. 1813) das schon seines lehrreichen Inhalts wegen hier nicht übergangen werden darf. Das Leben des Kindes und seine Spiele nach dem Wechsel der Jahreszeiten — sind der Stoff, den der Dichter, ein hoher, edler Kinderfreund, auf eine neue und höchst interessante Weise zu einem Gedichte verarbeitet, das, reich an Schilderungen jugendlicher Freuden, zugleich durch die, überall eingestreuten historischen Beziehungen und Anspielungen auf das Alterthum der Griechen und Römer, auch den ernsten Jüngling und Mann anziehen muß, und

in der Hand eines verständigen Erziehers zur Belebung der heiligsten Gefühle trefflich benutzt werden kann. Nachstehende Bruchstücke sind besonders für die Deklamation geeignet.]

1.

Das Ballspiel.

Ein Bruchstück aus dem ersten Gesang: Der Frühling. S. 33.

Vergnügt erfüllt sich jetzt der frohe Schwarm
Der Auserles'nen und das Spiel beginnt.
Ein weiter Platz, von Mauern rings umkränzt,
Wo sich von altem Moos ein Teppich bläht,
So eben, wie des Pflasters glatter Stein,
Der unter dieser Decke tief versteckt,
So sagt die Kunde, unbetreten ruht,
Empfängt die Spielenden. Alsbald erkiest
Des unbestochnen Völkchens kluge Wahl
Zwei Häupter seines Spiels. Die Stimme ruft
Den Edelsten, dem in dem schlanken Leib
Sich auch der Geist geschlank und kühn bewegt.

Sie treten ab, ein Hektor und Achill*),
Ein jeder auf die Keule hingelehnt,
Die, von der Eiche festem Stamm getrennt,
Und ihres zähen Splints beraubt, den Ball

*) Gleich einem Hektor und Achill, diesen beiden Helden des Trojanischen Krieges, jener unter den Trojanern, dieser unter den Griechen.

Schon oft gen Himmel trieb. So stehn gefaßt
Die Führer da. Ein jeder wählt sich nun
Die Edelsten des Schwarms zu Streitern aus.
Sie reihen sich, sobald der Ruf ertönt,
Dem Führer an, bis sich das Heer erfüllt.
Oft hat sich wohl ein Knäblein zugesellt,
Den will kein einz'ger. Traurend steht er da
An einer Trümmer, und die Thräne rinnt
Ihm ungesehn von heißer Wang' hinab,
Bis ihn aus Mitleid und Barmherzigkeit
Das stolze Volk herbei zum Spiele ruft;
Noch theilt er nicht mit andern gleichen Ruhm,
Auch wird er nicht den Streitern zugesellt.
Beiläufer nennt man ihn; er holt den Ball,
Wenn ihn ein schiefer Schwung zur Seite warf,
Herbei; so lernet er des Spieles Gang!
Da hilft kein Sträuben, ja, und wäre auch
Sein Großpapa Schloßhauptmann, und der Burg
Verfallenes Revier sein Eigenthum!
Da gilt kein hoher Rang und kein Diplom;
Der Ahnen Zahl, altadliges Geblüt,
Hat in der Knabenwelt nicht Ehr' und Werth.
Nur das Geblüt, das in den Adern itzt
Sich muthig regt, die Wange färbt, den Arm
Mit Kraft erfüllt, hat Gnade hier und Gunst*)!

*) Die Gleichheit ohne Rücksicht auf Geburt und Stand, (in den bürgerlichen Verhältnissen eine Chimäre) gehört nothwendig für die Kinderwelt, denn Kinder sind noch gar nichts.

Wohl ihm, dem Lehrling, wenn der Ehre Trieb
In seiner Brust lebendiger erwacht,
Und ihn zur That und frohem Muth entflammt!
Dann wird auch ihm der herrliche Triumph,
Sich selbst dereinst als Hektor anerkannt
Und als Achill im kühnen Spiel zu schaun.
Des Spieles Erster lenkt er dann den Kampf!
Die Ehr' ist süß, wenn unser Herz uns sagt,
Daß unserm Haupt der Ehre Kranz gebührt!

Nun steht gerüstet da das Doppelheer.
Die Führer wählen klüglich Burg und Mahl.
Ein Trümmerstück vom alten Säulenschaft
Bezeichnet hier die Burg, ein morscher Tuf
Der Rennbahn Ziel So ist das Stadium*)
Begränzt Itzt wirft der jugendliche Leib
Weg das Gewand, das seinen Gang beschwert,
Und die Gelenk' in knappe Aermel zwängt.
Am Hügel liegt der Röcke bunt Gemisch.
Der Wind umspielt des Knaben nackte Brust,
Ein neu Geschlecht durchwühlt den grünen Plan,
Die Augen funkeln! Also strahlt der Blick

*) Was dem Römer sein Stadium (seine Rennbahn, 125 Schritt lang) war, das ist dem Knaben Burg und Mahl. Jene bezeichnet den Anfang der Bahn, wo der Ball geschlagen wird und die Rennbahn anfängt; dieses das Ziel der Bahn, von wo er wieder zur Burg zurückkehrt. Trifft ihn in dem Raum zwischen beiden ein Wurf, so hat er sammt seiner Parthei das Spiel verloren, und sie müssen nun der siegenden dienen. — Tuf ist eine kalkartige Steinart.

Der Schlange, wenn nach langem Winterschlaf
Sie neubelebt, im hellen Sonnenglanz
Die Haut abstreift. Sie dreht sich hin und her,
Bis sie verjüngt entschlüpft und wie ein Held
Im neuen Harnisch glänzt; von Kraft durchströmt
Hebt sich das Haupt und spielet mit dem Halm,
Die Augen glühn, ein Diamantenpaar. —
So auch der Knaben Schwarm auf grünem Plan.

Halloh! Halloh! — so schallt es durch die Burg,
Und am Gemäuer, wo der Kinder Lust,
Die Echo wohnet, prallt der Ruf zurück.
Der Eine schnellt den flüchtgen Ball empor;
Ein Andrer streckt, erzitternd vor Begier
Und rücklings hingebeugt, die hohle Hand
Dem fallenden entgegen; jener läuft
Mit Blitzeseil das Stadium hinab;
Ihm saust der Ball um's Ohr, er aber krümmt
Den schlanken Leib zur Erd', ein andrer fängt
Das fehlende Geschoß, er wirft und trifft
Des Flüchtlings nackte Brust, die Brust ertönt
Vom raschen Wurf! Triumphgeschrei erschallt;
Held Hektor weicht mit seiner Schaar zurück,
Achilles schwingt die Keule und betritt
Mit stolzem Gang die schwer errung'ne Bahn.

So wechselt Sieg um Sieg in stetem Kreis.
Wie in der großen Welt, so ist auch hier
Des Einen Sieg des Andern Untergang*)!

*) Der Wechsel des Ballspiels leitet den Dichter auf

So fiel einst Troja durch der Griechen Schwerdt,
Und aus den Trümmern Ilions entsprang
Das Römervolk, und durch des Römers Trug
Fiel Hellas. Doch dem Trojer folgte Fluch;
Die Freiheit Roms ward der Tyrannen Spott —
Jetzt wohnt auf Roma's aufgethürmtem Schutt
Ein Sklavenvolk, entnervt und arm. Byzanz
Ist träger Türken Sitz; Athene's Burg
Umschleicht ein dumm Geschlecht. Doch nicht also
Der Wechselkampf und Sieg der Knabenwelt!
Da fließt kein Blut, dem Ueberwundnen schärft
Selbst sein Verlust den Blick, und mehrt die Kraft,
Die erst zum Jüngling fest und kühn, und dann
Zum Mann und Ernst des Lebens ihn erzieht.

eine ernste Wahrheit, durch den Gang der großen Weltbegebenheiten bestätigt; daß der Sieg des einen Volks den Untergang des andern herbeiführe. Troja (Ilion) fiel nach zehnjähriger Belagerung durch die List der Griechen. Hellas (Griechenland) unterlag der Weltbezwingerinn Roma, und diese mit ihrer Freiheit sank unter den Händen der Tyrannen. Und was sind sie jetzt? Rom — vom geistlichen Despotismus bedrückt — ist entnervt; Byzanz, das heutige Konstantinopel, ist die Beute eines trägen Volks; Athen — ehemals Herrscherinn im Geisterreiche der Welt und Lehrerinn der Menschheit — nährt jetzt ein stumpfsinniges Volk.

2.

Der Kirschen-Schmaus.

Ein Bruchstück aus dem zweiten Gesang: Der Sommmer. S. 88.

O, welche Wonne für der Eltern Herz,
Wenn angeschickt, zum frohen Kirschenschmaus
Hinauszugehn, ihr Auge um sich blickt
Im Kreis des kleinen wimmelnden Geschlechts,
Und dann der Zahl kein einzig Köpflein fehlt!

Ein strohern Hütchen — glänzt es nicht wie Gold?
Doch drunter schöner strahlt der Bäckchen Roth! —
Beschirmt des Mägdleins Antlitz — Also will
Die Mutter es — indeß vor Sonnenstich
Den zarten Arm das weiche Leder schützt.
So geht es sinnig an der Mutter Hand.
Allein vorab mit lautem Jubelschrei
Enteilt und hüpft der braune Knabenschwarm,
Und sympathetisch tanzt um sie der Hund.
So kommen sie zum frohen Kirschenschmaus.

Hoch ragt der Baum; es neiget sich zum Mund
Hinab der volle Zweig; in leisem Wehn
Des Sommerlüftchens schwankt das volle Reis,
Und röthlich aus des Laubes Hülle blinkt
Des Baumes süße Frucht im Ueberfluß.
Wer sie beschaut, dem lechzet wohl der Gaum,
Doch wer genießt, dem ist es Labekost,
Vom Druck der Zunge schmilzt das zarte Fleisch.

Wie bist du doch so mütterlich, Natur!
Du giebst so viel, und giebst zu rechter Zeit!
Du kühlst des Sommers Gluth mit milder Frucht,
Und eh' im Winterfrost die Erd' erstarrt,
Bereitest du des Weines Göttertrank,
Das Menschenherz erwärmend zu erfreun.

Sieh! itzt erklimmt der Knaben kühne Kraft
Des Baumes Höh' und gleich dem Wiedewall [1])
Miaut und singt er pflückend, und erzählt
Dabei von Robinson [2]), wie dieser einst
Auf einem Zweig geschlafen und geträumt,
Und nun Hals über Kopf hinunterfiel!
Dann zieht er aus dem Mährlein die Moral:
Zum Schlafen sey das Bett und nicht der Baum,
Drum müsse man auf Bäumen wacker seyn.

Indeß, wie fröhlich auch des Knaben Lust
Im Kirschbaum lacht und predigt; sorgenvoll
Sitzt doch im Gras die Mutter, schaut hinauf
Voll Angst und Unruh, warnt und fleht — umsonst!

1) Wiedewall oder die Golddrossel, ein sehr schöner Vogel, der sehr die Kirschen liebt, und ein katzenartiges Geschrei macht.

2) Robinson. Wer kennt ihn nicht, diesen Liebling der Kinder, der, auf eine Insel verschlagen, jedem Ungemach ausgesezt war, und sich selbst alles in allem seyn mußte! (Ein Engländer Selkirk hielt sich viele Jahre lang auf der fruchtbaren aber unbewohnten Insel Juan Fernandez im Spanischen Südamerika auf, und wurde Veranlassung zu dem Roman Robinson Crusoe.)

Ihn kümmert nicht im höhern Element
Der Mutter Angst. So ist des Knaben Art!
Er strebt empor und will ins Weit' hinaus.
Das Büblein selbst, das wackelnd kaum sich regt,
Klimmt unbemerkt auf Stuhl und Tisch und ruft
Frohlockend dann der zitternden Mama:
„So groß bin ich!" indeß auf ebnem Grund
Das Schwesterchen sein liebes Döldlein schmückt [1]).

Ein wackrer Muth und kühner Sinn geziemt
Dem Knaben wohl und steht ihm an! Zur Höh
Führt ihn sein Trieb, von jäher Felsenwand
Schaut er hinab mit festem Blick und hüpft
Von Schlucht zu Schlucht. So bildet die Natur
Im Hochgebirg den hohen festen Sinn [2]).
Aus Bergen quillt der Ströme stolze Fluth;
Um Alpen weht der Freiheit reiner Hauch,
Von Höhen stieg zur Menschheit sie hinab;
In Felsgeklüften fand sie ihr Asyl [3]);
Im Rütlithal entstand der Schweitzerbund;
Der kühne Mönch war des Gebirges Sohn.

1) Wie rein und wahr ist diese Familien-Scene gezeichnet!

2) Fester Sinn, Kühnheit und Muth zu großen Unternehmungen sind das Eigenthum derer, die durch die Beschaffenheit ihres Landes selbst, von Jugend auf mit Gefahren vertraut gemacht werden. So die Stifter der helvetischen Eidgenossenschaft, die sich im Thale Rütli versammelten; so Luther, der kühne Mönch, des Bergknappen Sohn; so — kann man hinzufügen — das ganze Volk der Schweiz, die Tyroler und andere Gebirgsbewohner.

3) Asyl — Zufluchtsort.

So führt den Knaben auch die Bildnerinn
Natur zu ihren Höhn*). — Geleitet ihn
Besonnenheit auf seiner Bahn, nur dann
Erstarkt in ihm der Mensch. Der kecke Thor
Entstürzt dem stolzen Flug in schwerem Fall.
So schwebte Ikarus, umsonst gewarnt,
Sich Phöbus dünkend, auf zur Sonnenbahn;
Da schmolz sein Fittich. Keine Region
Des Himmels, kein Gestirn benennet man
Nach ihm; des Meeres Schlund, der ihn verschlang,
Führt seinen Namen. Also stürze hin,
Wer auf der Menschheit Trümmer sich erhebt,
Hin in den Staub, den sein Gesindel leckt!
Den Knaben lockt der Berge reiner Hauch,
So reizet ihn des Baumes süße Frucht;
Hernieder sinkt, gepflückt von seiner Hand,
Das volle Reis. Die Mägdlein raffen flink
Des Bruders Wurf. Oft fällt ein voller Zweig
Auf ihren Kopf, die Kirschen sprüh'n umher!
Das lacht und schäkert! Siehe! abwärts sitzt
In tiefem Ernst das Büblein ganz allein

*) Es ist gut für die Ausbildung des Knaben, wenn er zu den Höhen der Natur hinaufstrebt, denn daran erstarkt sein Muth. Aber dieses Streben muß besonnen und frei von kecker Thorheit seyn; sonst gleicht er dem Ikarus, der mit seinem Vater aus der Gefangenschaft zu Kreta, vermittelst wächserner Flügel entfloh, und, da er gegen die Warnungen seines Vaters, aus Dünkel, daß er der Sonnengott (Phöbus) selbst sey, sich zu sehr der Sonne näherte, in das Meer stürzte, welches nach ihm das Ikarische genannt wurde.

Und pflückt und nascht. Ihm fleußt der rothe Saft
Der süßen Frucht um Wang' und Kinn; gefärbt
Mit Purpurroth erscheint sein Angesicht
Possierlich anzuschaun! der Vater lacht
Und mahlet ihm mit dunklem Kirschenblut
Den Zwickelbart. So sitzt er, ein Husar,
Und alle schaun ihn mit Gelächter an.

Es ist doch nichts in aller Welt so schön,
Als wenn ein Kreis von Kindlein, groß und klein,
Und mannigfach an Wesen und Gestalt,
Den Vater und die Mutter froh umkreist,
Und dann der lieben Aeltern Scherz und Ernst
Mit ihrer Kindlein Spielen sich vermählt!
Wer nicht die Kindlein und ihr Wesen liebt, —
In seinem Herzen wohnt die Einfalt nicht,
Die Freude nicht, für ihn verhallt umsonst
Des Lebens schönster Laut; nie tönet ihm,
Er hofft' es nicht! — der Sphären Harmonie!
Ihm sing' ich nicht! Er wälze sich im Staub
Des Alltagslebens, wühl' in seinem Gold
Und dumpfigen Gewölb', bis unbeweint
Des Sarges Blei den Bleiernen verschließt*)! —

*) Wie wahr und naturgemäß ist dieser Gedanke! Wer das Alter der Unschuld und Einfalt nicht liebt, der hat keinen Sinn für das wahrhafte Gute und Schöne. Den treffe das als Fluch, was er sich als Glück ersieht — nämlich, den sinnlichen Genüssen des Alltagslebens zu huldigen, sein Geld zu zählen, und sich einst vornehm begraben zu lassen!

3.

Die Jagd, das Pulver und die Armbrust.

Ein Bruchstück
aus dem dritten Gesang: der Herbst. S. 146.

Es langt der Weidmann jetzt sein blank Geschoß
Vom Nagel, in den Wäldern tobt die Jagd.
Den borst'gen Eber samt dem stolzen Hirsch
Erreicht das schnelle Blei; der Wiederhall
Erwacht im Thal vom donnernden Geschütz.
Wohl regt sich dann auch in des Knaben Brust
Ein kühner Trieb, der Männer ernstes Spiel
Zu theilen, und den Blitz und Donnerkeil
Aufs scheue Wild zu schleudern. Lächelnd hört
Der Vater seinen Wunsch und hängt das Rohr
Ihm auf die Schulter. Stolz und ernsthaft geht
Der Knab' einher; itzt legt er das Geschoß
An seine Wang', allein zur Erde sinkt
Der Doppellauf, und stöhnend reicht er nun
Dem Vater es zurück und seufzet schwer,
Und wünscht mit Ungeduld, ein Mann zu seyn. —
So forderte im kecken Uebermuth
Einst Phaëton das muthige Gespann
Des Vaters und ihm ward sein Wunsch gewährt*).

*) Phaëton, ein Sohn des Sonnengottes (Phöbus Apollo) erbat sich von diesem, nur ein einziges Mal den Sonnenwagen führen zu dürfen. Der Vater — zwar ungern — gestattete es ihm, und der unkundige Sohn verbrannte die Erde; der Himmel selbst ward bedroht, daher schleuderte Jupiter den Phaëton mit seinem Donnerkeil ins Reich der Todten.

Doch bald entfiel der Zügel seiner Hand,
Die Erd' entbrannt' und bis zum Himmel schlug
Die Flamm' empor. Den kecken Knaben warf
Zeus Donnerstrahl ins Todtenreich hinab.

Drum strebe nicht des Knaben toller Wahn,
Das zu vollbringen, was der Männerkraft
Gebührt. Er büßet schwer den Uebermuth.
Oft hat der schwarze Saamen, den ein Mönch *)
Des Höllengottes finsterm Reich' entzog,
Dem Leichtsinn und dem kecken Unverstand
Des Todes und Verderbens Frucht gebracht.
Selbst in des Mannes fester Hand verräth
Er seines Ursprungs tückische Natur. —
Verderben drohet, was in tiefer Nacht
Die Erd' erzeugt, von oben kommt das Licht! —

Die Armbrust ist das fröhliche Gewehr
Der Jugendwelt. Ein fester Eichenast
Wird ausgehölt. Der schlanke Bogen krümmt
Sich drüber hin, vom zähen Eichenbaum
Geformt. Die Senne schwirrt, und schnellt den Pfeil.
Mit ihm bewaffnet eilt der frohe Schwarm,
Ein rüstig Volk, zum Stoppelfeld hinaus.
Vor ihnen wandelt, schwarz und weiß bemahlt,
Die runde Scheib', in jedem Auge glänzt
Die Siegeslust und muthige Begier,
Als Fürst des Kampfes bald begrüßt zu seyn.

*) Der schwarze Saamen, ist das Pulver, das von einem Mönch Berthold Schwarz erfunden seyn soll, aber

Die Mägdlein hüpfen fröhlich mit in's Feld,
Den Kampf zu schaun. Auch flechten sie den Kranz
Von Epheuranken für des Königs Haupt.
Sie sammeln von dem wilden Rosenstrauch
Der Hagebutten rothe Perlenfrucht,
Und reihen sie, die Nadel in der Hand,
Auf eine Schnur und winden um den Kranz
Die Perlenreih'; aus dunklem Grün erglänzt
Das helle Roth. Oft hebt ein zarter Arm
Die Kron' empor; dem kleinen Schützen glüht
Die Stirn; er zielt — die Senne schwirrt, der Pfeil
Erreicht den Mittelpunkt! Triumph ertönt,
Die Krone ziert des Königs lockicht Haupt,
Und jeder bringt Geschenk' und Huldigung.

schon früher bekannt war, obwohl nicht gleich zur Kriegsführung gebraucht wurde.

Das Schneeballen.

Ein Bruchstück aus dem vierten Gesang: Der Winter. S. 265.

Blaßröthlich sank die Sonne; grau Gewölk
Umhüllte sie, ein warmer Westwind weht,
Und locker ballet sich der feuchte Schnee.
Das merkt der Knabe bald; er flieht den Heerd.
Sie stehen da, ein kühnes Doppelheer
Und fordern sich zum neuen Kampf heraus.
Ein Goliath, den Schneeball in der Faust
Pocht trotziglich und spricht Israel Hohn.

Ein

Ein kleiner David schnellt mit schlanker Hand
Den festgedrehten Ball ihm an das Haupt,
Daß Flock' und Wasser ihm die Stirn' umstäubt.
Das war das Schlachtsignal! Mit Feldgeschrei
Beginnt der Kampf. So scholl zum Schilderklang
Der Söhne Teuts [1]) der dumpfe Ruf der Schlacht.
Welch' ein Gewühl! Welch' eine Kugelsaat
Durchsaust die Luft! Stets näher rückt das Heer
Dem Heere, sichrer trifft der Mann den Mann,
Und lauter tönt der Wurf. Hier fliegt ein Hut,
Und dort ein Helm empor; allmählig weicht
Der Feind. — Ein kleiner Paris [2]) selbst vermag
Nicht länger bloß zu schauen; er vergißt
Der Löckchen zarten Bau, zum Galatag
Vom Kräusler fein gedreht; vergißt den Duft,
Der seine Stirn umhaucht, und ballt den Schnee
Mit zarten Fingerchen. Nun reiht er sich

1) Der Deutschen. — Die Alten leiteten den Ursprung der Deutschen von einem aus der Erde entsprungenen Gott Tuisco oder Teut ab, daher einige teutsch schreiben zu müssen meinen, wogegen sich aber starke Gründe aufbringen lassen. (S. meine Sprachlehre der Deutschen, N. A. Berlin 1814).

2) Ein kleiner Paris — ein weichlicher, gern sich putzender Knabe. Paris, der Sohn des Trojanischen Königs Priamus, entschied den Streit zwischen Juno, Pallas und Venus, wer von ihnen die schönste sey, zu Gunsten der letztern. Dafür versprach ihm Venus das schönste Frauenzimmer damaliger Zeit, die Helena, Gemahlinn des Spartanischen Königs Menelaus, die er denn auch entführte, worüber der Trojanische Krieg entstand.

Dem kühnen Heer der Kämpfer an und wirft;
So hat der Dünkel ihm sein Herz bethört.
Fürwahr[1])! es wär' ihm besser am Kamin,
Und bei des Ofens blinkender Gestalt,
Auf dem Athene warm in Bronze strahlt,
Als wo lebendig sie im Kampf sich regt.
Denn sieh! es saust ein fürchterlicher Ball
Ihm in das Kräuselwerk des Lockenbaus,
Verwüstend — wie, wenn in berennter Stadt
Die wohlverseh'ne duft'ge Officin
Des Feindes Bombe trifft, und nun zerplatzt,
Und durch einander Büchs und Schachtel klirrt;
Es duftet rings; der Apotheker bebt. —
Also dem kleinen Paris. Dumpf erklingt
Sein Ohr vom raschen Wurf, sein Aug' umflirrt
Des Puders zart Gestäub mit Schnee vermengt,
Er heult und schreit und schaut bestürzt und bläst
Die halberstarrte Hand. So rennet er
Hin zur Mama, und klagt sein Herzeleid, —
Indeß voran des Kampfes Strom sich wälzt.
Man sieht kein End' — es neiget sich der Sieg
Zur einen itzt und dann zur andern Schaar.
Die goldne Waag' in Nikes[2]) Händen schwankt,
Und keine Schaale schwebt zum Balken auf.

1) Führwahr 2c. muß spöttisch gesprochen werden.

2) Nike (νίκη) — der Sieg, hier die Göttinn des Sieges, die Victoria der Römer. (Die Stelle ist nach Homer, da wo Zeus in goldener Wage das Schicksal der Troer und Griechen abwägt, Il. XXII. 210.)

Bis endlich tritt ein Heldenpaar hervor,
Dem Ares [1]) jener gleich an Kraft und Wuth
Athene dieser an gewandtem Ernst.
So stehn sie da und schaun sich zürnend an:
Erseufzend hebt ein jeder einen Berg
Von Schnee empor zu Globen festgeballt —
So steht das Schreckhorn und das Wetterhorn [2])
Ihr Haupt gehüllt in Wolken, vor der Brust
Lavin' und Glätscher [3]) drohend aufgethürmt. —
So stehen sie, die Schaar der Kämpfer ruht,
Den Kampf zu schaun. — So stand bei Ilion
Der Griechen Heer und Troer, wenn den Kampf
Ein Heldenpaar begann. — Mit blinder Wuth
Tritt Ares Liebling vor; er wirft und schwankt
Zurück vom Wurf; mit schlanker Biegung weicht
Athene's Günstling aus, und schnellt zugleich
Dem Schwankenden des Ball's gewalt'ge Last
Hin auf die Brust, — da wo der Busenstreif
Sich um die West' in krausen Fältchen schmiegt;
Die Brust erdröhnt; es flirrt ihm um die Stirn
Und rücklings stürzt er in den Schnee. — So sank

1) Ares — der Kriegs-Gott Mars. — Er und Athene waren Kriegsgottheiten der Alten; jener, in so fern auf Kraft und Muth im Kampf, diese, in so fern auf die geschickte Führung der Waffen gesehen wird.

2) Schreckhorn und Wetterhorn sind Berge in der Schweiz.

3) Lavin und Glätscher — die Schnee- und Eismassen, die von den Bergen herabrollen.

Der düstre Swaran einst von Fingals Arm*),
Der Berg erbebt', es riß aus hohem Sitz
Der Fels sich donnernd los, der Wald erschrak. —
Triumph erschallt, ein frohes Lachen tönt
Dem Sieger und Besiegten. So beschließt
Die ritterliche Jugendwelt den Kampf! —

*) Swaran und Fingal, zwei kämpfende Helden in Fingal, Gesang V.

Johann Jakob Engel.

Auch dieses trefflichen Stylisten der Deutschen ist schon im 1sten Th. des Bardenhains S. 375. gedacht worden. Dort aber wurden aus seinem Philosophen für die Welt nur fremde Proben entlehnt; hier möge aus demselben Werke ein (nur am Anfang und Ende für die Deklamation abgeänderter) Dialog Platz finden, in welcher stylistischen Form der Dichter noch von keinem seiner zahlreichen Nachfolger übertroffen worden ist.

Der Dialog ist zwar eine schriftliche Nachahmung der mündlichen Unterhaltung; aber er hat als Kunstwerk einen höhern Standpunkt und einen eigenthümlichen Charakter. Er stellt zwar zwei oder mehrere Einzelwesen im Kampf ihrer widerstrebenden Kräfte dar, aber diese Wesen sind nicht wirklich vorhandene oder idealisirte Menschen, son-

dern sie enthalten in einem bestimmten Charakter eine ganze Menschengattung, einen Stand oder eine Klasse, so, daß die Individualität nur ein Mittel ist, allgemeine Wahrheiten oder Gefühle darzustellen, oder gewisse Handlungen zu versinnlichen. Die Kunst des Dialogs besteht in der Erfindung der Charaktere, in deren Haltung und Durchführung, und in der einheitlichen Ausgleichung der streitenden Kräfte, — diesem Zwecke des ganzen Dialogs. — Je nachdem durch ihn Begriffe und Wahrheiten entwickelt, oder bestimmte Gefühle gezeichnet werden sollen, ist seine Sprache ruhiger und lebhafter; am stärksten ist die Versinnlichung im Drama, wo er am häufigsten vorkommt, und das ganze poetische Leben der Handlung an ihn geknüpft ist.

Wir haben in dieser Form viel Vortreffliches aufzuweisen. Lessing, Mendelssohn, v. Herder, Klopstock, Engel, Jacobi, Wieland, Bouterweck, haben sich des didaktischen Dialogs sehr oft bedient, theils philosophische und grammatische Begriffe zu entwickeln, theils Gefühle zu zeichnen; und im dramatischen Dialog glänzen unter den Neuern besonders v. Göthe und v. Schiller, Iffland und v. Kotzebue.

Tobias Witt.

Ein Gespräch von Joh. Jak. Engel.

Witt. Nun, was bringt er denn Gutes, Herr Flau*)?

Flau. Bringen, Herr Witt? (mit Achselzucken) Bringen kann ich leider nichts. Suchen möchte ich. — Ich habe mehr als Ein Anliegen, lieber Herr Witt; und an wen könnte ich mich besser wenden, als an einen so guten und — so klugen Mann?

Witt (schmunzelnd). Ei wär' ich denn wirklich so klug?

Flau. Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde . . .

Witt. J nun, wenn er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben Herr Flau, wie es die Narren machen.

Flau. Was? wie es die Narren machen?

Witt. Ja ja, Herr Flau! — und muß es dann anders machen, wie die.

Flau. Als zum Exempel? —

Witt. Als zum Exempel, Herr Flau: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein altes grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum, und

*) Diese Anrede geschieht im Hervortreten. Der Redende ergreift die Hand seines Freundes, und schüttelt sie mit einer gewissen Treuherzigkeit.

murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer kuckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Flau, daß die Leute den hießen?

Flau. Wie? einen tiefsinnigen Kopf.

Witt. Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an; wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen, das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! — Oder gar mit sich selbst sprechen? Pfui, sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihn, Herr Flau? hatt' ich da Recht?

Flau. Ei, ja wohl! allerdings!

Witt. Aber, ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein Andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink. Der kuckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Flau, — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Flau. Einen lustigen Kopf?

Witt. Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder; das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? Weder ganz wie der Herr Veit,

noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit — Sieht Er, Herr Flau! So hab' ichs gemacht; und das ist das ganze Geheimniß. — — Nun aber, Herr Flau! Er hätte mehr als Ein Anliegen, sagte Er. Was ists denn nun weiter?

Flau. Eine Anforderung an Ihre Güte, Herr Witt. (ihn bei der Hand fassend) Ich brauche ein Sümmchen Geld zu einer kleinen Spekulation. — Ich denke mir damit wenigstens ein bißchen Luft zu schaffen — Einem Andern dürfte ich mit dem Klagetone gar nicht kommen; aber auf Sie, Herr Witt, hab' ich mein Vertrauen gesetzt.

Witt. Nun, Er soll nicht unberathen fortgehen. — Aber was klagt Er denn so?

Flau. Ach, der Himmel weiß, wie mirs geht. Es will gar nicht recht fort! Nichts will gelingen, ich mags anfangen, wie ich will. — Zeiten, Menschen, Alles trügt einen.

Witt. Ei was! (legt ihm die Hand auf die Schulter, und schüttelt ihn) Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn!

Flau. Das bin ich ja lange; aber was hilfts? Immer kömmt ein Streich über den andern. —

Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause. —

Witt. Ach nicht doch, nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach; aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Flau. Was? wie ich's Gesicht trage?

Witt. Ja ja, Herr Flau, wie Er's Gesicht trägt. Ich wills Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr. Der rannte mit von sich geworfenen Armen ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, und brach das Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Flau. Ei, die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Witt. Ja, sieht Er! — Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall. Der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben: denn er schlich ganz trübsinnig einher, und kuckte in den Erdboden, als wenn er hinein sinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und plötzlich vor

ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen muß?

Flau. Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Witt. Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherkehrt, so kömmt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hats so leicht nichts zu sagen. — Aber, Er wollte ja Geld von mir haben.

Flau. Ja, Herr Witt, ich wollte darum bitten. Wie gesagt, nur zu einer kleinen Spekulation. — Viel wird dabei auch nicht herrauskommen, das seh ich vorher. Aber ich will doch die Gelegenheit mitnehmen; — es soll der letzte Versuch seyn.

Witt. Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Flau, daß Er braucht?

Flau. Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Witt. Wenns nicht mehr ist: die will ich Ihm geben; recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich ihm gut bin, so will ich ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Flau. Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein? —

Witt. Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Flau. Ei, das wäre! Die hieß?

Witt. Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — „Eine Kleinigkeit, fing er an; ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen?" — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell! Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — „Ach was! sagte er wieder. Es ist nicht der Rede werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe." — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — — Wie viel war es doch, Herr Flau, das Er wollte?

Flau. Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Witt. Ja, recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Was dünkt Ihn dazu?

Flau. Ei, um's Himmels willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Witt. Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — „Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte — ganzer hundert Reichsthaler!" — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — „Ach, sagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! ganzer funfzig Reichsthaler!" — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — — Nun, Herr Flau: welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Flau. Ei, das versteht sich! die letztere!

Witt. Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch „viel Geld!" wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab: und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein andrer Nachbar. — Ich, Herr Flau, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Flau. Nein, bei meiner Seele! Ich halt's

mit dem Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir. —

Witt. Er wollte also? —

Flau. Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Witt. Sieht Er, Herr Flau? Er wird schon werden! Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell. — — Nun die 100 Thlr. werde ich Ihm schicken.

Flau. Dank, herzlichen Dank, lieber Herr Witt, für Ihre Hülfe, und — besonders für die guten Regeln, die ich gewiß nicht vergessen werde! — Jetzt will ich mich Ihnen empfehlen, und...

Witt. Wart Er! wir gehen mit einander. Ich habe da auch eben einen nothwendiegn Gang.

(Nimmt Hut und Stock. Beide gehen ab.)

Wallensteins*) Monolog
aus Wallensteins Tod, einem Trauerspiele in fünf Aufzügen von Fr. v. Schiller.

[Wenn Leidenschaften und Gefühle in dem Menschen stark aufgeregt sind, so fühlt er das Bedürfniß, sich durch Worte zu entlasten. Dieser unwillkürliche Erguß unsers Innern geschieht im Selbstgespräche. Eine Nachbildung desselben ist der Monolog, der

*) Albrecht von Wallenstein (eigentlich Albrecht Wenceslaus Eusebius v. Waldstein), geboren zu Prag 1583, abstammend aus freiherrlichem Geschlecht, ist eine von jenen seltenen außerordentlichen Naturen, die von einer solchen Fülle der feurigsten Lebenskraft durchströmt werden, daß auch die ungeheuersten Anstrengungen sie nicht erschöpfen. Starrsinnig und wild hatte er keinen Sinn für eigentliche Studien; nur eine einzige Wissenschaft — die damals so beliebte Astrologie — konnte ihn fesseln, da er in ihr Nahrung fand für seinen durch die Erziehung ihm beigebrachten Aberglauben, und für seine unbegrenzte Ehre und Ruhmsucht. Einem solchen Charakter waren die damaligen Unruhen in Deutschland, und der endliche Ausbruch des dreißigjährigen Krieges (1618 bis 1648) sehr willkommen. Mit dem Anfang desselben nahm er des Kaisers Parthei, der schon Böhmen verloren hatte, und da er diesem durch Klugheit und Muth solches wieder eroberte, wurde er vom Kaiser mit der Herrschaft Friedland und dem Reichsgrafen-Titel beschenkt, worauf 1623 seine Erhebung zu einem Fürsten von Friedland erfolgte. Unentbehrlich dem Kaiser sieht sich Wallenstein als Herzog an der Spitze eines selbst geschaffnen Heeres von 50,000 Mann; wie ein reißender Strom ergießt sich dieser Räuberhaufe, der bloß von Plündern leben sollte, über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig,

also den Drang eines bestimmten Gefühls darstellt, und als der wörtliche Ausdruck desselben anzusehen ist. Und so wie die Gefühle selbst regellos und gewaltig unser Inneres durchdringen, so muß auch der Ausdruck des Monologs die stärkste Versinnlichung enthalten, wenn er nicht ein bloßes Spiel des Witzes seyn soll.

Der Monolog gehört zunächst der dramatischen Poesie an, und steht in dem genauesten Zusammenhange mit dem Drama selbst, da an ihn ein Theil der Schürzung oder Auflösung des Knotens geknüpft ist.]

und auf dem Zuge selbst immer durch neue Werbungen verstärkt, steht in Kurzem ein Heer von 100,000 Mann an der Ostsee. Er belagert Stralsund (1628), aber die Stadt ergiebt sich in den Schutz des Königs Gustav Adolph, und Wallenstein muß dem Stärkeren weichen. Von dieser Zeit an wendet das Glück dem Kühnen den Rücken. Fürsten und Völker erheben sich klagend über ihn und seine Gewaltthätigkeiten, und der Kaiser Ferdinand sieht sich genöthigt, auf der Kurfürsten-Versammlung zu Regensburg 1630 den Wallenstein abzusetzen. Scheinbar ruhig entließ Wallenstein sein Heer, nachdem er es reichlich beschenkt hatte, und ging auf seine Güter nach Böhmen, wo er mit königlicher Pracht lebte, da er — wie man glaubte — 60 Millionen Thaler aus den geplünderten Ländern weggeführt hatte. Dennoch war er sehr still, finster und verschlossen, sprach wenig, lachte nie, und versagte sich alle leere Zerstreuungen, wodurch andere das Leben verschwenden. Während er so auf rachsüchtige Plane sinnt, landet 1630 der große Schwedische König Gustav Adolph mit 15000 Mann an der Pommerschen Küste. Unaufhaltsam dringt er vor, dieser größte Feldherr seiner Zeit und tapferste Soldat seines Heeres. Siegreich ziehen seine Tapfern in Baiern ein, zu derselben Zeit, als der Kurfürst von Sachsen in Böhmen eindringt. Vergeblich blickt der Kaiser nach einem Mann, der gegen so zahlreiche

Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? —
Bei'm großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschlossne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?

Wohin

Feinde ihm zu Hülfe eile. Doch halt! Einer vermag es — Wallenstein. Der stolze unbeugsame Sinn des vorher beleidigten, jetzt gesuchten Generals gibt endlich den Bitten nach, er wirbt ein Heer, übernimmt dessen Führung: aber alles dies nur unter der Bedingung: als unumschränkter Oberherr aller kaiserlichen Armeen belohnen und bestrafen zu können. Wallenstein folgt dem König von Schweden auf dem Fuße nach, es kommt bei Lützen zur Schlacht, Gustav Adolph fällt, aber sein Heer siegt. Wallenstein bleibt in Böhmen, entwirft einen Plan, sich zum König dieses Landes zu machen, wird aber verrathen, vom Kaiser in die Acht erklärt, und endlich mit seinen treusten Anhängern in Eger 1634 ermordet.

Wohin denn seh ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt! —
Strafbar erschein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag! nicht von mir wälzen;
Denn mich verklagt der Doppelsinn des Lebens,
Und — selbst der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, schlimmdeutend, mir vergiften.
War ich, wofür ich gelte, der Verräther,
Ich hätte mir den guten Schein gespart,
Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn. Der Unschuld,
Des unverführten Willens mir bewußt,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft —
Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.
Jetzt werden sie, was planlos ist geschehn,
Weitsehend, planvoll mir zusammen knüpfen,
Und was der Zorn, und was der frohe Muth
Mich sprechen ließ im Ueberfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe mir vereinen,
Und eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verstummen muß. So hab' ich
Mit eignem Netz verderblich mich umstrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reißend lösen.
Wie anders! da des Muthes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heischt.

Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.
In meiner Brust war meine That noch mein:
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.

Und was ist dein Beginnen? Hast du dir's
Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
Die ruhig, sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommem*) Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
Das wird kein Kampf der Kraft seyn mit der Kraft,
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ich's,
Den ich kann sehen und in's Auge fassen,
Der, selbst voll Muth, auch mir den Muth entflammt.
Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschen Brust mir widersteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,

*) Frommem besser frommen. Die Adjektive, die sich auf m endigen, als angenehm, stumm, fromm u. s. w. läßt der Deutsche, des Wohllauts wegen, auch im Dativ lieber auf n ausgehen, z. B. mit frommen Gemüth, von angenehmen Geschmack.

Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau für*) Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sey im Besitze und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

*) Für — richtiger vor.

Tells*) Monolog
aus Wilhelm Tell,
von Friedrich von Schiller.

Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — hier
Vollend' ichs. — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Holunderstrauch verbirgt mich ihm,
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Voigt,
Fort mußt du; deine Uhr ist abgelaufen.

*) S. 1. Th. des Bardenh. S. 107.

Ich lebte still und harmlos — das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt, in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungeheuern hast du mich gewöhnt.
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvoigt. — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog, — als mir die Hand erzitterte,
Als du mit grausam teufelischer Lust
Mich zwangst, aufs Haupt des Kindes anzulegen;
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir;
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz seyn sollte. Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld; ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Voigt,
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt
Was du. — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust

Dich jedes Greuels straflos zu erfrechen;
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor*), du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz. —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war.
Doch dir soll es nicht widerstehn — Und du
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst.
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt.
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet.
Denn hier ist keine Heimath Jeder treibt
Sich an dem andern rasch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,
Der Ferne her kommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End der Welt.

*) Er wendet sich an seinen Pfeil.

Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord.

Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht euch etwas,
Wars eine schöne Alpenblume, wars
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn*),
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen.
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach,
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken,
Des Feindes Leben ists, worauf er lauert.
Und doch, an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt; — euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen.

Ich laure auf ein edles Wild. Läßt sichs
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,

*) Ammonshorn — ist das Gehäuse einer Schnecke oder einer Muschel, die ihren Namen von der Aehnlichkeit mit dem Ammons- oder Widderhorne hat, mit welchem sich einige heidnische Könige, die gerne für Jupiters Söhne gehalten seyn wollten, auf den Münzen abbilden ließen. Jupiter wurde nämlich in Lybien unter dem Bilde eines Widders verehrt, und hieß eben daher Jupiter Ammon.

Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut [1]),
Um ein armselig Gratthier [2]) zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

Mein ganzes Lebenlang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel,
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen. Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

1) Die Gemsenjäger verlieren sich auf den beeisten Felsenspitzen oft so weit, daß sie weder rück- noch vorwärts zu kommen wissen. In diesem Zustand ritzen sie sich die Fußsolen bis aufs Blut auf, um so beim Herabklimmen der Gefahr des Ausgleitens zu entgehen, indem das hervordringende Blut bei jedem Tritt, den sie thun, den Fuß an den Boden befestigt.

2) Eine Gemse. Der Grath ist der oberste Rücken eines Berges.

Dramatische Bruchstücke.

Die Monologen geben Gelegenheit, den Charakter der dramatischen Poesie, zu der sie gehören, zu entwickeln, und, wenn auch Raum und Zweck des Bardenhains nicht den Abdruck eines ganzen Drama verstatten, doch einige Bruchstücke aus dieser Gattung der Poesie herauszuheben.

Die dramatische Poesie erzählt nicht, wie das Epos (s. 1ster Th. des Bardenh. S. 227.) eine schon gewordene Handlung, sondern eine werdende, die vor unsern Augen entsteht, so daß der Dichter ganz unserm Blick entschwindet, und statt seiner nur die von ihm gewählten Personen reden und handeln. Handlung also ist die Hauptsache in diesem Gedicht, daher solches auch von den Griechen Drama (Handlung, Erzählung einer Begebenheit) von uns aber Schauspiel genannt wird, weil es bestimmt ist, auf einer Bühne aufgeführt, also zur Schau gestellt zu werden, da andere Gedichte nur gelesen und gehört werden können. — Wie im Epos ist auch im Drama eine Haupthandlung unentbehrlich, eben so der Fortgang derselben; nur geht die Begebenheit mehr durch innere Handlungen fort, denn es will vorzüglich innere Zustände schildern. Die Handlung selbst hat einen raschen Gang, denn alles drängt sich viel schneller als in der Wirklichkeit zusammen, so daß einige Stunden einen Zeitraum von Tagen und wohl gar Monaten umfassen. Daher fordert man vom Drama Einheit der Zeit, d. h. eine solche Einrichtung des ganzen Gedichts, daß der Zuschauer, ohne Unnatürlichkeit zu finden, innerhalb weniger Stunden Augenzeuge der ganzen Begebenheit seyn könne; so wie man auch die Einheit des Orts oder die Entwickelung der Handlung in einem eng begrenzten Raume, nicht gern aufopfert.

Was die Personen betrifft, so hat das Drama wie das Epos seine Hauptperson, die im Mit-

telpunkt der Dichtung steht, und deren genau bestimmter Charakter in den wahr und kräftig angelegten und lebendig ausgeführten Situationen durch Handlungen und Reden sich entwickeln und äußern muß. Aber auch unter den Nebenpersonen darf keine müßig seyn; vielmehr muß jede zum Gange und zur Entwickelung der Geschichte, in die sie mehr oder weniger verflochten ist, auch mehr und weniger beitragen.

Auch die äußere Einrichtung des Drama in Akte (Aufzüge) und diese wieder in Scenen (Auftritte) ist nicht zufällig, sondern sie geht hervor aus der Anlegung des Ganzen und aus der ästhetisch berechneten Folge der Begebenheiten, so, daß kein Akt als müßig oder überflüssig da stehen darf. Ueber fünf Akte dehnt man ein Drama nicht aus. Der erste enthält gewissermaßen die Exposition oder die Hindeutung auf den Hauptinhalt des Ganzen; die drei folgenden geben die Verwickelung, der fünfte und letzte die Auflösung und das Ende der Handlung. Weil nun die Verwickelung auch in zwei, oder gar in einem Akt bewirkt werden kann: so giebt es auch viele Schauspiele von vier und drei Akten. Zwei Akte dagegen sind dem Wesen des Drama zuwider, weil sie ohne Grund die Handlung von einander schneiden, wenn nicht der eine Akt unverhältnißmäßig lang werden soll; wohl aber kann man kleinere Handlungen recht gut in Einem Akte darstellen, wie auch in den meisten Vor- und Nachspielen, kleinen Possen und Operetten geschieht.

Ueber die Einkleidung und Darstellung läßt sich im Allgemeinen nichts bestimmen, weil die Gattungen des Drama zu verschieden sind. Nur das läßt sich sagen, daß der Dialog, überall leicht und lebhaft, dem Charakter der handelnden Personen und ihrer Individualität ganz angemessen seyn, in sich selbst aber ein schönes stylistisches Ganzes bilden muß.

Die Aufführung des Drama auf der Bühne, oder die eigentliche Schauspielkunst, also das Costum, die Pantomime, die Dekoration, die theatralische Musik, sind nicht Sache des Dichters, er kann sie vorschreiben, aber sich nicht darauf, als auf eine Nachhülfe, verlassen; denn Theaterpomp, Maschienerien und überhaupt Theater-Coups flechten kein Blatt in den Lorbeerkranz des Dichters.

Sehen wir nun auf die einzelnen Gattungen des Drama, so finden wir, daß sie zum Theil ohne, zum Theil mit Musik aufgeführt zu werden bestimmt sind. — Zu jenen gehören das Trauerspiel, das Lustspiel, das Schauspiel; zu diesen das Singspiel; wozu das Melodrama, die Oper und die Operette gerechnet werden.

1) Das Trauerspiel oder die Tragödie ist die dramatische Darstellung einer tragisch-heroischen Handlung. Eine heroische Handlung ist diejenige, wo die menschliche Freiheit in einem großen Kampfe mit dem Schicksal erscheint, möge dies durch andere Menschen, oder durch äußeres Unglück, oder durch seine eigenen Neigungen ihn bestreiten; tragisch aber nennen wir alles, was Schrecken

und Mitleiden erregt. — Wir erblicken also im Trauerspiele einen Helden, der im Kampf mit einem, seine Kräfte übersteigenden Schicksale unterliegt, und zwar durch eigene Schuld, wenn er sein Versehen auch nicht gerade mit dem Leben büßt. Denn das menschliche Herz wie die tragische Kunst fodern eine Beendigung, durch welche die Leidenschaften gestillt und das aufgeregte Gefühl mit dem Schicksal versöhnt wird. Ein wirklich schlechter Charakter würde widerlich seyn, und keine Theilnahme erregen. — Die Personen der Tragödie müssen nicht nothwendig Könige und Fürsten seyn, denn das Schicksal waltet über alle Stände; daher giebt es außer dem heroischen Trauerspiel auch ein bürgerliches, nur muß der Stoff immer eine große Handlung seyn.

Die ersten Tragiker unsrer Nation sind Klopstock und Gerstenberg (Ugolino, Minona); Leisewitz (Julius von Tarent); Lessing (Emilia Galotti); v. Göthe (Clavigo, Egmont, Faust, Iphigenia), v. Schiller (die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko's Verschwörung, Don Karlos, Wallensteins Tod, Wilh. Tell), Babo (Otto von Wittelsbach), Collin (Regulus, Coriolan).

Die antike Tragödie unterscheidet sich von der unsrigen (modernen) in der Form besonders dadurch, daß sie mit Musik verbunden, eine Art von Rezitativ mit Begleitung war, wie in unsern Melodramen, und durch den Chor. Dieser bestand aus einer Zahl Personen, die an der Handlung selbst — wenigstens keinen wesentlichen — Theil

hatten, sondern theils als lyrische Person den Dichter darstellten, der seine Empfindungen, Bemerkungen, Rathschläge u. s. w. den spielenden Personen in den Mund legte, daher ihre partheilose Unthätigkeit und ihre ganz lyrische Sprache, theils das idealische Publikum vorstellten, daß man sich, nach seiner republikanischen Souverainität, bei den Handlungen als gegenwärtig dachte — Schiller hat diesen Chor der Alten in seiner Braut von Messina zuerst eingeführt; dieser vielfach beurtheilte Versuch ist indessen kein Gesetz für die künftige Bearbeitung der deutschen Tragödie, die nicht wie die Griechische eine gottesdienstliche Feierlichkeit ist, in der das Verhängniß als etwas von der Gottheit Gewirktes erscheint, sondern vielmehr alles von dem Menschen selbst ausgehen läßt.

2) Das Lustspiel (die Komödie) ist die komisch-dramatische Darstellung einer Handlung. Alles ist hier auf den Sieg des Gefühls der Lust berechnet, so daß Stoff und Form einen gleichen Antheil an der Hervorbringung desselben haben.

Das Lustspiel ist entweder ein Charakter-Gemälde, oder ein Intriguen-Stück. In jenem wird ein fingirter Charakter mit seinen Schwächen und thörichten Eigenheiten aufgeführt; in diesem ist eine geschickte Verkettung der Anschläge von List, Schlauheit, Schalkheit oder gar des Muthwillens. Wenn in den Charakterstück niedrig-komische Personen auftreten, so nennt man es Posse, wofür fast alle Nationen ihre besondern Charaktere haben, die Deutschen ihren Hanswurst oder Casperle.

Die besten Lustspiele verdanken wir Jünger (er mengt sich in Alles), v. Göthe (der Großcophta), Gotter (Erbschleicher), Lessing, (Minna von Barnhelm), Weiße, Brandes, Kotzebue u. s. w.

3) Das Schauspiel steht in der Mitte zwischen dem Trauer- und Lustspiel, und ist (im engern Sinne) die dramatische Darstellung einer ernsthaften Handlung, die ein gemischtes Gefühl der Lust und Unlust erregt, das sich am Ende in das Gefühl der Lust auflös't.

Es entlehnt den Stoff aus dem heutigen Leben, zum Theil auch aus den Ritterzeiten. Charakterzeichnungen der vorkommenden Personen ist hier besonders wichtig.

Die besten Deutschen Schauspiele sind von Göthe (Iphigenia auf Tauris, Götz von Berlichingen); von Engel dankbarer Sohn, und — der Edelknabe), von Schröder (der Ring), von Iffland (die Jäger, Mündel, der Herbsttag), von Babo, Kotzebue u. s. w.

4) Das Singspiel behandelt einen historischen Stoff, und bedarf durchaus der musikalischen Begleitung. Die Untergattungen desselben sind:

a) Das Melodrama (nach der Zahl der spielenden Personen Monodrama und Duodrama genannt) ist ein dramatisches Gedicht, das durch abwechselnd eintretende Musik unterbrochen wird. Die Personen nämlich singen nicht, sondern sie deklamiren, und die Musik begleitet nicht die Rede, sondern füllt nur die Pausen derselben aus. Der

Inhalt des Melodrama ist meist ernst und tragisch, und der Stoff aus der Mythologie entlehnt. Es ist ein neues, aber auch ein offenbar unvollendetes Kunstwerk. Die besten Melodramen sind Brandes Ariadne auf Naxos und Gotters Medea.

b) Die Operette oder Lustspiel mit Gesang ist eine dramatische Darstellung von Scenen des bürgerlichen Lebens in einem meist prosaischen Dialog mit eingemischten Arien und Chören. So wie sie jetzt ist, kann sie nur als ein sehr mangelhaftes Kunstwerk gelten. Die vorzüglichsten Verfasser solcher Operetten sind Weiße, Gotter, Engel, Meißner.

c) Die Oper ist die dramatische Darstellung einer Handlung, zu deren Aufführung sich Dichtkunst, Musik und Schauspielkunst im weitesten Sinne des Worts (also auch Dekorationskunst, Maschienerie, Tanzkunst) vereinigen. Es giebt eine ernsthafte und komische. Jene (die große, opera seria) verlangt durchaus einen wunderbaren Inhalt, denn nur die Voraussetzung, daß wir uns in einer idealischen Welt befinden, kann die Theilnahme der andern Künste rechtfertigen. Ihr Stoff ist daher aus der mythischen Welt, und nur dadurch wird auch die außerordentliche Art zu sprechen begreiflich. — Wielands Alceste und Rosamunde, Göthe's Erwin und Elmire, wie Gotter's Romeo und Julie, auch dessen Geisterinsel sind die besten Produkte dieser Art. — Die komische Oper (opera buffa stellt Thorheiten und Fehler dar, oder sie enthält

Intriguen. Hier kann sich der Dichter ganz seiner Laune überlassen. Weiße hat in dieser Gattung das Beste geliefert.

Erstes dramatisches Bruchstück.

Wallensteins Traum

vor der Lützner Schlacht.

(Zweiter Aufzug. Dritter Auftritt.)

Von Friedrich von Schiller.

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner*) Aktion vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaus sah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düster durch den Nebel,
Der Waffen dumpfes Rauschen unterbrach,
Der Runden Ruf einförmig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,

1) Lützen — ein Städtchen unweit Welssenfels, wo Gustav Adolph den 6ten November 1632 den Wallenstein schlug, aber, von einem Flintenschuß getroffen, selbst seinen Tod fand.

Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle [1]) Geist die fernste Zukunft.

Da sagt' ich also zu mir selbst: „So vielen
Gebietest du! Sie folgen deinen Sternen [2]),
Und setzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen;
Doch kommen wird der Tag, wo diese alle
Das Schicksal wieder aus einander streut,
Nur wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wissen, der der Treuste mir
Von allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gieb mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's seyn,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen."
Und dieses bei mir denkend, schlief ich ein.

Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im

1) Ahnungsvoll. Auch Schiller unterscheidet mit den bessern Schriftstellern unserer Zeit zwischen Ahnung und Ahndung, ahnen und ahnden. Jenes bezeichnet ein gewisses Vorgefühl dessen, was kommen wird; dieses hat den Begriff von Strafe. Der Lateiner bezeichnet zwar beide Begriffe durch ein Wort; doch bestimmt auch er den Begriff der Strafe näher durch Hinzufügung der Präposition in (animadvertere in aliquem) Warum wollten wir solcher Unterscheidung widerstreben, wenn sie auch nicht in der Stammsilbe des Worts begründet seyn sollte?!

2) Sie folgen deinen Sternen — bezieht sich auf Wallensteins Hang zur Astrologie, indem er aus den Sternen sein eignes Schicksal lesen zu können wähnte.

Im Geist. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich sank, und über mir
Hinweg*), gleichgültig, setzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag.
Da faßte plötzlich hülfreich mich ein Arm,
Es war Octavio's, — und schnell erwach' ich,
Tag war es, und — Octavio stand vor mir.
„Mein Bruder," sprach er, „reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber
Das sichre Thier, das ich dir ausgesucht.
Thu's mir zu lieb. Es warnte mich ein Traum."
Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Bannier's verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

*) über mir hinweg — st. über mich hinweg, ist offenbar ein Sprachfehler, der dem Dichter entgangen ist, und den seine Freunde und Verbreiter seiner Schriften aus Liebe für ihn hätten verwischen sollen.

Zweites Bruchstück.

Wallenstein (im Harnisch).

(3ter Aufz. 13ter Auftr.)

Von Friedrich von Schiller.

Du hast's erreicht, Octavio. — Fast bin ich
Jetzt so verlassen wieder, als ich einst
Vom Regenspurger Fürstentage ging.

Da hatt' ich nichts mehr als mich selbst — doch was
Ein Mann kann werth seyn, habt ihr schon erfahren.
Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,
Da steh' ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
Die sprossend eine Welt aus sich geboren.
Schon einmal galt ich euch statt eines Heers,
Ich einzelner. Dahin geschmolzen vor
Der Schwed'schen Stärke waren eure Heere,
Am Lech sank Tilly, euer letzter Hort;
Ins Bayerland, wie ein geschwollner Strom,
Ergoß sich dieser Gustav, und zu Wien
In seiner Hofburg zitterte der Kaiser.
Soldaten waren theuer, denn die Menge
Geht nach dem Glück — Da wandte man die Augen
Auf mich, den Helfer in der Noth, es beugte sich
Der Stolz des Kaisers vor dem Schwergekränkten,
Ich sollte aufstehn mit dem Schöpfungswort
Und in die hohlen Läger Menschen sammeln.
Ich that's. Die Trommel ward gerührt. Mein Name
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt. Der Pflug,
Die Werkstatt wird verlassen, alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungsfahne zu —
— Noch fühl' ich mich denselben, der ich war!
Es ist der Geist, der sich den Körper baut,
Und Friedland wird sein Lager um sich füllen.

Führt eure Tausende mir kühn entgegen,
Gewohnt wohl sind sie, unter mir zu siegen,
Nicht gegen mich. — Wenn Haupt und Glieder
sich trennen,
Da wird sich zeigen, wo die Seele wohnte.

Drittes Bruchstück.

Der Schwedische Hauptmann.

(in Wallensteins Tod 4ter Aufzug 10ter Auftritt.)
Von Friedrich von Schiller.

Wir standen, keines Ueberfalls gewärtig,
Bei Neustadt schwach verschanzt in unserm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufstieg vom Wald her, unser Vortrab fliehend
Ins Lager stürzte, rief: der Feind sey da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns schnell
Aufs Pferd zu werfen, da durchbrachen schon,
In vollem Rosseslauf daher gesprengt,
Die Pappenheimer den Verhack. Schnell war
Der Graben auch, der sich ums Lager zog,
Von diesen stürm'schen Schaaren überflogen.
Doch unbesonnen hatte sie der Muth
Vorausgeführt den andern, weit dahinten
War noch das Fußvolk, nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt. —

Von vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterei,

Und drängten sie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, schnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen starr entgegenstreckte.
Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht sich ehrlich zu ergeben;
Doch Oberst Piccolomini —
Ihn machte
Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, sprengt, der erste, selbst
Sein edles Roß darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach — doch — schon war's geschehn!
Sein Pferd, von einer Partisan*) durchstoßen, bäumt
Sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

Da ergriff, als sie den Führer fallen sahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt keiner mehr,
Gleich wilden Tigern fechten sie, es reizt
Ihr starrer Widerstand die unsrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

*) Die Partisane ist eine alte Waffe, wie ein Spieß, an deren Spitze sich auch noch ein zweischneidiges Beil befindet.

Heut früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelsten Geschlechter,
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorbeer schmückte seinen Sarg, darauf legte
Der Rheingraf selbst den eignen Siegerdegen,
Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht,
Denn viele sind bei uns, die seine Großmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und alle rührte sein Geschick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet, doch er selbst
Vereitelt' es, man sagt, er wollte sterben.

Viertes Bruchstück.

Iphigenie auf Tauris,

ein Schauspiel von Joh. W. v. Göthe.

(1ster Aufzug. 1ster Auftritt.)

Iphigenie (allein.)

[v. Göthe's Iphigenie ist das Griechische Trauerspiel des Euripides, für die Deutsche Bühne in fünffüßigen reimlosen Jamben bearbeitet. Ein Meisterstück der Deutschen dramatischen Dichtkunst, das sich nicht bloß durch die Charaktere und Begebenheiten, sondern noch mehr durch Sprache und Ausdruck in dem Vortrage empfiehlt, der edle Einfalt mit Kraft, Würde und Wohllaut vereinbart.

Die Fabel, welche dem Stücke zum Grunde liegt, ist Iphigeniens Befreiung durch ihren Bruder Orest. Beide waren erzeugt von der Klytemne-

stra und dem Agamemnon, König von Mykene, der das Griechische Heer vor Troja befehligte. Als dieses in Aulis versammelt war, zürnte Diana auf den Agamemnon, weil er einen, ihr geweihten Hirsch getödtet hatte. Sie forderte daher durch den Mund des Priesters die Tochter des Agamemnon als Sühnopfer. Iphigenia wurde zum Altar geführt, und schon war der Opferstahl gezückt, als Diana ein Reh an die Stelle der Ihpigenie setzte, diese aber in einer Wolke nach Tauris entrückte, wo sie vom König Thoas aufgenommen, und zur Priesterinn der Diana gemacht wurde. Hierher begab sich auch der Bruder Orest, der seine Mutter erschlug, weil sie seinen Vater Agamemnon umgebracht hatte. Darüber von den Furien verfolgt, vermochte keine Aussöhnung das Andenken dieser That in ihm zu verlöschen, bis ein Orakelspruch des Apollo ihm Befreiung von seiner Qual verhieß, wenn er nach Tauris gehen, und die Bildsäule der Diana von dort nach Griechenland entführen würde. Orest begab sich also mit seinem getreuen Pylades auf die Reise, und als sie in Tauris anlangten, sollten sie beide, oder einer von ihnen, nach dem alten barbarischen Gebrauch, der alle Fremde traf, der Göttinn geopfert werden, wobei jeder der beiden Freunde großmüthig sein Leben für den andern darbot. Orestes aber gab sich seiner Schwester Ihpigenie zu erkennen, und diese fand ein Mittel, die Bildsäule der Diana auf ihres Bruders Schiff zu bringen, und mit ihm und seinem treuen Pylades nach Griechenland zu entfliehen. Der Orakelspruch des Apollo wurde erfüllt; Orestes ward von den quälenden Furien befreit, und herrschte ruhig zu Mykene. — v. Göthe giebt in seiner Ihpigenie dieser alten Dichtung eine feine Wen-

dung. Er läßt dem Orestes durch den Orakelspruch Ruhe verheißen, wenn er die Schwester, die wider Willen im Heiligthume zu Tauris blieb, nach Griechenland bringen würde. — Dies mußte Orest, der von dem Aufenthalt seiner Schwester in Tauris nichts wußte, nothwendig auf Dianen, die Schwester des Apollo, deuten. Iphigenie brauchte also nach diesem Ausspruch die Bildsäule der Diana nicht zu entwenden, und keinen Verrath an ihrem Wohlthäter Thoas zu begehen, von dem sie großmüthig entlassen wird.]

*

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines*),
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich wie im ersten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg.

*) Der Schauplatz ist nämlich ein Hain vor Dianens Tempel.

Ihm schwärmen abwärts die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Haus' und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttinn,
Dir meiner Retterinn! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet seyn.
Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zevs, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fodernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,

Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattin ihm, Elektren*) und den Sohn,
Die schönen Schätze, wohl erhalten hast:
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode.

*) Elektra ist die Schwester der Iphigenie.

Fünftes Bruchstück.

Minna von Barnhelm,

ein Lustspiel von G. E. Lessing.

Major v. Tellheim und sein Bedienter Just.

[Minna v. Barnhelm oder das Soldatenglück ist noch jetzt ein unübertroffenes Meisterwerk der Deutschen, denn mit dem geläutertsten Geschmack vereinigt sich in ihm Menschen- und Weltkenntniß, Schönheit der Sprache und dialogische Kraft und Mannigfaltigkeit. — Die Geschichte dieses Lustspiels ist kurz folgende: Der Major v. Tellheim, ein Preuß. Offizier, wird nach Ende des siebenjährigen Krieges entlassen, und mit der Feldkriegskasse in einen Prozeß verwikkelt. Ein rechtschaffner und edler Mann bleibt er auch im Unglück standhaft, und nimmt weder Geld von seinem ehemaligen Wachtmeister, noch das Geld von einer Offiziers-Wittwe an, ob er es gleich ihrem Manne vorgeschossen hatte. Ein Sächsisches Fräulein, Minna v. Barnhelm, das er liebt, sucht ihn in Ber-

lin auf, und will ihn mit ihrer Hand beglücken; doch er hat zu viel zarten Sinn, um solche in seiner jetzigen Lage anzunehmen. Aber sobald er durch ihr Kammermädchen die (erdichtete) Nachricht erhält, daß das Fräulein sich in unglücklichen Umständen befinde, ist er eben so bereit, sich mit ihr zu vermählen, als sie nun gegen ihn die Spröde macht. Das Mißverständniß ist zwischen beiden aufs höchste gestiegen, als der Major seinen Prozeß gewinnt, und der ankommende Oheim des Fräuleins beide verbindet.

Nachstehende Scenen, die keiner Erklärung bedürfen, mögen hier als Muster eines guten Dialogs ihren Platz finden.]

v. Tellheim. Just.

Von Tellheim. Bist du da?

Just. (indem er sich die Augen wischt) Ja!

v. T. Du hast geweint?

J. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. T. Gieb her.

J. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr! Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. T. Was willst du?

J. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermuthet.

v. T. Ich kann dich nicht länger brauchen, ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen.

(schlägt die Rechnung auf und lieset) „Was der Herr Major mir schuldig: drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thaler 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf." Gut: und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

J. Die andere Seite, Herr Major! —

v. T. Noch mehr? (lieset) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscherer für mich bezahlt 25 Thaler. Für Wartung und Pflege, während meiner Kur, für mich bezahlt 39 Thaler. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater, auf meine Bitte, vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler. Davon abgezogen vorstehende 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf., bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thaler 16 Gr. 3 Pf." — Kerl bist du toll?

J. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen mehr koste. Aber es wäre verlorne Tinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen; und wenn Sie mir vollends die Liverey nehmen, die ich auch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe umkommen lassen.

v. T. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von mei-

nen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

J. Ich bin Ihnen nichts schuldig; und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. T. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

J. Darum, nur darum! — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

v. T. Und deine Hartnäckigkeit, deinen Trotz, dein wildes, ungestümes Wesen gegen alle, von denen du meinst, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Nachsucht — —

J. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale, und hörte etwas winseln. Ich stieg hinab, und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort; umsonst! Ich prügelte ihn von mir; umsonst! Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thür auf der Schwelle.

Wo er mir nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sahe mich an, und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brod aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der einzige, den er hört, und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her, und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Er ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu seyn.

v. T. (bei Seite) So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenschen! — — Just, wir bleiben beisammen.

J. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihre Blessuren, und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden! Ich bin Ihnen unentbehrlich, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. T. Just, wir bleiben nicht beisammen!

J. Schon gut!

Ein Bedienter. v. Tellheim. Just.

Der Bediente. Pst! Kamerad!

J. Was gibts?

Der B. Kann er mir nicht den Offizier nachweisen, der gestern noch in diesem Zimmer (auf

eins an der Seite zeigend, von welcher er herkommt) gewohnt hat?

J. Das dürfte ich leicht können. Was bringt er ihm?

Der B. Was wir immer bringen, wenn wir nichts bringen; ein Kompliment. Meine Herrschaft hört, daß er durch sie verdrängt worden. Meine Herrschaft weiß zu leben, und ich soll desfalls um Verzeihung bitten.

J. Nun, so bitte er ihn um Verzeihung, da steht er.

Der B. Was ist er? Wie nennt man ihn?

v. T. Mein Freund, ich habe euren Auftrag schon gehört. Es ist eine überflüssige Höflichkeit von eurer Herrschaft, die ich erkenne, wie ich soll. Macht ihr meinen Empfehl. — Wie heißt eure Herrschaft?

Der B. Wie sie heißt? Sie läßt sich gnädiges Fräulein heißen.

v. T. Und ihr Familienname?

Der B. Den hab ich noch nicht gehört, und darnach zu fragen, ist meine Sache nicht. Ich richte mich so ein, daß ich meistentheils alle sechs Wochen eine neue Herrschaft habe. Der Henker behalte ihre Namen! —

J. Bravo, Kamerad!

Der B. Zu dieser bin ich erst vor wenigen Tagen in Dresden gekommen. Sie sucht, glaube ich, ihren Bräutigam. —

v. T. Genug, mein Freund. Den Namen eurer Herrschaft wollte ich wissen! aber nicht ihre Geheimnisse. Geht nur!

Der B. Kamerad, das wäre kein Herr für mich (geht ab).

v. Tellheim. Just.

v. T. Mache, Just, mache, daß wir aus diesem Hause kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame ist mir empfindlicher, als die Grobheit des Wirths. Hier nimm diesen Ring; die einzige Kostbarkeit, die mir übrig ist, von der ich nie geglaubt hätte, einen solchen Gebrauch zu machen! — Versetze ihn, laß dir achtzig Friedrichsd'or darauf geben; die Rechnung des Wirths kann keine dreißig betragen. Bezahle ihn, und räume meine Sachen. Ja, wohin? — Wohin du willst. Der wohlfeilste Gasthof der beste. Du sollst mich hier neben an auf dem Kaffeehause treffen. Ich gehe, mache deine Sache gut.

J. Sorgen Sie nicht, Herr Major!

v. T. (kommt wieder zurück) Vor allen Dingen, daß meine Pistolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergessen werden.

J. Ich will nichts vergessen.

v. T. (kommt nochmals zurück) Noch eins, nimm mir auch deinen Pudel mit; hörst du, Just! — (geht ab.)

J. (allein) Der Pudel wird nicht zurück bleiben. Dafür laß ich den Pudel sorgen. — Hm,

auch den kostbaren Ring hat der Herr noch gehabt, und trug ihn in der Tasche, anstatt am Finger? — Guter Wirth, wir sind so kahl noch nicht, als wir scheinen! Bei ihm, bei ihm selbst will ich dich versetzen, schönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hanse nicht ganz sollst verzehrt werden! —

Joh. Fried. Ferd. Delbrück.

Ferdinand Delbrück, geboren zu Magdeburg im Jahr 1772, lebt jetzt als Professor zu Bonn. Von seinen Freunden als Mensch und lichtvoller Docent geliebt und geachtet, hat er sich in der litterarischen Welt den Ruf eines geschmackvollen Kenners des Schönen und gründlichen Forschers des Alterthums, wie eines philosophischen Denkers erworben. Als jener erscheint er besonders in seinen lyrischen Gedichten mit erklärenden Anmerkungen nebst einer Untersuchung über das Schöne ꝛc., als dieser in seinem Gastmahl (Berlin 1809), in welchem ein wahrhaft platonischer Geist wehet. Der Verfasser entwickelt darin das Wesen der Poesie, indem er sich ein Redefest denkt, an welchem jedes Mitglied der Thoraldschen Familie in Gesprächen und Reden, nach verschiedenen Ansichten, das Lob der Dichtkunst verkündet. Unter diesen Reden erscheint

erscheint nachstehende des Walland (S. 101) vorzüglich bemerkenswerth, da der Redner in ihr die Poesie, die er loben will, auf eine eben so eigenthümliche als scharfsinnige Weise zu erklären sucht, als eine Kunst, die, wie die Dämmerung Tag und Nacht, die beiden Zustände der **Betrachtung** und des **Gefühls** mit einander verbindet.

Ueber das Wesen der Poesie.

Eine Rede aus dem **Gastmahl**. Von F. **Delbrück**.

Alle Menschen unterscheiden in sich zwei entgegengesetzte Zustände, den Zustand allgemeiner Betrachtung und eines bestimmten Gefühls. In jenem sind wir mehr außer uns thätig, in diesem mehr in uns, in jenem haben wir eine klärere Anschauung des Gegenstandes, der uns beschäftigt, in diesem des eigenen Selbst. Aber nach dem in der ganzen Natur waltenden Gesetze der Stetigkeit giebt es zwischen jeden zwei entgegensetzten Zuständen ein verbindendes Mittelglied, welches keines von beiden ist, sondern beides zugleich; so wie die Dämmerung Tag und Nacht verknüpfet, ohne weder Tag zu seyn noch Nacht, da sie beides zugleich ist. Also muß es auch einen Zustand geben, in welchem wir weder allein denken, noch allein empfinden, sondern beides zugleich thun, in welchem Betrachtung und Gefühl sich berühren,

in welchem wir gleichmäßig nach innen und nach außen bewegt werden.

Gleichwie es nun Künste giebt, durch Erregung der Einbildungskraft, in den Zustand der Betrachtung, und andere, eben dadurch in ein bestimmtes Gefühl zu versetzen: so muß es auch eine Kunst geben, zu versetzen in jenen geheimnißvollen Mittelzustand. Fragt ihr, welche diese Kunst sey: so antwort' ich: die Poesie, und finde eben hierin die Ursach, die noch keiner ergründet hat, warum die Dichter zur Mittheilung sich der Sprache bedienen. Das Wort weckt Gedanken, sofern es ein bestimmter Laut ist. Bis nun keine andere Zeichen der Mittheilung erfunden oder gefunden werden, welche beide Eigenschaften in gleichem Grade vereinigen, sind die Dichter genöthigt, sich der Sprache zu bedienen.

Läßt der Mensch, was ihn rührt, im Zustande der Betrachtung, laut werden: so spricht er; läßt er, was ihn rührt im Zustande bestimmter aber wohl geordneter Gefühle, laut werden: so singt er. Stellet euch aber einen Dichter vor, in dem Augenblicke, wo ihm sein Werk vollendet vor der Seele schwebt: wird er sprechen? nein! dazu empfindet er zu stark; wird er singen? nein! dazu denkt er zu klar. Vielmehr wird seine Stimme in Tönen hingleiten auf einer Linie, wo Sprechen und Singen sich scheiden und berühren. Diese Li-

nie ist aber nicht eine gerade, sondern eine Schlangenlinie, die bald nach der einen, bald nach der andern Seite abschweifend, sich hinwindet auf einem Raine von nicht unansehnlicher Breite. Darin liegt der Grund, warum die alten Dichter, bei aller Verschiedenheit von den neuern, doch wahrscheinlich auf den Hörer denselben Eindruck gemacht haben. In dem Maße nämlich, in welchem der Charakter der alten Poesie plastischer*) war, als der neuern, war der Vortrag derselben musikalischer, und näher dem Gesange; und in dem Maße, in welchem der Charakter der neuern Poesie musikalischer ist, als der alten, ist der Vortrag derselben plastischer, und näher dem Gespräche. So wird das Gleichgewicht hergestellt, und die Rechte der Poesie bleiben ungekränkt. — Die Reihe von Tönen, worin während der Begeisterung gelingender Arbeit des Dichters Stimme sich ergießen würde, wenn sie den leisesten Bewegungen der Einbildungskraft sich anschmiegte, ist seine Poesie. Was er davon aufschreibt, ist nur ein Theil derselben und zwar der geringste, welcher Haltung, Bestand, Kraft und Seele nur gewinnen

*) plastische Poesie. Der Ausdruck plastisch wird von der bildenden Kunst gebraucht, welche Bilder und Figuren aus Marmor, Thon, Gips ꝛc. verfertigt. — Der Verfasser wendet hier diesen Ausdruck mit mehrern seiner Vorgänger auf die Poesie an, und will sagen: Der Charakter der alten Poesie war mehr ein Zustand allgemeiner Betrachtungen.

kann durch den lebendigen Laut. Nichts ja unterscheidet die Poesie von den übrigen Künsten mehr, als die Bestimmtheit dessen, was sie ausdrücken, und die Unendlichkeit dessen, was sie andeuten kann. Gäbe es nun nicht eine Kunst, dieses aus jenem zu erahnen: so würde jede Poesie im Augenblicke des Entstehens, oder wenn auch, was selten geschieht, dem Dichter vergönnt wäre, die entflohene Begeisterung zurückzurufen, doch mit ihrem Meister fallen. Diese Kunst nun, welche den Werken der Dichter Leben, Fülle und Dauer verleiht, will ich loben.

Ich thu' es, indem ich sage, daß sie, wie die Poesie selbst, etwas Göttliches sey. Göttlich nenn' ich sie deswegen, weil sie auf menschliche Weise sich nicht lehren und lernen läßt, sondern das Werk ist übernatürlicher Eingebung. Zwar könnt Ihr Jemanden unterrichten in der Lehre vom Zeitmaaß und dem Tonverhalt, ihr könnt ihm, wenn er es doch nicht weiß, erklären, was ein Vers sey, eine Reihe von Worten nämlich, die in Beziehung auf die Zahl und Beschaffenheit der Sylben, die sie enthält, ein für sich bestehendes Ganze bildet; ihr könnt, fortschreitend, ihm nicht nur das Verhältniß der Längen zu den Kürzen, und beider zu einander, in Zahlen darstellen, in ganzen und gebrochenen, sondern auch das Verhältniß hochtoniger, tieftoniger und übertoniger

Längen, betonter und tonloser Kürzen mit Noten bezeichnen, oder mit Strichlein von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten. Ihr könnt ihm einschärfen, jeder Sylbe, sofern sie ein gegliederter Laut ist, und sofern sie zur Bezeichnung des Begriffs beiträgt, ihr Recht widerfahren zu lassen; ihr könnet ihm die verschiedenen rhytmischen Tacte, das Hüpfende, Sanfte, Muntere der einen, das Gleitende, Rauhe, Ernste der andern, und die aus ihrer Mischung entstehende uneinige Eintracht der Wort- und Sylbentacte in Klangfiguren gleichsam vortanzen lassen. Von diesem Allen mögt ihr die Anwendung machen auf ein einzelnes Gedicht, und anzeigen, wo die Stimme sich heben müsse oder senken, verstärken oder schwächen, die Bewegung beschleunigen oder anhalten, oder verstummend hemmen, wo in gezogenen Lauten langsam verklingen, oder in gestoßenen plötzlich brechen. Das alles könnt ihr ihm deutlich machen; wozu aber soll es nützen, wenn er nicht trifft, was diesem Wechsel der Laute Bestand, und dieser Mannigfaltigkeit Einheit geben muß, ich meine den Grundton des Gedichts, und wie kann er diesen treffen, wenn derselbe nicht nach einer zwischen ihm und dem Dichter vorherbestimmten Harmonie von jeher in ihm schlummert, um bei der leisesten Berührung seines Herzens durch das Gedicht, von selbst rein anzuklin-

gen? Darum lobe ich Klopstocken, welcher die hierüber waltende Muse zuerst benannt, und unter dem Namen Teone [1]), unserer Verehrung empfohlen hat.

Vergleicht man Teonens Diener mit den Dichtern: so findet man sie ihnen ähnlich und unähnlich; ähnlich darin, daß sie, wie diese, dämonische Wesen sind, aber nicht Mittler zwischen Göttern, sondern zwischen Dichtern und Menschen, und auf der Leiter der Kunstwesen eine Stufe tiefer stehn als die Dichter, aber höher als alle andere. Gemein ist beiden begeisternde Liebe des Schönen, die aber bei ihnen mehr weiblich ist, bei den Dichtern mehr männlich. Wegen der Stärke des Geistes, deren diese bedürfen, das Schöne hervorzubringen, haben sie selten treue und anhängliche Zärtlichkeit genug für fremde Werke, um das Eigenthümliche derselben rein in sich aufzunehmen; und wegen der vielseitigen Empfänglichkeit, deren die andern bedürfen, ermangeln sie meist schöpferischer Kraft. Wegen dieser Aehnlichkeit und Unähnlichkeit lieben sie einander innigst, und zwar die Dichter das Geschlecht der Rhapsoden [2]), weil es ihnen Ruhm und unsterbliche Dauer verleiht, dieses aber den Dichter, weil er ihnen das Daseyn fristet durch Nahrung des innerlichen Lebens.

1) Teone ist eine Klopstockſche Ode.

2) Rhapsoden — waren bei den Griechem diejenigen, welche die Gesänge der Dichter recitirten.

Beweglichste Regsamkeit der Phantasie ist das erste, was Teone an den ihrigen liebt, aber nicht das einzige, sondern außerdem eine Stimme, stark, reich, biegsam, sanft, hell, austönend, rein, durchdringend und nachhallend; ein Gehör, welches nach der Höhe, der Stärke, dem Umfange der Idee, das Treffende des Tons abmessend, die kleinste Abweichung desselben davon vernimmt; unermüdeten Fleiß, um durch tägliche Uebung für die Harmonie melodischer Laute mit melodischen Empfindungen das Gefühl immer mehr zu schärfen.

Zwei Bruchstücke aus der Urania.

Von C. A. Tiedge.

[Tiedge's Urania ist ein lyrisch-didaktisches Gedicht in sechs Gesängen, d. h. ein Gedicht, das zwar wie jedes Lehrgedicht, den Zweck hat, durch Versinnlichung allgemeiner Wahrheiten zu belehren, aber zugleich die Darstellung eines bestimmten leidenschaftlichen Gefühls enthält, welches das ganze Gemüth des Dichters erfüllt. Die großen Gegenstände, die er hier behandelt, sind: Gott, Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit, — Begriffe, durch die er auf das Gefühlvermögen einzuwirken strebt, indem er sie durch bildliche Darstellung als Gegenstände der Phantasie behandelt. — Mit Recht stellt die Deutsche Litteratur dieses Produkt eines korrekten und gefühlvollen Dichters (Bardenhain 2 Th. S. 117) als ein sie selbst ehrendes Meisterstück auf, das — ungeachtet seines

ernsten, philosophischen Inhalts — viel gelesen, und seit dem Jahr 1800, da es zuerst erschien, nun schon viermal aufgelegt worden ist. (Vierte verbesserte Aufl. Halle 1808.)

Nachstehende zwei Bruchstücke gehören zu den gelungensten Stellen. Beide enthalten Glaubensgründe für das Daseyn Gottes; jenes aus der Tugend, dieses aus der Natur, und zwar aus der Ansicht des gestirnten Himmels.]

Erstes Bruchstück.

(2 Ges. V. 141 bis 239.)

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:
„Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!"
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen:
Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht [1]).

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verschwimme,
Gesichert leitet uns das Wort der innern Stimme,
Sie ruft empor den Geistesblick,
Empor von den befangnen Sinnen [2]),

1) Die Natur weiß nichts von Pflicht und Recht, wohl aber das Sittengesetz, das aus dem Innern des Menschen hervorgeht, und wodurch Gott zu dem Menschen redet.

2) Das Sittengesetz erhebt den Menschen über die ihn täuschende und verführende Sinnlichkeit.

Sie tönet laut in uns von Innen
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück [1]).
Was weint in uns, wenn still und rührend
Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!
Was spricht, wie Geisterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein Trost mehr hält,
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme? —
Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!
Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten.
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf [2]).

1) Alle Einrichtungen, die der Mensch in der äußern Natur macht, predigen das Sittengesetz, nach welchem der Mensch verfährt.

2) Das Sittengesetz nöthigt uns, einen Gott zu glauben. Dieses Bedürfniß kündigt sich an in dem Gefühle, wenn uns der Kampf der Tugend bekümmert, und wenn ihr Sieg uns entzückt; es ist dasselbe Bedürfniß, welches sich dunkel reget im Aberglauben, der nichts anders ist als eine Verirrung des wahren Glaubens, — ein Schatten der Wahrheit, dem der Mensch nachjagt, um den Frieden zu finden, den ihm doch nur die Wahrheit selbst geben kann.

Der Glaube war's, der sich in Staub darnieder warf,
Und andachtvoll das Taggestirn begrüßte.
Schau Isis Priester dort, wie betend er sich weiht!
Die Sonne kommt, sie tritt aus ihrer heilgen Wüste!
Ja, das ist Gottes Herrlichkeit!
Das Höchste hat dem Seher sich verkündet,
Das Heiligste, wonach die Seele ringt.
Horch! sein Gesang, vom Gottgefühl entzündet,
Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus singt [1]):

„In Flammen naht sich Gott! empfangt ihn, Morgentöne [2])!
Fall an sein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut!
Auf! schmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, seine Tochter, seine Braut!

Sie strömt auf dich herab, die königliche Feier,
Die hochzeitfestlich deinen Gott umfängt.
Verhülle dich in den Vermählungsschleier,
Der strahlenreich von seinen Schultern hängt!

Ruf ihm entgegen! dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Aethers wandelt er;

1) Der Glaube an Gott ist es, der dem alten Aegyptischen Priesterthum zum Grunde liegt, und sich in einem sonnendienstlichen Hymnus ausspricht. (Isis, eine Aegyptische Gottheit.)

2) Hier läßt der Dichter den Gesang folgen, der in der Deklamation allenfalls wegbleiben kann.

Schau, wie das Licht von seinem Flammenschilde,
So geht Entzücken vor ihm her!

Die Himmel, die in seinem Glanze schwimmen,
Umfeiern [1]) seinen wundervollen Gang!
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!" —

So, Freund, begeisterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt!
Und o wie tröstend spricht sein Wort zur frommen Zähre,
Die von der Tugend Wange fällt!

Es sey kein Gott [2]), die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster;
Die Menschenwürde sey von ihrem Thron gestürzt:
O! dann ist nirgend Licht und Leben,
Der Mensch ein dumpfes Seyn, um das Phantome schweben,

1) Umfeiern — ein sehr glücklich gebildetes Wort, welches die beiden Begriffe — umstrahlend feiern in sich vereinigt.

2) Es sey kein Gott :c. :c. Von hier an bis zu der Stelle: vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören? zeigt der Dichter, wie zwecklos und widersprechend der Mensch mit seinen Kräften und Trieben erscheinen müßte, wenn er den Glauben an Gott nicht hätte. Ohne ihn — welche Ansicht des Lebens! Welches Geschenk die Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufall Gerechtigkeit erwarten?

Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten hin.
Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten,
Das große Traumgesicht der Welt ist ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Gestalten,
Und was Bedeutung lügt, täuscht zur Vernichtung hin.
Es raſ't in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem sich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Laster ist es, sich der Tugend aufzudringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu entschlingen,
Ist Thorheit! Thorheit klagt und staunt den Zufall an.

So hat das Göttliche des Menschen keine Rechte?
Verdammt ist die Vernunft, dem Wechsel zuzuschaun? —
Ach! immer dunkler wälzt das Graun
Herauf die schwarzen Mitternächte,
Dein armes Daseyn zu erbaun!

Du siehst den Frevel stolz den Kelch der Wonne leeren;
Das Laster prunkt im Glanz, die Tugend wird verkannt;
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt;

Die Weisen bauen auf, damit die Narrn zerstören.
Hier ist's, wo sich dein Herz, dein ganzes Herz empört.
Wenn's Zufall ist, was blind den Gang des Rechtes stört;
Vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören? –
Allein du kannst dich hier des Glaubens nicht erwehren,
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die sich aus eigner Kraft entfaltet.
Dich reißt der Glaube fort, daß eine Gottheit waltet,
Die, unbegreiflich dir, die Seelenhoheit ehrt.
Uns ward ein Tugendsinn und Trieb nach Lebenswonne;
Sie sind der Doppelstrahl, der in dies Leben fällt.
Woher der Strahl? Er zeigt von einer höhern Sonne,
Und weis't uns mächtig hin auf eine Geisterwelt.

Es ist ein Gott*)! und sieh! die Nebel sind zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister, lag.

*) Mit dem Glauben an das Dasein eines Gottes ist das Räthsel der menschlichen Bestimmung gelöset; — das Dunkel schwindet — es wird Licht!

O, Mensch! vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!
Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben:
Gott ist, weil eine Tugend ist*)!

*) Fühle, o Mensch, wie unglücklich und elend du seyn würdest ohne diesen Glauben. Deiner Vernunft selbst fehlte dann Wahrheit und Licht! Wenn es Tugend gibt, so muß es auch einen Gott geben!

Zweites Bruchstück.

(2. Ges. V. 307 bis 429.)

Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebensspuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen*)

*) Der Dichter hat im ersten Bruchstück den Glauben an ein höchstes Wesen als ein Bedürfniß betrachtet, das uns die Tugend aufdringt. In diesem zweiten Bruchstück findet er den Glaubensgrund in der Natur, und vorzüglich in der Betrachtung des gestirnten Himmels. — Dieser Darstellung liegt wahrscheinlich die schöne Stelle zum Grunde, die hier aus Kant's Kritik der praktischen Vernunft, S. 288. für denkende Leser ihren Platz finden mag. „Zwei Dinge (sagt der Königsbergische Weltweise) erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewundrung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftiget: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im

Hin über die verschattete Natur.
Das Leben träumt; schon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfest,
Wo sich die Wahrheit gern, in ihrer keuschen Hülle,
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeier;
Und sie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit nie-
derwallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.

Ueberschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuthen; ich sehe sie vor mir, und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, in's unabsehbare Große mit Welten über Welten, und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines thieri-

O schau! wie Zug an Zug [1]) sich dränget!
So groß, und doch so still — Ein Geist der Stille hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkronen auf!
Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dieß wandelnde, dieß weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,
Vor welchen unser Fest beginnt!

Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!
Das Irdische vollendet seinen Lauf;
Es richtet an den wüsten Trümmern
Der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.
Vor allen sey Orion [2]) eingeladen!
Er prang' einher in seinem Weltenchor!

Dort

schen Geschöpfs; der zweite erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit; in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit, und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbaret; wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern in's Unendliche gehet, abnehmen läßt."

1) Welch' eine Erhabenheit, Sanftheit und Stärke zugleich herrschen in dieser unnachahmlich schönen Stelle! — Alle diese unendlichen Himmelskörper vollenden ihre Bahnen in feierlicher Stille, von der die heilige Stille der Nacht gleichsam das Sinnbild ist.

2) Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern.

Dort schauen selbst die traurigen Hyaden [1]),
Aus ihrem düstern Nebelflor,
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Dort ruht der Schwan [2]); und leise Töne gleiten
Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.
Da schwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.

O laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle [3]),
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.

1) Die Hyaden, und die (darauf folgenden) Plejaden, oder das Siebengestirn, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des Stiers; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die ersteren werden auch Regensterne genannt.

2) Der Schwan ist ein nördliches Sternbild neben der Leier in der Milchstraße, daher der Dichter sagt: und leise Töne gleiten ꝛc.

3) Was will die Erde sagen, wenn man sie mit jenen unermeßlichen Welten des Himmels vergleicht!

Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,
Und ein erhabnes Fest, umglänzt vom Sphären-
reigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.

Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen [1]),
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebens-Ocean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn [2]) streckte weit, durch unermeßne
Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren [3])
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götter-Idealen,
Unsterbliche Gedankenstrahlen

1) Sinn: als ich geboren ward, lag vor mir offen da das Weltall (Ocean) mit seinen Sternen (Fixsternen und Planeten), die wie ausgeworfene Kiesel (zahllos) unter einander lagen.

2) Milchbahn, in der Astronomie gewöhnlich Milchstraße (via lactea) genannt. Sie besteht in einem weißlich schimmernden Kreisbogen, der sich um die ganze Himmelskugel zieht, und sich in mehrere blässere und hellere Streifen theilt. Die Zahl ihrer Fixsterne ist unermeßlich.

3) Wenn auch das Dasein Gottes von dem Denker eben so gut in dem schwachen Wurm, als in dem unermeßlichen Himmelsbogen erkannt wird: so erscheint letzterer dem menschlichen Verstande doch größer und wunderbarer, und erhebt für ihn die Existenz Gottes über allen Zweifel.

In meinem tiefsten Leben auf [1]).
Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schaun.
Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren [2]),
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menschen tief verschlungenen Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jungfrau [3]) schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.

1) Bei dem Anblick so vieler leuchtenden Welten erwachen in dem Menschen größere und erhabnere Gedanken; die Unendlichkeit des Weltalls erfüllt ihn selbst mit der Idee seiner eigenen Unsterblichkeit.

2) Dioskuren sind nach der Mythe Söhne des Jupiter; sie hießen Kastor und Pollux, und bilden ein Gestirn am östlichen Himmel. An sie richtete man sein Gebet in den größten Gefahren, sowohl zu Wasser als zu Lande.

3) Die Jungfrau, ein Gestirn des nördlichen Himmels, ist eines der größten und schönsten im Thierkreise.

Die Lyra [1]) tönte sanft, wie Aeolsharfen [2])-Laut,
Die Aetherstille ging in Harmonieen über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des heiligen Arcturs [3]) herüber.
Und röthlich blinkte der Arctur,
Als wär er überblüht mit lauter Rosenkronen.
Hier ist es, wo, im Schooß der lieblichsten Natur,
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Dort zitterte, halb licht, ein Sterngewölk [4]) empor.
Es wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun stürzte Sirius [5]) sich in die Huldigung
Der Feiernacht, wie eine hehre,
Auflodernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Glut, mit seinem Flammen-
meere.

1) Die Lyra, ein (schon vorher erwähntes) nördliches Sternbild.

2) Aeolsharfe, ein Saiten-Instrument, dem durch den Luftzug schmelzende Töne entlockt werden.

3) Arctur ist ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Boten, dem sogenannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen röthlichen Lichte.

4) Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölk erscheinender Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

5) Der Sirius ist ein lebhaft funkelnder Fixstern, der glänzendste am Himmel, und befindet sich südlich im Sternbilde des großen Hundes.

In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus [1]),
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinterm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit, und vollem Ueberfluß
Von Lebenskräften ausgestattet.
Und näher säuselte der Hain,
Der meine Venus [2]) überschattet,
Dieß liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrtendecken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsucht löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —

So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der Sphären.
Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott [3])? —

1) Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, in neuern Zeiten entdeckter Planet, der 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt ist.

2) Die Venus ist ein sehr strahlender Planet, eben der, der am Abend — Abendstern, am Morgen — Morgenstern (Lucifer) genannt wird. Er zeigt sich des Abends zuerst, und verschwindet am Morgen zuletzt.

3) Der Dichter kommt hier wieder auf den Satz zurück, von dem er ausging, daß nämlich der bestirnte Himmel für

Bei jenen flammenden Altären
Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrscht ein Gott!
Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,
Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!
Dort betet die Vernunft: Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt:
Dort findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist.

das Dasein eines Gottes zeuge. Nachdem er unsern Blick zu dieser Unermeßlichkeit des Weltalls erhoben hat, fragt er: und wie, diese Harmonie der Welten sollte ein Ungefähr seyn? — Nein, hier ist Gott, hier erkennt ihn anbetend die Vernunft, selbst dann, wenn die Grübelei (der in philosophische Spekulationen sich verirrende Geist) das Dasein desselben bezweifeln sollte. Dort muß ihn der Glaube finden, der als Resultat einer höhern Weisheit aus dem Gemüthe des Tugendhaften hervorgehen muß.

Ode auf einen Granatapfel.

Von Karl Wilhelm Ramler.

[Diese Ode ist eine der lehrreichsten, die Ramler gedichtet hat, und in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig. Denn sie kann nicht nur als Beispiel des einsichtsvollsten Gebrauchs der Allegorie, und der sinnreichsten Anwendung Griechischer Mythologie auf neuere Begebenheiten, sondern auch als Muster des feinsten Lobes, des gewähltesten Ausdrucks, und der wohlklingendsten Versifikation angesehen werden. Zu-

gleich enthält sie den Beweis, mit welchem Reichthum neuer und anziehender Ideen das Genie auch einen minder fruchtbaren Stoff auszustatten weiß. — In allen diesen verschiedenen Beziehungen verdient diese Ode ein vorzüglich aufmerksames Studium, daher wir sie sowohl nach der ältesten als der neuesten Leseart (letztere in Ramlers poetischen Werken, 1 Th. Berlin 1800, Seite 130 — 132) kennen lernen, und ihren poetischen Werth hier ausführlicher entwikkeln wollen. Möge diese genaue Entwickelung zugleich eine Huldigung des verblichenen Dichters seyn, dessen Andenken bei dem veränderten Geschmack neuerer Zeit zu verlöschen scheint!

Die Veranlassung zu dieser Ode gab ein Granatapfel, der 1749 in Berlin zur Reife kam. Ein seltner Fall im nördlichen Deutschland! denn der Granatbaum (punica granatum) entfaltet uns sonst, auch bei der sorgsamsten Pflege, nur seine purpurne Blüthe, und verlangt das südliche Klima in Afrika, Italien, Spanien und dem mittäglichen Frankreich, um seine saftreiche und gesunde Frucht dem müden Wandrer zur Erquickung darzubieten. Sein Stamm hat die Höhe eines Rosenstrauchs, sein Blatt ist lanzetförmig und spielt röthlich. Die purpurne Blüthe, welche fünf Kronenblätter hat, gleicht einer vollen Nelke, und erzeugt einen Apfel in der Größe einer Renette, mit einer, auf beiden Seiten etwas niedergebogenen Krone. Die Schale ist inwendig roth, runzlicht, dicht und zerbrechlich, daher sie bei der Reife gewöhnlich aufspringt, und das Innere sehen läßt, das in kleine Zellen abgetheilt ist, angefüllt mit vielen auf einander liegenden, fleischigen Körnern von einer schönen rothen Farbe, die einen Saft von lieblichem Geschmack enthalten.

Eine so schöne und bei uns so seltene Frucht mußte allerdings die Aufmerksamkeit der Berliner auf sich ziehen. In unserm Dichter dagegen erregte sie erhabene Ideen. Sie erinnert ihn an das schöne Alterthum, denn er sieht in ihr den Apfel Proserpinens, den er hier nicht suchen durfte, und der in ihm die nahe liegenden Vorstellungen von allen bei uns sonst nicht gekannten Schönheiten der Natur und der Kunst hervorbringt, die den dürren Boden Berlins in eine Tempe umgewandelt haben. Sehr natürlich war es ihm, durch diese Idee auf seinen Friedrich geleitet zu werden, der ja als Schöpfer aller dieser Schönheiten da steht, und dem Dichter in allen seinen Oden als der höchste und würdigste Gegenstand seiner Gesänge erscheint. So wird unvermerkt die ganze Ode durch die geschickte Anwendung, welche der Dichter von seinem Stoffe macht, ein feines Lob auf den großen König.]

*

(Nach der neuesten Ausgabe).

1. Find ich dich hier in deiner grünen Krone *)?
Zerspaltest du die purpurrothe Brust

*) Die erste Stanze hat durch die Veränderungen sehr gewonnen. Nicht nur die Verwunderung der Muse, die Frucht des Südens in einer so nördlichen Gegend zur Reife gediehen anzutreffen, ist durch die Worte: hier und an dieser Sonne viel bestimmter ausgedruckt, sondern auch die Lebhaftigkeit der Vorstellung durch die rasch auf einander folgende Fragen sehr verstärkt worden. Die Erwähnung der Mythe von Proserpinens Genuß des Granatapfels im Reich des Pluto wird durch den Ausruf: o Apfel Proserpinens bequemer als vorher eingeleitet, und die Frucht selbst durch die entgegengesetzte Vorstellung des Nektars noch mehr gehoben. In der ältern Leseart ist dieser Umstand zu gedehnt und historisch; in der neuern ist er mehr wie eine absichtlose, aber angenehme Erinnerung hingeworfen.

An dieser Sonn'! o Liebling der Pomone [1])!
O Apfel Proserpinens [2])! (die mit Lust
Und Wollust [3]) deine goldnen Körner
Im Reich des Höllengottes aß,
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaß.)

2. Der Erdball ändert sich [4]), das Meer entfliehet,
Und macht dem Pfluge Raum [5]); der Fels sinkt ein;

1) Pomona ist die Göttinn der Gartenfrüchte.

2) Proserpina oder Persephone war eine Tochter des Jupiter und der Ceres, dieser Göttinn des Getreides. Die Mythe erzählt, sie sey vom Pluto, dem Gott der Unterwelt, entführt, und als seine Gemahlinn und Mitherrscherinn in das Schattenreich versetzt worden. Ceres erhielt auf ihr Bitten die Erlaubniß, ihre Tochter wieder herauf zu holen, jedoch unter der Bedingung, daß sie noch nichts in der Unterwelt genossen habe. Es ward aber verrathen, daß sie einige Granatkörner gekostet, und so wurde ihr nur verstattet, einen Theil des Jahres im Olymp zuzubringen.

3) Lust und Wollust machen hier keine Tautologie (gleich bedeutenden Ueberfluß); denn jenes bezeichnet das zum Kosten durch die Schönheit der Frucht gereizte, dieses — das durch ihren Wohlgeschmack befriedigte Verlangen. Dennoch liegt in dem Gleichlaut und der scheinbaren Synonymität etwas nicht Gefallendes. — Auch möchte das nachfolgende ferner wohl nur dem Reim sein Entstehen zu verdanken haben, da es, wenn nicht müßig, doch wenigstens sehr prosaisch ist.

4) Zweite Stanze. Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres, wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Diese Veränderungen beziehen sich sowohl auf den Garten- und Blumen-, als auf den Feldbau.

5) Und macht dem Pfluge Raum — zielt auf die kluge Benutzung des vom Meere verlassenen Landes, und ist daher unbedenklich dem unbestimmten und deckt uns Wunder auf vorzuziehen.

Und, o Berlin! dein dürrer Boden blühet.
Pomona füllt ihr Horn in dir allein,
In dir kann Flora nach Begehren
Sich tausendfache Kränze drehn [1]),
Und ganz verdeckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn [2]).

3. Und fremde [3]) Bäum', ihr junges Haupt
umschoren [4]),

(Nach der ältesten Ausgabe).

O die du dich zur Königinn der Früchte
Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens *) Kind, an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die purpurrothe Brust,
Die Proserpinen ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb,
Und machte, daß sie ferner
In Plutons Armen blieb.

1) Der Gedanke, daß jetzt alle Arten von Blumen in Berlin gezogen werden, ist in der neuen Leseart viel deutlicher und zugleich poetischer ausgedrückt.

2) Ceres, die verdeckt in Aehren geht, ist ein richtigeres und mahlerischeres Bild des guten Getreidewuchses, als das frühere — mit gesunkenen Aehren.

3) Dritte Stanze. Die Vertauschung des Worts zart gegen fremd macht den Satz gedankenreicher, denn es erinnert zugleich an die mancherlei Arten ausländischer Bäume, die um Berlin gezogen werden.

4) ihr Haupt umschoren ist eine Griechische Konstruktion, welche die Lateiner aufgenommen und auch die Deutschen sich angeeignet haben (et teneras arbores por-

*) Aurora, die Göttinn der Morgenröthe. Ein Kind der Aurora nennt der Dichter den Granatapfel, wegen der purpurrothen Farbe.

Bringt dir Sylvan [1]), und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
Die mir und allen Künsten offen sind [2]),
Die jetzt auf Flügeln Dädals eilen [3]),

Der Erdball ändert sich! das Meer entfliehet,
Und deckt uns Wunder auf; der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet.
Pomona füllt ihr Horn in dir allein,
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres gehn.

tat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus). — In mehrern öffentlichen und Privatgärten zu Berlin, Charlottenburg und Potsdam findet man Hecken, Alleen und Irrgänge von jungen gerade geschornen Bäumen — eigentlich ein verderbter französischer Geschmack, dessen Steifheit dem feinern Natursinn der neuern Zeit hat weichen müssen.

1) Sylvan ist ein Waldgott, der, um die Nacht des Waldes zu bezeichnen, einen Cypressen-Zweig in der Hand trägt, (teneram ab radice ferens, Sylvane, cupressum. Virgil), der zugleich das Freudenlose und Melancholische seines einsamen Aufenthalts bedeuten sollte, daher dieser Gott auch den Landleuten furchtbar war. — Bringt dir Sylvan druckt mehr Absichtliches der Handlung aus, als trägt.

2) Die alte Leseart umsonst bedurfte einer Abänderung, da dieses Wort durch seine Zweideutigkeit leicht einen Mißverstand veranlassen konnte, indem es die Begriffe von unentgeltlich und vergebens (letztern Begriff hier) in sich vereinigt.

3) Die letzten vier Zeilen, die in der ältern Leseart einen besondern Satz bilden, sind in der neuern weit schicklicher in eine Periode mit den vorhergehenden verschlungen worden. — Dädals Flügel ist offenbar poetischer und richtiger,

Hoch über Meer und über Land,
Bleimaße, Meißel, Feilen [1])
In ihrer harten Hand.

4. Urplötzlich sind der Felsen graue Rücken

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Selbstirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädals Federn,
Und kommen über Meer und Land,
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

als Dädals Federn; denn in der Zusammensetzung der Federn zu Flügeln bestand ja das Kunststück jenes großen mechanischen Künstlers, der, da Minos, König von Creta, ihn in dem, vom Künstler selbst erbauten Labyrinthe gefangen hielt, mit seinem Sohne Ikarus sich Flügel machte und entkam. Ikarus aber erhob sich gegen die Warnung des Vaters zu hoch, die durch Wachs verbundenen Flügel zerschmolzen an dem Sonnenstrahl, und er fand seinen Tod im Meere, das man nach seinem Namen das Ikarische nannte. Die alte Welt schreibt dem Dädalus überhaupt viele Erfindungen zu, unter andern die Säge, die Töpferscheibe und die Seegel, und aus dieser letztern Erfindung entstand wahrscheinlich die Fabel von den Flügeln.

1) Diese Werkzeuge haben zugleich auf die Bildhauerkunst Bezug, die Dädalus vervollkommnete, und deren Werke in der folgenden Stanze erwähnt werden, daher diese Leseart Vorzug verdient.

Vierte Stanze. Diese Stanze ist mit dem vorhergehenden viel genauer als in der ältern Leseart verbunden. Kaum sind die Künste heimisch geworden, so erblickt man auch schon ihre Wirkungen, denn urplötzlich sind der Felsen graue Rücken zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt. — Der

Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt [1]),
Die rund umher der Pyrrha [2]) Kinder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich, und halb beseelt.
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen

Ausdruck Seegebürge ist, da solche eigentlich nur in Seegegenden vorkommen, mit Recht gegen Felsen vertauscht werden. Der Pyrrha Kinder erwecken den Gedanken an Statuen schneller und lebhafter, als der vormals gebrauchte Ausdruck Wunder. Das, am Schlusse der Stanze in der schönen Allegorie

Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon:
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

erwähnte Akademie-Gebäude leitet die Muse des Dichters auf die Untersuchungen der Gelehrten, und die Belehrungen, welche von ihnen für die Völker ausgehen.

1) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht sind vereint. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dom sind Zeugen davon, und können, wegen ihres großen Umfangs, mit Felsen verglichen werden, deren Inneres man mit großer Arbeit ausgehöhlt hat.

2) Phyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth (einer Ueberschwemmung, die in der Sagengeschichte aller Völker gefunden wird), allein übrig, denn ihr schwimmender Nachen ließ sich auf dem Berge Parnassus nieder: sie warfen, nach dem göttlichen Orakel der Themis (der Göttinn der Gerechtigkeit) mit verhülltem Angesicht Steine hinter sich, woraus Menschen erwuchsen, — eine Dichtung, welche die ursprüngliche Anlage des Menschen zum Unbiegsamen, Harten und Kriegerischen versinnlicht. — Es ist ein schmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkt, da der Stein anfängt, Form und Leben zu gewinnen,

Erhebt sich euer Pantheon [1]):
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

5. Sagt, Sterbliche [2]), den Sphären ihre Zahlen,
Und sagt dem wilden Winde seinen Lauf,

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt,
Die rund umher der Pyrrha Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon:
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

1) Pantheon war ein, dem Jupiter geweihter Tempel in Rom, aus welchem jeder Priester sich einen Schutzgott wählen konnte, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, Wälder, Meere, Sonne u. s. w. herrschte, oder, der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hatte. — Hier ist das neue Akademie-Gebäude unter den Linden gemeint, welches auf der Brandstätte des alten Stalles und der alten Mahler- und Bildhauer-Akademie gebaut, und mit Götterstatuen geziert ist.

2) Sterbliche! So redet die Muse die Weisen sehr schicklich, und zugleich lobend an; denn für Menschen von einem so kurzen Leben ist die Erforschung der verborgensten Wirkungen der Natur ein so kühnes Unternehmen, daß auch der geringste glückliche Erfolg schon Bewunderung verdient.

Fünfte Stanze. Die neuen Lesearten dieser Stanze sind nicht unwichtig. Und lehrt dem wilden Winde etc. wurde vom Dichter wahrscheinlich darum abgeändert, weil lehren den Nebenbegriff von vorschreiben, was geschehen soll, mit sich führt. Da nun hier keine Gewalt über den Wind, sondern nur vermehrte Kenntniß und

Und wägt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf*),

Einsicht von seinem Laufe angedeutet werden sollte, so wählte der Dichter das gelindere sagen, das freilich auch nur elliptisch für vorhersagen steht. — Wilder Wind ist nicht nur mahlerischer als toller Wind, sondern verdient auch der Bedeutung wegen den Vorzug. Denn ein wildes Wesen handelt, wenn auch heftig, doch immer nach gewissen Gesetzen, welches bei einem tollen nicht der Fall seyn kann, daher sich auch über den Lauf des letztern nichts vorhersagen läßt. — Auch der Schluß der Stanze — Zeus an sein Ruhebette, zu seinen Füßen hing — ist offenbar dichterischer, denn in der letzten Wendung liegt die Idee, daß Jupiter über die von ihm erschaffene Natur erhaben sey, und als höchster Gott, außer der sichtbaren Welt lebe, so, daß der letzte Ring in der Kette der Wesen die Grenze der menschlichen Erkenntniß bestimmt.

*) Der Dichter läßt die Muse hier einige Gegenstände, mit denen sich die Gelehrten beschäftigen, namhaft machen, theils bekannte, wie die Zerspaltung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma, theils noch nicht hinlänglich bestimmte. Von dem Ursprung der Winde sehe man die Preisschrift der Berlinischen Akademie der Wissenschaften: Réflexions sur la cause générale des vents, par Mr. d'Alembert, so wie den zweiten Theil der Büffonschen Naturgeschichte, und die Abhandlung ihres Vorgängers, des Bacon de ventis. — Und wägt den Mond. Die Schwere des Mondes hat Newton durch den Druck desselben auf die Luft, und den fortgepflanzten Druck auf das Meer, und die dadurch verursachte Ebbe und Fluth zu berechnen versucht. — Deckt die Geburt des alten Goldes auf. — Ueber die Erzeugung der Metalle und besonders des Goldes, des seltensten, dichtesten und unzerstörbarsten unter allen, hat man zu allen Zeiten Untersuchungen angestellt. Das Beiwort alt wird hier dem Golde gegeben, um es allen den Mineralien entgegen zu setzen, die in kürzerer Zeit zu ihrer Vollkommenheit gelangen, und deren Ursprung also leichter zu ergründen ist.

Und steiget an der Wesen Kette*)
Bis dahin, wo den höchsten Ring
Zeus an sein Ruhebette
Zu seinen Füßen hing.

Sagt, Sterbliche, den Spähren ihre Zahlen,
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette
Bis dahin, wo der höchste Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing.

Nachstehende Stanze fehlt in der neuen Ausgabe ganz, hat aber in der ältern ihren Platz zwischen der fünften und sechsten:

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf**) durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte;
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich,

Wie

*) Alle Produkte der Natur stehen in einem Zusammenhang und bilden eine gewisse Stufenfolge. Das Mineralreich hängt zusammen mit dem Pflanzenreich, denn die Koralle hat an beiden Antheil. Eben so das Pflanzenreich mit dem Thierreich, denn die Mimose zieht sich bei der leisesten Berührung zusammen, und der Polyp sproßt wie ein abgeschnittener Zweig. Und wie nahe gränzt der Affe an den wilden Menschen! Aber der kultivirte Mensch? — hier sehen wir kein Mittelding zwischen ihm und dem höchsten Wesen, und doch ist es sicher da.

**) Der Hydrakopf ist der Kopf der Lernäischen Schlange, deren Erlegung zu den zwölf Wunderthaten des Herkules gehört.

Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun:
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

Warum hat der Dichter diese Stanze in der neuen Ausgabe weggelassen? Dachte er im Jahr 1772, als er die neue Ausgabe besorgte, anders von dem Erfolg der eingeführten Abkürzung der Prozesse, als damals, da er die Ode zuerst dichtete? Oder ließ er sie weg, weil ihm ihr Inhalt mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden nicht eng genug verbunden schien? Oder fand er sie der Feile nicht werth? Schwer möchte der wahre Grund anzugeben seyn, aber nicht zu leugnen ist es, daß durch Weglassung dieser Stanze mehr Zusammenhang zwischen der fünften und sechsten hervorgebracht ist, indem jene die höhere Geistes- und diese besonders die physische Kraft zu ihrem Inhalt hat. Die bürgerliche Ruhe und Ordnung (wovon die ausgelassene Stanze handelt) liegt gewissermaßen als Episode in der Mitte.

---

6. **Wohl dir, o du, durch meinen Freund *) regieret,**

*) Mit Recht nennt die Muse (Kalliope) den König, der selbst Dichter war, ihren Freund. Diese Stelle dient zum Beweis, wie fein der Dichter zu loben versteht. Nur einen Ausruf (wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret) zum Lobe des Königs, aber dieser eine Gedanke bezieht alles, was die Muse als neu, als schön und trefflich bewundert, auf den König, dessen Schöpfung dies alles war. Denn durch ihn hatte Berlin seine vornehmsten Verschönerungen erhalten. Er unterstützte den Feldbau, ermunterte zur Erzeugung fremder Gewächse, hob Künste und Wissenschaften empor, verstattete Preßfreiheit, und gab seiner Nation durch ruhm-

Athen an Geist, voll Muth wie Sparta [1]) war:
Es [2]) zog, von Kastors Liede gern verführet,

volle Heldenthaten einen Kriegsruhm und eine politische Wichtigkeit, dergleichen sie vorher in diesem Grade nie gehabt hatte.

Sechste Stanze. Die neue Leseart Athen an Geist, voll Muth wie Sparta war muß auch dem minder Gebildeten als glücklich einleuchten. Denn der Ausdruck Athen an Geist umfaßt alles Lob, das Berlin beigelegt werden konnte, und enthält zugleich einen schönen Gegensatz des darauf folgenden — voll Muth, wie Sparta war. Wie wahr ist der Athenienſische und Spartanische Charakter in einem einzigen Züge gezeichnet! Und welch einen hohen Begriff bekommt dadurch der Leser von der geistigen und physischen Kultur Berlins, das den Charakter beider Völker in sich vereinigen sollte! — Eben so ist es weit lokaler in Bezug auf Sparta, wenn es heißt; von Kastors Liede ꝛc. Auch zum Kampf hinausziehn entspricht mehr dem Charakter einer siegenden Nation, als — zum Tod hinausziehen. — Das geschmückte Haar, welches auf die Nebenidee von Weichlichkeit führte, ist eben darum in ein aufgebundenes verwandelt, das auch dem Spartanischen Costum angemessen ist. — In der alten Leseart: und alle, die den Kampf verloren, bestätigten durch einen Eid war der Ausdruck: durch einen Eid bestätigten zu feierlich und judiciell; bestimmter und minder gekünstelt ist die neue Leseart: erwiederten nicht ohne Neid.

1) Voll Muth wie Sparta war — bezieht sich auf den kriegerischen Charakter Sparta's, womit Berlin unter Friedrich II. verglichen wird. Sparta war nämlich zum Kriege geboren, aber es verbannete die Künste; Berlin liebt diese, ist aber kriegerisch wie Sparta.

2) Es, nämlich Sparta,

Zum Kampf hinaus mit aufgebundnem Haar [1]);
Die Feinde, die den Kampf verloren,
Erwiederten (nicht ohne Neid!)
Die Stadt [2]) sey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit. —

7. So sang Kalliope, die voll Entzücken

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war:
Es zog vom Schall der Flöte schön verführet

1) Die Spartaner zogen unter dem Schall einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind. So Leonidas kleine Schaar bei Thermopylä gegen die Horden des Xerxes.

2) Die Stadt ꝛc. geht auf Sparta, soll aber von dem Leser auf Berlin gedeutet werden. Dadurch wird das Lob versteckter und feiner.

Siebente Stanze. Bis dahin hatte die Muse Kalliope gesungen, jetzt redet der Dichter selbst. Das Beiwort kriegerisch Tuba ist charakteristischer als goldne. — Weil die Mahlerei keiner bestimmten Muse zugeschrieben wird, und überall auch nicht zum Reihentanz gehört: so wird der Pinsel lieber gegen Lauten und Flöten vertauscht. — Daß die andern Musen bei der Ankunft der Kalliope, die sich bei Betrachtung des reifen Granatapfels gleichsam verspätet hatte, schon im Tanz begriffen sind, vermehrt die Lebhaftigkeit. Durch die einzige Veränderung des Wortes Musen in Schwestern wird im vorletzten Verse Kalliope ungleich mehr als zuvor mit den andern Musen in eine Gruppe gestellt. — Verlarvt und im Zypressenkranz bildet einen schönen Gegensatz. Denn der Inhalt der Oper (unter dem Tempel Apolls wird hier das Opernhaus in Berlin verstanden) ist oft komisch, oft tragisch. Die Larve aber ist

Mit ihrer kriegerischen Tuba kam [1]),
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm [2]),
Wo schon mit Lauten und mit Flöten [3])
Verlarvt und im Zypressenkranz,
Sich ihre Schwestern drehten
Im schönsten Reihentanz.

In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:
Die Stadt sey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Kalliope, die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm,
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

das Merkmal der komischen, der Zypressenkranz — der tra-gischen Muse. — Nur den Ausdruck drehen möchte die neuere Poesie als zu prosaisch und unedel verwerfen.

1) Kaliope, als die Muse des Heldengedichts, unter-scheidet sich in den Abbildungen des Alterthums durch die Tuba (Drommete).

2) Der Tempel des Apollo ist das Opernhaus zu Berlin, das im Geschmacke des Alterthums angelegt, ein Meisterstück der Baukunst und eine Zierde Berlins ist, und als Tempel des Apollo auch die Aufschrift führt: Fridericus Rex Apollini et Musis.

3) Der Schluß bezeichnet den Tempel des Apollo als un-ser Opernhaus näher, denn die Oper erwächst aus Poesie, Musik, Dekorationen und Balletten.

Schlußbemerkungen.

Noch zwei Bemerkungen sind es, die wir bei dem Studium dieser Ode nicht übergehen dürfen.

Die erste betrifft die kluge Erfindung des Dichters, alles der Muse, und zwar der Kalliope, die am liebsten die Thaten des Helden besingt, in den Mund zu legen. Diese Fiction theilt nicht nur den mythologischen Anspielungen ein größeres Interesse und mehr Schicklichkeit mit, indem es sehr natürlich ist, daß die Muse alles auf die Griechische Welt bezieht, in der sie einheimisch ist, sondern führt auch das Lob Berlins und des Königs auf die feinste und ungezwungenste Art herbei. Denn, was ist gegründeter als die Verwunderung der Muse, hier in einem so nördlichen Klima die Früchte, die Kultur und die Künste ihres, einst so geliebten milden Griechenlands wieder zu finden! was der Erwartung gemäßer, als das Lob des Königs, der die Umschaffung einer Sandfläche in eine reizende Natur größtentheils allein bewirkte!

Die zweite Bemerkung betrifft den Wohllaut der Sprache. In jedem Vers nämlich findet man einen oder mehrere von den voll klingenden Vokalen A und O, oder einen Diphthong. Nicht leicht findet man über drei Konsonanten hinter einander, und sogar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen In jedem Vers sehen wir mehrere Male, daß, wenn ein Wort auf einen Konsonanten ausgegangen ist, das folgende mit einem Vokal anfängt, oder umgekehrt, daß ein Wort mit einem Konsonanten anfängt, wenn das vorige mit einem Vokal schließt. So ist es z. B. in den Zeilen: Pomona füllt ihr Horn in dir allein – die Weisen alle dienen — So sang Kalliope, die voll Entzücken 2c. Auch beleidigt kein Hiatus das Ohr, und

kein Reim kommt zweimal wieder, so wie er selbst ein und dasselbe Wort (in so fern es nicht zu den Partikeln gehört) in demselben Gedicht nicht wiederholt. Gewiß hat sich Ramler alle diese Regeln nicht in dem Augenblick der Begeisterung deutlich gedacht, aber doch hat er sie alle beobachtet, weil sie bei ihm in Saft und Blut übergegangen waren.

Zum Schluß dieser Bemerkungen muß noch erinnert werden, daß auch eine **dritte** Leseart vom Jahre 1749 vorhanden ist (S. Ramlers poetische Werke 1ster Th. Berlin 1808 Seite 25) mit der Ueberschrift: **Uraniens Lob Berlins**. Auch sie enthält mehrere bemerkenswerthe Abweichungen, und der Dichter läßt hier eine andere Muse, nämlich die **Urania** sprechen. Es muß indessen (um andern Materien nicht den Raum zu nehmen) hier genügen, die Freunde der Dichtkunst darauf bloß hingewiesen zu haben. Möchten Jünglinge an Ramlers Beispiel lernen, was es heißt, die Feile gebrauchen!

Der Triumph.

Eine Ode von K. W. Ramler.

[Der Inhalt dieser Ode ist die mit seltenen Talenten und großen Tugenden gepaarte **Bescheidenheit** Friedrichs II., der nach siegreicher Beendigung eines furchtbaren Krieges die Ehre eines Triumphs ablehnt, den ihm die Berliner bei der Rückkehr in seine Residenz 1763 zugedacht hatten. Hier wurden nämlich (wie Nicolai in seinen Anekdoten Friedrichs II., im 1sten Heft erzählt) große Anstalten getroffen, den König so glänzend als möglich zu empfangen, und dem

bewunderten Helden Europa's die öffentlichen Huldigungen seines Volks durch ein seltenes Gepränge darzubringen. Die Reichen hatten sich ihres Geldes entsagt, die Gelehrten ihrer Ruhe. Privatpersonen von großem Vermögen errichteten Kompagnien zu Fuß und zu Pferde, mit theuern Uniformen, und der Marquis d'Argens verließ nach sechs Monaten zum ersten Male sein Studierzimmer, und schmückte sich mit der goldgestickten Uniform, um sich einer Bürger Kompagnie anzuschließen. Eben dieser Marquis hatte auch dem Könige die Anstalten der Berliner und ihre Absichten geschrieben, und da er von ihm den Auftrag erhalten, den Berlinern unter der Hand zu sagen, sie möchten sich keine Mühe geben, denn er werde sehr spät am Abend ankommen; so hatte sich d'Argens beeifert, in seiner Gegenantwort, den König zu bewegen, daß er die Einholung annehmen, und den Berlinern ihre Freude nicht verderben möchte. Als nun endlich der dreißigste März, an dem die Ankunft des Königs bestimmt war, erschien, strömte alles, ungeachtet des kalten und unfreundlichen Wetters, zum Frankfurter Thore hinaus. Man wartete bis gegen Abend, und, als die Nacht anbrach, versah man sich mit Fackeln. Endlich erschien der König, der den Nachmittag das Schlachtfeld bei Kunersdorf besehen hatte, jetzt aber bei der nächtlichen Finsterniß hoffte, die Berliner würden ihr Vorhaben aufgegeben, oder aus Ungeduld sich zerstreut haben. Da er nun wider Wunsch und Erwarten das Gegentheil wahrnahm, und, unter dem Schein unzähliger Lichter von dem Vivatrufen des Volks bestürmt, sein Wagen sich nur langsam fortbewegen konnte, ward er in eine üble Laune versetzt, wich also, sobald er konnte, der Menge aus, und fuhr

durch einen Umweg aufs Schloß. — Diese Verzichtleistung des Königs charakterisirt den wahrhaft großen Mann, der fremdes Lobes und äußerlicher Ehre nicht bedarf, sondern zufrieden mit dem Bewußtseyn eigener Tugend, das Gute nur um des Guten willen liebt; und eine solche Größe muß denn auch die Wahl des Dichters rechtfertigen, der seine Muse einem solchen Könige weiht, und ihn zugleich vor jedem Verdacht des Eigennutzes und der Schmeichelei sicher stellen.]

*

Schäme dich Camill *),
Daß du mit vier Sonnenpferden

*) Ein trefflicher Anfang der Ode! Indem der Dichter Friedrichs Bescheidenheit als Sieger erheben will, beginnt er mit einem grellen Gegenbilde, mit dem Stolz der Römischen Triumphatoren. Diese prangten bei ihrem Einzug in Rom auf einem Siegeswagen, der sie auf das Römische Kapitolium trug, begleitet von einem Zuge Besiegter, die als Sklaven dem triumphirenden Feldherrn folgten, dessen Wagen von der jubelnden Volksmenge umjauchzt wurde. Zu diesen triumphirenden Feldherrn gehörte vorzüglich Markus Cajus Kamillus, der, am meisten berühmt durch die Vertreibung der Gallier und die Wiedereroberung Roms, schon früher die Einwohner von Veji, einer mächtigen Stadt Hetruriens, nach einem zehnjährigen Widerstand derselben, besiegt hatte. Diese Nachricht verursachte in Rom große Freude, die sich denn, nach Livius Erzählung, eben so lebhaft bei dem Triumph des Feldherrn aussprach. Der Einzug desselben war so feierlich, als noch nie einer gewesen war; alle Stände strömten ihm, der auf einem, von vier weißen Pferden gezogenen Wagen, prangend in die Stadt fuhr, entgegen. Zwar gefiel dies dem republikanischen Römer nicht, der es für Irreligion hielt, dem Phöbus durch ein Gespann von Sonnenpferden es gleich thun zu wollen, aber der Triumph war doch glänzend, und schmeichelte dem Stolz des Dikta-

In dein errettetes [1]) Rom zogst!
Und du, Romulischer Feinde
Glücklicher Sieger, o Julius [2]),
Daß dich, mit goldenen Städten und Schlachten,
Und mit Adlern und Spolien [3])
Deiner Brüder umgeben,

tors. — Wie weit größer (will der Dichter sagen) ist also Friedrich, der auch mächtige Feinde besiegt hat, aber nicht siegprangte, und also den Kamil beschämt. Indem er nun an diesen seine Anrede richtet, gewinnt die ganze Vorstellung an Kraft und Lebhaftigkeit.

1) errettet — weil die Einwohner von Veji den Römern sehr furchtbar waren, und schon mehr als einmal ihrer Stadt den Untergang gedroht hatten.

2) Julius Cäsar ward in seinen bürgerlichen Kriegen mit dem Pompejus und der republikanischen Partei durch glückliche Zufälle sehr begünstigt. So gewann er z. B. die Schlacht bei Munda nicht nur durch seine Tapferkeit und Kriegskunst, sondern, weil die Spanier den Muth verloren, indem sie glaubten, Labienus wolle sie verlassen. Dennoch triumphirte er wegen dieses Sieges, aber seinen Mitbürgern gefiel dieser Triumph nicht. — Die ältere Leseart: und du, Romulischer Heere rc. steht der neuern an Bestimmtheit sehr nach.

3) Die ältere Leseart hieß:

Daß dich, umgeben mit Städten und Schlachten
Aus nachahmendem Silber
Und aus Indischem Elfenbein
Und mit Adlern und Spolien rc.

Dies bezieht sich auf die Abbildungen der eroberten Städte und gewonnenen Schlachten, die Cäsar in Citrusholz, in Holz von dem Aegyptischen Akanthusbaum, in Schildkröte, in Elfenbein und in Silberblech bei seinem Triumph vor sich hertragen ließ. — Die gemachte Beute, und die den Besiegten abgenommenen Waffen oder Spolien (spolia) wurden vor

Zum hohen Kapitol dein stolzer Wagen trug [1]). —
Friedrich, ein Prinz der Brennen [2]),
Ward angefallen von Völkern Hungariens,
Von Illyriens Reitern und Daciens [3]);
Alle dem Zepter der Königinn zinsbar,
Die Vindobonens [4]) saatenreiche Fluren,
Und Austrasiens [5]) Auen beherrscht,
Und der Bajonen Gebirge [6])

dem Wagen des triumphirenden Feldherrn vorauf getragen, und da Cäsar über die Römer gesiegt hatte, so sah man unter den Spolien auch silberne Adler, dergleichen jede Legion einen hatte, und deren sie sich, wie wir der Fahnen, bedienten.

1) Der Triumphator zog über mehrere öffentliche Plätze und Straßen zu dem Kapitol hin, wo dem Jupiter ein Opfer gebracht wurde.

2) Brennen sind Brandenburger, so genannt von der Stadt Brandenburg, die zu den Zeiten der Wenden Brannibor hieß.

3) Illyrien und Dacien sind die alten Namen von Siebenbirgen und Croatien. Der Dichter bezeichnet durch die Menge der Völker zugleich die Menge und Stärke der Oestreichischen Heere.

4) Vindobonens Fluren begreifen Oestreich in sich. Vindobona ist Wien.

5) Austrasiens Auen (in der ältern Ausgabe Belgische Auen genannt) sind die Oestreichischen Niederlande oder Belgien. Das Königreich Austrasien entstand durch die Theilung der fränkischen Monarchie unter Kaiser Ludwigs Söhnen im J. 843, und begriff die Länder zwischen dem Rhein, der Mosel und Schelde in sich.

6) Der Bajonen (der Bojohämen, wie es in der alten Leseart heißt) Gebirge — ist das bergichte Königs-

Und Hesperiens goldene Gärten [1]);
Dieser erhabenen Fürstinn,
Deren Wohlfarth vom Himmel in
Sieben Sprachen erflehet wird [2]);
Deren Heere, geführt vom Stab' Eugens,
Ehmals unbezwinglich [3]), und itzt
Verbunden waren mit allen, die
Am Mäotischen, Kaspischen, Finnischen
Sunde [4]) wohnen, den rauhen

reich Böhmen, das seinen Namen hat von dem alt-deutschen Volke, den Boyern (jetzt Baiern), die aber schon zu den Zeiten des Augustus daraus vertrieben wurden.

1) Hesperien war den Griechen überhaupt das Land gegen Abend. So wurde denn auch zuweilen Italien von ihnen genannt. Hier versteht der Dichter Oestreichs (nun wieder errungene) Besitzungen in Italien, als Mailand und die Lombardei. Da diese Theile an herrlichen Produkten so reich sind, so nennt sie der Dichter Hesperiens goldene Gärten. Dies ist eine Anspielung auf die Gärten der Hesperiden, die in der mythologischen Geschichte des Herkules vorkommen. Die Hesperiden (Töchter des Hesperus) behüteten nämlich einen Garten, dessen Bäume goldene Aepfel trugen, die von einem großen Drachen bewacht wurden. Herkules aber erschlug den Drachen und pflückte die Aepfel.

2) In der Zeit, von welcher der Dichter spricht, ward Oestreich von der Maria Theresia beherrscht, in deren weitläuftigen Erbstaaten viele Sprachen gesprochen wurden.

3) Unter Eugen, dem Prinzen von Savoien, und Feldherrn der Oestreichischen Armee, siegten die Oestreicher über Türken und Franzosen.

4) Mit allen — das sind die Russen, denn die hier genannten drei Meere sind ungefähr die Grenzen des Russischen Reichs in Europa. Der mäotische Sund ist das Asovische Meer.

Samojeden, den Ostiaken,
Und dem Tartar am Sangarfluß [1]);
Einer Monarchinn dienstbar, Einer [2])
Die den weiten Umkreis
Ihrer Welten nicht kennt.
Auch trat zu ihnen der Söhne Sarmatiens
Selbsterwählter König [3]),
Und stellte seine Sachsen, ein treues Volk,
Mitten auf den Pfad des Siegers,
Unter eine Felsenburg [4]).

1) Die Samojeden bewohnen die nördlichsten und rauhesten Gegenden von Rußland und Sibirien, von der Dwina bis an den Jenisei, besonders am Ausflusse des Oby. Die Ostiaken wohnen mehr südwärts an beiden Seiten des Oby. — Der Sangarfluß ist wahrscheinlich der Sangari, ein großer Fluß der so genannten chinesischen Tatarei. Es wohnen zwar daselbst keine Tataren, aber dieser Name wird im weitern Sinne allen nord-östlichen Asiaten gegeben.

2) Das Reich der Russischen Kaiserinn Elisabeth betrug damals, nach Büschings Ausrechnung, über 300,000 geogr. Quadratmeilen. — Mit Recht durfte daher der Dichter wohl sagen: die den weiten Umkreis ihrer Welten nicht kennt.

3) Dies ist der König von Polen, August der III., der als Kurfürst von Sachsen dem Bündnisse Oestreichs und Rußlands gegen Friedrich II. beitrat. — Polen war damals ein Wahlreich, daher: selbsterwählter König.

4) Friedrich besetzte (1756) Sachsen, um von da aus in Böhmen einzudringen; dies war der Pfad des Siegers. Der Kurfürst August zog durch den Grafen v. Brühl die Sächsischen Truppen bei Pirna, nicht weit von der Festung Königstein zusammen, dies ist die Felsenburg. Hier verschanzten sie sich, und würden dem Könige das Eindringen

Und die hohen Satrapen Germaniens[1])
Fielen zahlreich dem Bunde bei.
Und die theuer erkauften Suenonen
Drangen aus dem beeis'ten Norden hervor:
Enkel der Helden, mit denen ein Jüngling
Europa und Asien schreckte[2]).

in Böhmen haben erschweren oder seinen Rückzug gefährlich machen können, wenn Brühl nicht vergessen hätte, für Proviant zu sorgen, weshalb sich seine Truppen sehr bald ergeben mußten. — Sehr wahr nennt hier der Dichter die Sachsen ein treues Volk; denn da Friedrich sie nach der Gefangennehmung zwang, unter seinen Truppen zu dienen, so liefen sie ihm fast sämmtlich fort, und zwar theils nach Polen, theils zur französischen Armee.

1) Satrapen Germaniens, sind hier die Deutschen Reichsfürsten, die auch schon in der Ramlerschen Ode auf ein Geschütz (S. Bardenhain Th. 1. S. 56) so genannt wurden. — Die Römer nannten die Statthalter der großen Provinzen in Persien Satrapen, und diese waren in der That sehr mächtig, denn sie herrschten in den ihnen anvertrauten Ländern unumschränkt, hatten ihren eigenen Hof, und führten Krieg und schlossen Frieden nach ihrem Gefallen, so, daß sie mindestens so mächtig waren, als unsre kleinen Deutschen Fürsten, die der Dichter leider sehr wahr zahlreich nennt.

2) Die Suenonen und die Schweden. Theuer erkauft nennt sie der Dichter, weil Frankreich sie mit in das Bündniß gegen Friedrich zog, unter dem schmeichelhaften Versprechen, sie mit Subsidien zu unterstützen, und ihnen zur Wiedereroberung von Pommern zu verhelfen. — Der Dichter will eine große Idee von der Schwedischen Macht erwecken, er nennt sie daher: Enkel der Helden, mit denen ein Jüngling Europa und Asien schreckte, wodurch er an den Schwedischen König Karl XII. und an dessen tapfere Truppen erinnert, die, ungeachtet von einem Jüngling geführt, wie Karl damals war, doch Heldenthaten verrichteten.

Und Gallien, das an zwei Meeren thront,
Dessen Fahnen und Wimpel
Unter allen Himmeln wehn[1]),
Ließ seinen Schwarm aus,
Gleich dem Heere schwirrender Grillen,
Die vor sich her ein blühend Land,
Und hinter sich Wüsten sehn[2]).

Aber, Thalia, laß ab
Die Flotten und Fußknecht und Reiter zu zählen!
Friederich, so sage, bekriegt
Von scheelsüchtigen, oder getäuschten,
Oder gezwungenen Fürsten,

[1]) Eine Umschreibung von Frankreichs Macht, die besonders aus seiner glücklichen Lage entspringt. — Fahnen und Wimpel zeigen, daß dieses Reich zu Land und zu Wasser mächtig ist. An den Wimpeln (Flaggen) erkennt man die Nation, der die Schiffe gehören; sie sind also in dieser Hinsicht ein Haupttheil des Schiffes, und stehen hier für Flotten (pars pro toto).

[2]) Im siebenjährigen Kriege standen die Franzosen nicht in dem Rufe großer Tapferkeit. Der Dichter bezeichnet daher ihr Gewicht als Feinde seines Königs von Seiten ihrer Menge und der durch sie bewirkten Verwüstung (Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges S. 121 und 122), indem er sie mit der furchtbarsten Landplage, den Heuschrecken vergleicht, die, wohin sie sich werfen, alles singend verheeren, folglich nur Wüsten hinter sich lassen, während vor ihnen ein blühendes Land ein ähnliches Schicksal erwartet. — Bestätigung enthält die neueste Zeitgeschichte. — Wie prächtig fürchterlich schon die orientalische Poesie die verderblichen Heuschrecken-Heere schildert, findet man in den Weissagungen Joels.

Kehrte nach sieben blutigen Jahren
So mächtig zurück, als er auszog,
Nur an Ehre größer,
Und triumphirte nicht! —
Siehe! er lenkt unserm Ehrenbogen aus [1]),
Und unsern goldbehängten Rossen,
Und besteigt den prahlenden Wagen nicht.
Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit
Ansehn, ist der Triumphe
Allerhöchster; — und des Dichters
Allerhöchster Triumph ist,
Diesen König besingen [2]).
Drum schweige du nie von ihm, mein Lied,
Stolzer, als der Ceïsche
Und der Thebanische Päan [3]),
Keinem Golde feil [4])

[1]) Diese Stelle erklärt sich aus der, oben erzählten, Veranlassung zu dieser Ode.

[2]) Eine schöne Stelle! der höchste Triumph des großen Mannes ist — das Bewußtsein seiner That. Das Gute bedarf nicht des fremden Lobes. Und einen solchen Mann besingen, ist zugleich der allerhöchste Triumph des Dichters, denn die Ehre und der Ruhm seines Helden fallen dadurch auch auf ihn zurück.

[3]) Dies sind die Loblieder des Griechischen Dichters Simonides, aus der Insel Kos oder Cea gebürtig, und des Pindar aus Theben.

[4]) Stolzer als, — und — keinem Golde feil. Simonides und Pindar sangen für Geld, welches unser Dichter nicht that, und daher sein Loblied den Liedern jener alten Dichter vorzieht. Mit Recht konnte dies Ramler von

Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch diesen Triumph verlenkt,
Und, deiner Töne nicht gewohnt,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt [1]),
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen [2]).

sich sagen, denn er drang sich seinem Könige nicht auf, schickte ihm nie seine Schriften, und Friedrich that auch für seinen Lobredner nie etwas. Um so reiner und unverdächtiger ist Ramlers Lob.

[1]) Dieser einzige Zug deutet sehr fein auf Friedrichs Abneigung gegen die Deutsche Literatur. — Auch diesen Triumph, den der Dichter seinem König bereitet, wird dieser daher nicht annehmen; denn er liebt und liest nur französische Dichter (Galliens Schwäne.) — Friedrichs Vorurtheil in Hinsicht auf Deutsche Sprache und Deutschen Geist ist bekannt, oft nur zu hart beurtheilt. Er achtete beide nicht, weil er sie zu wenig kannte, und das Schlechte der Deutschen Literatur zum Maaßstab seines Urtheils machte. Daß er nicht ungerecht gegen die Deutschen seyn wollte, sieht man deutlich aus seiner Schrift über die deutsche Litteratur (Berlin 1780) und aus seiner Unterredung mit Gellert in Leipzig, der ihm seine Fabel: ein kluger Mahler in Athen ꝛc. hersagen mußte, die dem König sehr gefiel, und ihn zu einer lobenden Aeußerung über den Fabeldichter bestimmte.

[2]) Wenn indessen Friedrich auch auf des Dichters Lobgesang nicht achtet; wenn er auch Frankreichs Sängern allein sein Ohr leiht: der Dichter will ihn dennoch besingen, denn — er ist ja der Erretter der Brennen. — Aber, da es nicht wahrscheinlich ist, daß auch andere Deutsche Dichter Lust haben werden, einen König zu besingen, der ihre Gedichte nicht lies't und von dem sie also weder Beifall noch Aufmunterung zu erwarten haben; so nennt er sein Lied unnachgesungen.

Schluß.

Schlußbemerkung.

Das Sylbenmaaß in dieser Ode ist sehr frei; denn die Verse sind theils jambisch, trochäisch und daktilisch, theils bestehen sie aus den verschiedenen Sylbenmaßen der Alten. Z. B. dessen Fahnen und Wimpel ist ein Pherekratischer Vers; — aber, Thalia, laß ab ist ein Archilochischer; — fielen zahlreich dem Bunde bei ist ein Glykonischer; — und Hesperiens goldene Gärten ist ein Alkmanischer; — und stellte seine Sachsen, ein treues Volk ist der elfsylbige Alcäische; — ihren Erretter unnachgesungen der zehnsylbige Alcäische Vers. Außerdem gibt es viele Verse, denen vorne eine Sylbe zugesetzt, oder eine abgenommen worden, so wie einige Halbverse.

Ludewig Theobul Kosegarten,

(gestorben im Oktober 1818).

Von diesem Dichter ist schon im 1sten Theil des Bardenhains S. 388 gesprochen worden. Außer seinen lyrischen Gedichten besitzen wir von ihm auch Legenden (2 Th. 1804), die zwar nicht alle den höhern Foderungen entsprechen, unter denen man aber doch manche vorzügliche antrifft. Nachstehende Legende ist besonders zur Deklamation geeignet, und mag hier nebst einigen andern von Langbein als Beispiel dieser Dichtungsart stehen. Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte veranstaltete der Verfasser 1812 unter dem Titel: Kosegarten's Dichtungen, Greifswalde 8. in 8 Bänden.

Das Amen der Steine.

Eine Legende von L. Th. Kosegarten.

[Die Legende gehört zur historischen Form der Poesie, denn sie ist die Darstellung einer wunderbaren Handlung, die als Begebenheit der kirchlichen Tradition angehört. Nach dem Geist des Mittelalters, in dem sie entstanden, faßte sie, nebst den Ritterbüchern, die Blüthe menschlicher Ausbildung in sich. Die Zeit der Reformation vernichtete ihren Einfluß auf die Religion und Moral; aber die Aesthetik nahm sich der verstoßenen an, und Herder erwarb sich das Verdienst, auf die Poesie und den tiefen Sinn, der in vielen Legenden liegt, zuerst wieder aufmerksam zu machen, und zugleich gewisse leitende Grundsätze für dieselbe aufzustellen. (S. Herders zerstreute Blätter Th. 6, S. 247 rc. rc.) — Es gehören zur Legende sowohl die Sagen von großen Aufopferungen im Dienste der Tugend, als auch die Ueberlieferungen von Wunderthaten der Heiligen, und manche lächerliche Nachricht, die bloß durch den finstersten Aberglauben fortgepflanzt werden konnte. Der Dichter hält sich indeß blos an die Möglichkeit der Begebenheit und an das poetische Leben des Stoffes.

Man hat ernsthafte und komische Legenden. In jener haben sich Herder, Justi und Kosegarten versucht, in dieser Göthe, Pfeffel und Langbein.]

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue, frohe Botschaft*).

*) Frohe Botschaft ist eine wörtliche Uebersetzung des Griechischen Wortes Evangelium.

Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft, sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und warten auf die Predigt."

Der blinde Greis erhub sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn*), wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete,
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sichs geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich und dein die Kraft, und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten," —
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!

Der Knab' erschrak; reumüthig kniet er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
Sohn, sprach der Greis, hast du denn nicht gelesen:
„Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrein?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!

*) erklärt bis — in die Ewigkeiten muß mit feierlicher Langsamkeit und in dem Tone des andächtigen Gefühls gesprochen werden.

Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
So wird im Stein' ein Menschenherz sich regen!"

August Fried. Ernst Langbein.

A. Fr. E. Langbein ist geboren zu Radeberg bei Dresden 1759, war ehemals Geheimer Archiv-Kanzlist in Dresden, und privatisirt jetzt seit vielen Jahren in Berlin. Wir haben von ihm eine aus 2 Theilen bestehende Sammlung von Gedichten mit Kupfern, Leipzig 1800. Sein vorzüglichstes Talent hat er gezeigt in der poetischen Erzählung, in der er nächst Bürger und Göcking die meiste Leichtigkeit und Gewandheit haben möchte. Seine Sprache ist jedoch nicht durchweg rein und edel, und der Stoff seiner Erzählungen nicht selten schlüpfrig, daher von ihm weniger für die Deklamation entlehnt werden kann, als sein dichterisches Talent wünschen läßt. — Nachstehende zwei Legenden gehören zu der scherzhaften Gattung.

Die Heilung wider Willen.

Eine Legende von A. F. E. Langbein.

Ein Heiliger von Ansehn und Gewicht
Durchzog einst Dörfer, Städt' und Flecken.
Warum er's that, gefiel der Chronik nicht,

Mir im Vertrauen zu entdecken.
Er zeichnete mit Wundern seine Bahn,
Gichtkranke hüpften ihm voran,
Von Stummen hörte man sein Lob ringsum ver-
breiten,
Und Blinde sahen ihn von weiten.

Zwei Hinkende, für die bisher
Ein frischer Nahrungszweig an dürren Krücken
blühte,
Erschraken ob der neuen Mähr,
Und bebten vor des Arztes Güte.
Sie flohn ihn über Berg und Thal,
Schon in der Ferne von drei Meilen;
Allein was half ihr athemloses Eilen?
Zufällig schoß denselben Weg ein Strahl
Der edlen Kraft, Gesundheit zu ertheilen.
Ein unsichtbarer Schlag entriß der Bettler Hand
Das treue Holz, das ihnen Brod erworben.
Kurz, dies Gespann, das jetzt auf festen Füßen stand,
Sah sich im Nu geheilt und auch im Nu verdorben.

Der Ziegenbock.

Eine Legende von A. F. E. Langbein.

Der heilige Patriz vertrieb sich oft die Zeit
Durch Spiel und Scherz mit einem Ziegenbocke.
Matz war auch wundersam gescheid,
Und meckerte, wie eine Silberglocke.

An seinen Sprüngen fand der alte, gute Mann
Ein immer neues Wohlbehagen.
Doch ließ er auch den Schäker dann und wann
Zur Küche Holz und Wasser tragen.

Einst kam das Böcklein nicht nach Haus.
Ein Räuber metzelt' und zerstückte
Das arme Thier für sich zum Schmaus.
Der hochbestürzte Bischof schickte
Die Schwärme seiner Diener aus;
Allein sie kehrten heim mit traurigem Verkünden,
Daß es nicht möglich sey, den Räuber auszufinden.

Ein Donnerschlag für unsers Priesters Ohr!
Er stand vor Schrecken starr, gleich einem Meilensteine,
Und trug am Sonntag der Gemeine
Das Schelmstück von der Kanzel vor.
Der Schnapphahn saß dabei und suchte sich zu fassen,
Doch ihn verrieth Erröthen und Erblassen.

Schon längst verdächtig war der Mann.
Drum sah der Bischof ihm mit Grimme
Scharf in's Gesicht, und rief mit eines Löwen Stimme:
„Matz! Matz, wo bist du? Sag' es an!" —

O Wunder, kaum begann er so zu fragen,
Da meckerte das Böcklein aus dem Magen
Des Diebes hell und klar herauf,

Der Bube floh im vollen Lauf:
Man hielt ihn aber fest am Kragen,
Und es gelang ihm nicht, sich durch das Volk zu
schlagen,
Er ward dem Bischof vorgeführt,
Und beichtete, dem Schein nach, tief gerührt,
Er habe leider! höchst vermessen
Den werthen Bock geschlachtet und gegessen.

„Schufft!" rief Patriz, vom Zorn entbrannt:
„Wo ist die Haut? Hast du sie auch gefressen?"*) —
„O nein, sie liegt verscharrt in meines Kellers
Sand!"
Erwiederte der Arrestant;
Und schnell, auf einen Wink des Oberpriesters,
machten
Sich Leute fort, die bald das scheckige Gewand
Des Todten glücklich überbrachten.

Der Bischof gab das Fell in seiner Diener Hand,
Ließ es fein säuberlich entfalten,
Und, wie im Leben ausgespannt,
Dicht an den Mund des Räubers halten.
Dann hob er seinen krummen Stab,
Und sprach das Machtwort aus: „Komm, Matz,
verlaß dein Grab!" —
Urplötzlich sah man jetzt des diebischen Gesellen
Verschrumpften Häringsleib, wie eine Pauke,
schwellen,
Und drin entstand ein gräßlicher Rumor.

*) Unedel.

Der Mund zerriß von Ohr zu Ohr,
Und rasch, zum höchsten Volksvergnügen,
Kam durch dieß angelweite Thor
Der Bock in seine Haut gestiegen,
Sprang munter und gesund an seinem Herrn empor,
Und Meister Dieb lag in den letzten Zügen.

Nun wandte sich, mit heiterm Sinn,
Der Bischof zu dem Volke hin,
Und sprach: „Dieß Beispiel mag euch lehren,
Das Eigenthum der Geistlichkeit zu ehren!" —

Christoph Martin Wieland.

Ch. M. Wieland ist geboren den 5ten September 1733 zu Holzheim, unweit Ulm, und als Altvater der Deutschen Dichter 1813 den 21sten Januar auf seinem Landgute zu Oßmannsstätt, eine Meile von Weimar, gestorben.

Schon früh durch seinen Vater (einen Prediger) für die Wissenschaft gebildet, las er den Virgil und Horaz in einem Alter, in welchem der gewöhnliche Kopf oft kaum mit den Anfangsgründen der Sprache bekannt ist. Im 17ten Jahre ging er nach Tübingen, mit dem Vorsatz, die Rechte zu studiren; aber der feurige Jüngling, zum Dichter geboren, lebte hier mehr den Musen als den Rechten, und verfertigte mehrere kleinere und größere Gedichte, die er

dem größten Kritiker damaliger Zeit, dem Schweitzer Bodmer zusandte, und dadurch den Grund zur nachherigen Freundschaft mit diesem Gelehrten legte. Denn Bodmer lud ihn in der Folge zu sich ein, und Wieland lebte 5 bis 6 Jahre in Zürich ganz den Musen und seinen Studien. Im J. 1760 ward er Kanzleidirektor in seiner Vaterstadt, vertauschte aber diese Stelle neun Jahre nachher gegen eine Professur der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu Erfurt, wohin man ihn berufen hatte. Hier machte er Bekanntschaft mit der verwittweten Herzoginn Anna Amalia von Weimar, einer Freundinn der schönen Künste, und wurde von ihr zum Lehrer und Erzieher ihrer beiden Prinzen berufen, über welche sie die Vormundschaft führte. Auf diese Art erhielt unser Dichter Gelegenheit, sich nicht nur um die Bildung eines Landesfürsten verdient zu machen, sondern auch seine glückliche Muße zur Ausarbeitung einer Reihe von meisterhaften Werken in Prosa und Versen anzuwenden, wodurch er die Ehre der deutschen Litteratur geworden ist.

Mit dem Titel eines herzogl. Hofraths und einer Pension verließ er dieses edle Fürstenhaus, und verlebte den Rest seiner Tage zu Oßmannsstätt, glücklich in dem reichen Schatz seiner Erkenntniß, mehr sich selbst und einer frohen Rückerinnerung ruhmvoll benutzter Vergangenheit, als der Zukunft, — geachtet, und als Dichter und Gelehrter gepriesen von seinen Zeitgenossen, und unsterblich in den Jahrbüchern deutscher Litteratur.

Kein neuer Dichter hat so viel und so mancher-

lei geschrieben, und so viel tiefsinnige Weisheit mit so viel Witz, Leichtigkeit und Anmuth vorgetragen; denn seine sämmtlichen Werke umfassen 32 Bände und 6 Supplement-Bände (Leipzig 1794 — 99). Er durchstreift das ganze Gebiet menschlicher Einsichten, und weiß, wie Küttner sich ausdruckt, was auf Erden und im Orkus geschieht. Eine blühende Phantasie und ein unerschöpflicher Witz, ein tief eindringender philosophischer Geist, feine und richtige Empfindung und die reichhaltigste Belesenheit in den Alten wie in den Neuern sind kenntlich in allen seinen Schriften. Er weiß die abstraktesten Begriffe durch die Zaubereien seiner Beredsamkeit sinnlich und anschauend zu machen, und sich in alle Zeiten, und unter alle Völker zu versetzen; er beobachtet jedes Kostume sehr genau, und weiß die Wahrheit mit dem Wunderbaren, sinnliche Bilder mit geistigen, und das Abenteuerliche mit der ernsthaften Moral zu vermischen. In seinem Agathon scheint er zum Griechen, und in seinen romantischen Gedichten, besonders im Oberon, zum fahrenden Ritter umgeschaffen zu seyn, der unter Feen und Zauberern und Ungeheuern wandelt. Alle seine Gedichte sind voll von Anspielungen, Gleichnissen und Parallelen aus alten und neuen Zeiten; Verstand, Gemüth und Phantasie werden überall gleich befriedigt; in seinen Versen ist kein Zwang, kein Ueberfluß, kein matter und falscher Gedanke. Er ist eben so stark in komischen und lächerlichen Gemälden, als in rührenden oder sittlichen Schilderungen. Alles, was die Weisen es Alterthums Großes und Schönes gesagt, und die

Neuern Tiefes und Gründliches gedacht haben; alles — was überhaupt in den Schriften der besten Köpfe Bewunderung erregt, trifft zusammen in seinen unsterblichen Werken.

Freilich sind seine Arbeiten auch nicht tadelfrei. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß seine üppige Phantasie ihn öfters über die Grenzen des Schönen hinausführe; daß seine Fictionen nicht selten unwahrscheinlich, seine Gemälde schlüpfrig wären; auch sey seine prosaische Schreibart — an der man die Feile zwar nicht verkenne — nicht ganz rein und präcise, oft redselig und schwerfällig. Gewiß ist es, daß dieser Tadel nur einzelne Stücke der Wielandschen Werke treffen kann, eben so gewiß aber auch, daß nicht alles, was er geschrieben, die Phantasie rein erhält, also wenigstens Jünglingen nicht ohne Wahl und Behutsamkeit zu empfehlen ist. Uebrigens muß man bei diesem Dichter besonders zwischen seinen frühern und spätern Werken sorgfältig unterscheiden. Bis etwa 1760 war er den Einflüssen der Franzosen, Italiener und seines Freundes Bodmer unterworfen, wovon seine damaligen Schriften zeigen, nachher reifte, veredelte und befestigte sich sein Geschmack, so wie die Masse seiner Einsichten mehr Zusammenhang gewann, durch das Studium der Griechen. Seine Werke enthalten epische Gedichte (der geprüfte Abraham; Cyrus; Idris; der neue Amadis; Oberon); Erzählungen; didaktische Gedichte (Musarion; die Grazien; Endymion); poetische Episteln; lyrische Gedichte; Trauerspiele; Opern (Alceste, Rosamunde) und Kantaten; Romane (Geschichte des

Agathon; der goldene Spiegel; die Abderiten); Dialogen; Uebersetzungen (Shakespear's theatralische Werke; Horazens Briefe und Horazens Satyren; Lucians sämmtliche Werke) und viele Schriften kritischen, philosophischen, politischen, historischen und litterarischen Inhalts. Ein großer Theil seiner Schriften ist in neuere Sprachen, besonders in's Französische übersetzt.

Alexander und Diogenes.

Zwei Bruchstücke aus den Dialogen des Diogenes von Sinope. Von Ch. M. Wieland.

[Zu den prosaischen Schriften Wielands gehören auch seine Dialogen des Diogenes von Sinope, ein Buch, dem eine alte Handschrift zum Grunde liegen soll. Alle die Einfälle, Reden und Thaten, die von den ältern Schriftstellern dem Diogenes beigelegt werden, oder, die wenigstens, seinem Charakter nach, ihm angehören könnten, sind hier, wo er selbst redend und handelnd eingeführt wird, in dialogischer Form mitgetheilt. Eine der interessantesten Stellen ist die Unterredung des Alexander und des Diogenes. Dieser cynische Philosoph in Korinth dehnte nämlich den Grundsatz des Sokrates: man muß so wenig bedürfen als möglich, — so weit aus, daß er den Griechen als ein Sonderling erschien, und von ihnen wegen seiner schmutzigen Lebensweise sogar ein Hund genannt wurde. Er ging nämlich mit einem ungeschornen Bart, mit einem schmutzigen und zerrissenen Mantel, ohne Sohlen, trug einen Bettelsack auf dem großen Rücken, und wohnte in einer

Tonne. Dabei aber war er einer der denkendsten und scharfsinnigsten Geister seiner Zeit, von dem man die klügsten Antworten und Reden aufbewahrte, und der in sich das Bild des höchsten Gleichmuths und der größten Genügsamkeit aufstellte. Alexander, der bei seiner Ankunft in Korinth von diesem Sonderling hörte, war begierig, ihn kennen zu lernen, denn er fühlte, daß, — wenn er nicht Alexander wäre — er Diogenes seyn könnte. Er ging zu ihm. Ein König besucht einen Bettler! — — Dieser lag eben vor seiner Tonne und sonnte sich. Und hier fiel nun zwischen zwei merkwürdigen Menschen — jeder groß in seiner Art — jene lehrreiche Unterredung vor, die uns Wieland so anziehend zu machen weiß. Dort sehen wir den stolzen Eroberer, der Gnade anbietet; hier den stolzern Bettler, der die Gnade verschmäht. Denn wenn es schon wahr ist, was jener Dichter (Göthe in Herrmann und Dorethea) sagt: D i e A r m u t h s e l b s t m a c h t s t o l z, d i e u n v e r d i e n t e, so gilt dies wohl noch weit mehr von der f r e i w i l l i g e n selbsterwählten Armuth, die großmüthig auf die Reichthümer und Bequemlichkeiten des Lebens Verzicht leistet, und eben dadurch eine seltene und hohe Seelenstärke verräth, der nur wenige Weise nachzufliegen im Stande sind. Wegen dieser an äußerer Würde sich entgegen gesetzten, und doch wieder in einem Punkt sich berührenden Charaktere sind nachstehende Bruchstücke vorzüglich brauchbar für die Deklamation, und können mit einigen Abänderungen theils von einem Einzelnen erzählungsweise, theils von zweien, ganz dialogisch vorgetragen werden.]

*

Ich lag an einen schönen herbstlichen Tag unter einer Cypresse im Kranion*), und genoß des Sonnenscheins, der alten Leuten in dieser Jahreszeit so angenehm ist, als ich unvermerkt in den Träumereien, denen ich mich zu überlassen pflege, wenn ich nichts zu denken habe, von einem Unbekannten gestört wurde, der in Begleitung etlicher andrer, welche etwas besseres als seine Sclaven, aber doch nicht seines gleichen schienen, auf mich zuging. Ich gab anfangs nicht darauf acht, — aber da er mich anredete, fing ich an zu merken, daß jemand zwischen mir und der Sonne stand. —

Bist du, sagte er, indem er mich mit einer gewissen Dreistigkeit, die bei gemeinen Leuten Unverschämtheit genannt wird, mit den Augen maß, — bist du dieser Diogenes, von dessen Charakter und Launen man im ganzen Griechenlande so viel zu erzählen hat?

Ich betrachtete meinen Mann nun auch etwas genauer als anfangs. Es war ein feiner junger Mensch, mittelmäßig von Statur, aber wohl gemacht, außer daß ihm der Kopf ein wenig auf die linke Schulter hing; er hatte eine breite Stirne, große funkelnde Augen, mit denen er euch in die Seele hineinsah; eine glückliche Gesichtsbildung und eine Miene, worin Stolz und Selbstvertrauen, durch eine gewisse Grazie gemildert,

*) Ein Zypressenhain nahe bei Korinth.

dasjenige ausmachte, was man an Königen Majestät zu nennen pflegt. — Ich bemerkte, daß er ein Diadem trug, welches ihn zu einer solchen Miene berechtigte; aber ich that nicht, als ob ich es wahrgenommen hätte.

Und wer bist denn du, antwortete ich ihm ganz kaltsinnig, daß du ein Recht zu haben glaubst, mich so zu fragen?

Ich bin nur Alexander, Philipps Sohn von Macedonien, versetzte der Jüngling lächelnd; ich gestehe, es ist dermalen nicht viel, aber was es ist, steht dem Diogenes zu Dienste. Da ich wußte, daß du nicht zu mir kommen würdest, so komm' ich zu dir, um dir zu sagen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, deine Philosophie auf einen gemächlichen Fuß zu setzen. Verlange von mir, was du willst, es soll dir unverzüglich gewährt werden, oder es müßte mehr seyn, als in meiner Macht steht.

Versprichst du mirs bei deinem königlichen Worte? sagte ich.

Bei meinem Worte, versetzt' er.

Nun, sagt' ich, so ersuch' ich den Alexander, Philipps Sohn von Macedonien — so gut zu seyn, und mir aus der Sonne zu gehen.

Ist das alles, sagte Alexander —

Alles was ich itzt bedarf, antwortet' ich.

Die Hofschranzen erblaßten vor Entsetzen. —

Ein König muß sein Wort halten, sagte Alexander, indem er sich mit einem gezwungenen Lächeln gegen seine Leute wandte —

Er rechtfertigt den Zunamen, den ihm die Corinthier geben, sagten die Hofschranzen, und er verdiente, daß ihm nach seinem Namen begegnet würde —

Das sollt ihr bleiben lassen, erwiederte der junge Mensch; ich versichre euch, wenn ich nicht Alexander wäre, so wollt' ich Diogenes seyn! —

Und damit führten sie sich wieder ab.

Das Abentheuer wird Lermen machen. Ich kann nichts dazu. Im ganzen Ernste, was hätt' ich von ihm begehren sollen? — Ich will mit seines gleichen nichts zu thun haben. — In der That, ich bedarf nichts; — und wenn ich was bedürfte, hab' ich nicht einen Freund? Sollt' ich von einem Könige Wohlthaten annehmen, da ich keine von meinem Freund' annehme, den ich dadurch glücklicher machen könnte?

Aber der junge Mensch gefällt mir. — Weil man Könige haben muß, so wär' es eben so gut, solche zu haben, die ihm glichen. — Ich zweifle nicht, daß er mich auf die Probe setzen wollte; — und doch schien ihm meine Bitte unerwartet. — Es ist billig, daß er lieber Alexander als Diogenes ist; ich dächte an seinem Platze eben so; aber es macht ihm Ehre bei mir, daß er Diogenes seyn möchte, wenn er nicht Alexander wäre.

wäre. — Wie viel wird dieser einzige junge Mann den Griechen von sich zu reden geben! Er hat sich von ihnen zu ihrem gemeinschaftlichen Feldherrn gegen den großen König erwählen lassen. — Ein schöner Vorwand für einen jungen Ehrgeizigen, dem Macedonien und Griechenland ein zu kleiner Schauplatz ist! — Ich wollte, daß er über die Welt zu disponiren hätte, und dächte wie Diogenes.

Ich dachte an nichts weniger, da ich gestern Nachts auf meinem Ulyssischen Ruhebette lag, als Besuch von einem Könige zu bekommen, — wie sich auf einmal das hölzerne Schloß an meiner Hütte öffnete, und Alexander, mit einer kleinen Laterne in der Hand, ganz allein in meine Zelle trat. Ich stand auf und hieß ihn willkommen. Du bist ein sonderbarer Mensch, sagte er zu mir; ich suche dich, so wenig ich Ursache habe, mit dir zufrieden zu seyn; denn du hättest mich beinahe zu einem närrischen Wunsche gebracht —

Darf ich fragen: zu welchem? —

„Kein König zu seyn, damit ich Diogenes seyn, und Könige so demüthigen könnte wie du."

Vergieb mir, Alexander, das war meine Absicht nicht; ich lag in der Sonne wie du kamst; sie beschien mich so gut, daß es mir verdrießlich

war, mir ein Vergnügen nehmen zu lassen, das in den Augen eines Königs so gering ist. Du hattest nichts bei mir zu thun, und ich hatte nichts von dir zu begehren. Ich hätte mich eine halbe Stunde besinnen können, ohne daß mir was anders eingefallen wäre, als daß du mir aus der Sonne gehen möchtest.

„Gut; wenn du der sonderbarste Philosoph bist, den ich noch gesehen habe, so bin ich vielleicht der sonderbarste König, den du gesehen hast. Du gefällst mir; ich wollte, daß ich dich bereden könnte, mit mir auf Abentheuer zu gehen. Ich brauche einen ehrlichen Kerl, der mir die Wahrheit sagt, — und ich denke, du wärest mein Mann." —

Ein jeder Mensch muß seine Rolle spielen, König Alexander. Ich wäre nicht mehr Diogenes, wenn ich mit dir ginge. Aber wenn du es verlangst, kann ich dir so viel Wahrheit mit auf die Reise geben, als du gebrauchst, und wenn du Herr vom ganzen Erdboden würdest.

„Unter uns gesagt, ich gehe mit nichts geringem um; — Ich habe Ideen, die ich nicht aus dem Kopfe bringen kann. Macedonien ist nichts; Griechenland — ist etliche Hufen mehr; — Klein Asien, Armenien, Medien, Indien, — das wäre noch etwas! Aber wenn wir das haben, nehmen wir eben so mehr das übrige noch dazu. — Kurz, ich sehe den Erdboden für ein Ding an, das aus

Einem Stücke gemacht ist, und die Menschen darauf haben alle zusammen nicht mehr als Einen Anführer nöthig, und — ich fühle, daß ich gemacht bin, dieser Anführer zu seyn."

Ich wollte nicht dafür stehen, daß wenn du damit fertig bist, dir der Einfall nicht kommen sollte, auf eine Brücke in den Mond und in die übrigen Planeten zu denken, und das ganze Sonnensystem zu erobern, welches auch aus Einem Stücke gemacht zu seyn scheint, und wozu du, nach deiner Denkungsart, ein Recht haben wirst, sobald du Meister von diesem Erdenrund bist.

„Ich werde nie Schimären verlangen, Diogenes; mein Projekt ist so groß, so schön, so leicht auszuführen, daß mich nur wundert, wie ich der erste bin, dem es eingefallen ist."

Du wirst über mich lachen, König Alexander, aber ich versichre dich, ich würde gerade so gedacht haben, wenn ich in deinem Alter und in so günstigen Umständen ein König gewesen wäre. Du hast die Herzen der Griechen in deiner Hand, und mit dreißig tausend Griechen muß ein junger Mann, wie du bist, mit der ganzen Welt fertig werden können.

Aber was willst du denn mit ihr anfangen?

„Eine schöne Frage für einen Philosophen! Was ich mit Macedonien oder Epirus anfinge, wenn ich sonst nichts hätte. Es ist alles schon in

meinem Kopf angeordnet. Die noch unpolizirten Völker werd' ich in nenangelegte Städte ziehen, und mit den besten Gesetzen versehen, die ich für sie nöthig finde; an allen großen Flüssen, an allen Seeküsten, neue Kolonien und Handelsplätze anlegen; alle Provinzen des festen Landes durch brauchbare Straßen vereinigen, dem ganzen Erdboden Einerlei Sprache, und mit unsrer Sprache unsre Wissenschaften und Künste geben, und damit ich alles übersehen und die Maschiene im Gang erhalten kann, ungefähr in dem Herzen meiner Eroberungen eine große Stadt anlegen, welche der Vereinigungspunkt aller Nationen und ihrer verschiedenen Verhältnisse und Interessen, die Seele aller ihrer Bewegungen, der Inbegriff aller Schätze der Natur und Kunst, der Sitz der Amphiktyonen*) des menschlichen Geschlechts, die allgemeine Akademie seiner auserlesensten Geister, kurz die Hauptstadt der Welt und meine Residenz seyn soll" —

Und wie lange, König Alexander, denkst du, daß dieses große Werk dauern werde?

„So lang ein Alexander seyn wird, es zu regieren. — Das sieht einer Prahlerei gleich,

*) So nannten die Griechen nach einem Athenienſiſchen Könige die Versammlungen ihrer Abgeordneten, die zweimal des Jahres zusammenkamen, um über die Angelegenheiten des gesammten Griechenlands, und über die Streitigkeiten einzelner Staaten zu berathschlagen.

Freund Diogen, aber ich traue dir zu, daß du es für das hältst, was es ist. Gesetzt die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, oder vielmehr die schwindlichte Beschaffenheit der menschlichen Köpfe, welche in Kurzem der Glückseligkeit selbst überdrüssig werden, lasse meine Stiftung von keiner langen Dauer seyn: so wird doch der Nutzen, den ich dem menschlichen Geschlechte dadurch verschaffe, sich über viele Jahrhunderte erstrecken, und ich werde doch immer das Vergnügen haben, dem vorübergehenden Traum meines Daseins durch die größeste Unternehmung, die jemals in die Seele eines Sterblichen gekommen ist, eine Art von Unsterblichkeit gegeben zu haben" —

Aber die Schwierigkeiten der Ausführung? —

Schwierigkeiten? dafür laß du mich sorgen; gieb mir nur zehn Jahre, und dann komm und sieh!" —

Aber die Köpfe, die es kosten wird, bis du so viel hundert Nationen gelehrig genug gemacht haben wirst, sich von dem deinigen regieren zu lassen? —

„Köpfe mag es kosten! — Es ist mir leid, — denn ich bin kein Freund von Zerstören und Würgen; — aber daß ich um dieser Köpfe willen meinen Plan fahren lasse, das sollen mich alle Köpfe der Welt nicht überreden. Setz' ich nicht meinen eigenen auch aufs Spiel? —

O, Alexander! — rief ich, du bist nun zwan-

zig Jahre alt; andre deines gleichen verzehren ihre unrühmliche Jugend in Wollüsten und Müßiggang, zufrieden beim Trinkfeste die ersten zu seyn; und du hast in diesem Alter den Entwurf von einem allgemeinen Reiche gemacht und gehst hin, ihn auszuführen! — Ich sehe dich von der hohen Schönheit deiner Idee begeistert; du bist dazu gemacht, ins Werk zu setzen, was kleinere Seelen für eine Schimäre halten würden. — Ich würde dir lächerlich vorkommen, und mir selbst, wenn ich dich von deinem Vorhaben abzuziehen suchen wollte. Gesetzt auch, ich hätte einige erhebliche Einwendungen zu machen, so würde es gerade so viel seyn, als wenn ich einem Verliebten durch eine Kette von Schlußreden beweisen wollte, daß er besser thäte, nicht verliebt zu seyn. — Geister, wie der Deinige ist, erweckt der Himmel, so oft er dem Erdboden eine neue Gestalt geben will. Die Regeln, wornach wir andre uns zu betragen haben, sind keine Gesetze für deines gleichen. — Ich würde dir vielleicht in meinem Herzen fluchen, wenn ich ein Athenienser, oder Spartaner, oder Cappadocier, oder Mede, oder Egypter wäre. Aber ich bin ein Weltbürger. Kein anderes Interesse, als das Beste des menschlichen Geschlechts im Ganzen betrachtet, ist in meinen Augen groß genug, um zu verdienen, daß es in Betrachtung gezogen werde. Geh, Alexander, und führe den

großen Gedanken aus, der deine Seele schwellt! — Nur vergiß mitten im Lauf deiner glänzenden Unternehmungen nie, daß wir andere Erdensöhne so empfindlich für Schmerz und Vergnügen sind, wie du selbst; und daß du mit allen deinen Vorzügen so hinfällig bist wie wir. Es braucht nichts mehr als einen elenden Pfeil vom Bogen eines nichtswürdigen Sogdianers [1]), oder etliche Tropfen Gift von einem treulosen Meden in deinen Becher gemischt, um alle Entwürfe deiner großen Seele in Träume zu verwandeln. Du läufst eine gefährliche Bahn. Der Mensch kann alles eher ertragen, als unumschränkte Gewalt. Der Augenblick, wo du der Versuchung unterliegen wirst, dich von deinen Schmeichlern bereden zu lassen, daß du mehr als ein Sterblicher seyest, wird das Ziel deines Ruhms und der Untergang deiner Tugend seyn. Dann wirst du deine schönen Thaten durch Laster beflecken, welche deine Menschheit nur zu sehr beweisen werden. Grausamkeit und zügellose Leidenschaften werden deine Regierung verhaßt machen, dein Leben abkürzen, und dein Reich einem dieser seltenen und weit glänzenden Meteore [2]) gleich machen, welche die Welt einen Augenblick in Erstaunen setzen, aber wieder verschwunden sind, indem noch alle Augen auf ihre Betrachtung starren.

1) Ein Asiatisches Volk hinter dem Caspischen Meere.
2) Lufterscheinungen.

Alexander saß mit gesenktem Haupte da, und schien in Gedanken vertieft zu seyn, während ich das alles sagte. Ich vermuthe, daß er über meinen Sittenlehren ein wenig eingeschlummert war. Aber bald nachdem ich aufgehört hatte, erwacht' er wieder, stand auf, und sagte mir, daß er mit Anbruch des Tages von Corinth abgehen würde. „Im Ernste, Diogenes, setzte er hinzu, kann ich dir zu nichts nütze seyn? — Die Corinthier kennen, wie ich sehe, deinen Werth nicht."

Ich bin zufrieden, wenn sie mir nichts Uebels thun. Seelen von deiner Art sind zum Wohlthun gemacht. Ach! Alexander, es sind in diesem Augenblicke so viele Tausende, die in Elend und Unterdrückung schmachten! Könntest du machen, daß diese Unglücklichen den Tag deiner Geburt segneten, so hättest du mir alles Gute gethan, das mir der Größeste der Könige zu thun vermag.

„Du bist ein glücklicher Mann, Diogen — ich kann nicht unwillig darüber werden, daß du vielleicht der einzige Mensch in der Welt bist, der meine Freundschaft abweis't". —

Alexander, sagt' ich ihm, ich ehre dich, wie ich niemals einen Sterblichen geehrt habe. Aber ich kann dir nicht sagen, was ich nicht denke. Ein König kann kein Freund seyn, und kann keine Freunde haben. —

„Verwünscht seyst du mit deiner Aufrichtig-

keit, Diogenes! ich will nichts mehr davon; du würdest machen, daß ich mich in deine Tonne wünschte, und die Welt hat genug an einem Diogenes."

Das weiß ich eben nicht; aber das ist gewiß, daß sie unter zween Alexandern zu Trümmern gehen würde —

„Du sagst die Wahrheit, alter Mann! — Lebe wohl."

Leop. Fried. Günther v. Göckingk.

L. Fr. G. v. Göckingk ist geboren den 13ten Juli 1748 zu Grüningen, einem Städtchen im Halberstädtischen, studirte zu Halle, ward Kanzeleidirektor zu Elrich (in der Grafschaft Hohenstein am Harze), hierauf Kriegs- und Domainen-Rath bei der Kammer zu Magdeburg, dann Land- und Steuer-Rath zu Wernigerode, und 1793 Geheim-Finanzrath beim General-Direktorium in Berlin, woselbst er jetzt als Privatmann seinen Studien lebt. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn 1789 in den Adelstand, und seit dieser Zeit schreibt er sich L. F. G. v. Göckingk auf Daldorf und Günthersdorf.

Göckingks frühere Arbeiten liegen in einer Menge von Almanachen und Zeitschriften zerstreut, z. B. im Hannöverschen Magazin, im Deutschen Merkur, im Deutschen Museum, im Göttingischen und Leipziger Musenalmanach, in dem, von ihm selbst redigirten Journal von und für Deutschland, in der Berli-

ner Monatsschrift, in Beckers Taschenbuch u. s. w. In der Folge sammelte er sie unter dem Titel: Gedichte von L. F. G. Göckingk, 3 Th. Leipzig 1780—82, oder Frankfurt a. M. 1780—82. Diese Sammlung enthält aber außer den ältern, die sorgfältig verbessert sind, auch viele neuere Gedichte. Die beiden ersten Theile bestehen größtentheils aus Epigrammen. Ausgezeichnet in allen diesen Dichtungsarten, hat er sich doch das meiste Verdienst durch seine poetischen Briefe erworben. Der Inhalt derselben ist interessant, Ton und Sprache, womit er praktische Lehren einschärft, sind vertraut und herzlich, Ausdruck und Versifikation, einige Härten abgerechnet, natürlich, fließend und rein. Er vereinigt die gedrängte Gedankenfülle des Horaz mit der leichten Geschwätzigkeit der französischen Epistolographen. Auch in seinen Sinngedichten ist er Original; sie empfehlen sich durch scharfen Witz und treffende Satyre. Von den zweihunderten, die er im J. 1772 zu Halberstadt, und in einer verbesserten Ausgabe 1778 zu Leipzig herausgab, hat der Dichter in den dritten Theil seiner Gedichte nur 113 aufgenommen, und auch diese mit Strenge gefeilt. — Vortrefflich sind die Lieder zweier Liebenden, die er als Amaranth mit seinem Nantchen (des Dichters nachheriger Gattin) sang, und die in einer reizenden Sprache der Liebe voll deutscher Herzlichkeit, zugleich Sapphische Zärtlichkeit und die süßeste Naivetät athmen.

Epistel an Weikardt.

Von L. F. G v. Göckingk.

[Die Epistel oder der poetische Brief gehört zu keiner bestimmten Gattung der Poesie, denn es können in ihm Gefühle dargestellt, Facta geschildert, und Wahrheiten versinnlicht werden, so, daß er eben darum bald zur lyrischen, bald zur historischen, bald zur didaktischen Poesie gerechnet wird. Der Charakter der Epistel beruhet darauf, daß der Dichter, indem er zu einer Person spricht, doch die ganze Menschheit vor Augen hat; denn er stellt nur dar, was dem Individuum als Theil seiner Gattung beigelegt wird, obwohl er sich solches unter subjektiven Beziehungen denkt. Daher idealisirt sich der Dichter die Person, an die er sich wendet, so daß diese den Menschen überhaupt, nur in einem gewissen Verhälnisse, bezeichnet.

Dies ist nicht der Fall bei dem prosaischen Briefe, der ganz speciell nur für Eine Person gehört, und dadurch unterscheidet sich eben der poetische Brief, der um so größern ähhetischen Werth hat, je allgemeiner sein Inhalt ist. Die Sprache muß überaus leicht, einfach und prunklos seyn. Das gewöhnliche Sylbenmaaß der Episteln ist das epistolarische, das aus abwechselnden vier- fünf- und sechsfüßigen Jamben besteht, die auch wohl mit Anapästen und Spondeen gemischt sind, mit wechselnden männlichen und weiblichen Reimen. Unter den neuern Dichtern haben diesen Zweig der Poesie am meisten und glücklichsten angebaut v. Göckingk, Gleim, J. G. Jacobi, Gotter, Manso, Pfeffel, Kl. Schmidt, Tiedge.

Die Veranlassung zu nachstehender Göckingkschen Epistel ist die, am Schlusse derselben befindliche Nachricht, daß Weikardt, Göckings Freund, so glücklich gewesen war, durch Hülfe seiner Kunst zwei kranken Fürsten ihre verlorne Gesundheit wieder zu geben. Indem er ihm nun darüber seine Freude bezeugt, gesteht er, da er bei dieser Nachricht ihn fast beneidet habe, da er das Verdienst eines guten Arztes jetzt auf's Neue in seiner ganzen Stärke fühle. Und dieses Gefühl erneuert nun in ihm dieselben Ueberlegungen, die er einst bei der Wahl seines Standes anstellte, wobei er denn seinem Freunde die Gründe angibt, warum er — obgleich gegen seine Neigung — doch den Stand des Rechtsgelehrten jedem andern Beruf vorgezogen habe. Auf diese Art wird diese Epistel eine Geschichte seiner Empfindungen und seiner Ansichten über das Gute und Schlimme der verschiedenen gelehrten Stände.]

*

Ja freilich, Freund, ist's sonderbar,
Daß ich, dem frei stand, selbst zu wählen,
Die Wissenschaft, die ganz und gar
Mir nicht nach Sinn und Kopfe war,
Erwählte [1]). — Laß dir das erzählen.

Zwar liebt' ich als ein Jüngling schon
Gerechtigkeit, doch nicht die Rechte;
Denn rauh, o Freund, schien mir der Ton [2])

1) Das Ja freilich deutet auf Weikardts wahrscheinlich früherhin geäußerte Verwunderung, daß Göckingk gegen seine Neigung Jura studirt habe.

2) Rauh schien mir der Ton bezieht sich auf den

Von Baldus[1]) zankendem Geschlechte,
Durch Cicero verwöhnt mein Ohr.
(Auch kam mir's unterweilen vor,
Als wenn mein Lehrer[2]) wenig ächte
Vernunft besäß' und selbst nicht viel
Bei seines Baldus Weisheit dächte. —
O Himmel! sind denn selbst die Rechte
Der Menschheit ein Sophistenspiel?

„Wohlan! sprach einst mein Vater, Sohn!
Du wirst doch nun nach g'rade schon
Den edlen Stolz im Busen fühlen,
Dich einstens auszuzeichnen? — Gut!
Doch soll mit dir nicht dieser Muth,
Wie mit der Maus die Katze spielen[3]),
So rath' ich dir, vorher dein Blut
Durch die Betrachtung abzukühlen:

Kurial- und Kanzlei-Styl, dessen Barbarei Deutschland noch immer nicht ganz entsagt hat.

1) Peter Baldus war ein berühmter Rechtsgelehrter, der in Italien mit großem Beifall lehrte, und 1400 starb. Er war einer der ersten, die das Römische Recht wieder in Europa in Aufnahme brachten.

2) Der Dichter meint einen akademischen Professor der Rechte, und nimmt also vorweg, was erst späterhin hätte kommen sollen; denn in dem Folgenden sehen wir, daß der Sohn noch auf Schulen war.

3) Das Spiel der Katze mit der Maus endigt damit, daß diese erwürgt wird. Der Dichter will also sagen: soll nicht dein Muth, dich auszuzeichnen, und deine Ehrbegierde, dich hervorzuthun, unglücklich für dich ausgehen; so rathe ich dir ꝛc.

Daß man ein Ding nur einmal thut.
Du kannst aus drei verschiednen Quellen
Dein Glück dir schöpfen. Siehe hier:
Justinian [1]) beut Ehrenstellen,
Galenus [2]) beut Vermögen dir [3]);
Die Kirche, wenn gleich gegen beide
An Reizen für die Sinne schwach,
Beut dir die mehrste Herzensfreude.
Nun denke selbst der Sache nach!" —

Fort [4]) mit dem schönsten Gut [5]) der Erde,
Und höchsten Titel in der Stadt!
Daß ich der Freund des Landmanns werde,
Der leider keinen Freund sonst hat.
Mein Dörfchen sey einst mein Berlin,

1) Ein bekannter Römischer Kaiser, von dem das corpus juris herkommt.

2) Ein berühmter Arzt im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt, aus Pergamus in Kleinasien gebürtig.

3) Dieser Stelle liegt das bekannte Distichon zum Grunde:
Dat Galenus opes, dat Justinianus honores;
At vacuos loculos solus Homerus habet.
(Geld verschafft dir Galen, und Würden Justinianus;
Leere Beutel allein beut dir Vater Homer.)

4) Auf die Ermahnungen des Vaters folgen nun die Betrachtungen des Jünglings, mit denen der Dichter indessen die spätern Reflexionen des Mannes verbindet, der gewissermaßen jene frühern Ueberlegungen bestätigt.

5) Dies soll das Geld seyn — das schönste in den Augen der Welt. Der Dichter hätte aber ein unzweideutigeres Beiwort wählen sollen.

Mein Pfarrhaus ein Spital für Arme [1]),
Mein Herz ein Ruhebett dem Harme [2]),
Mein Aug' ein Sarasa [3]) für ihn.
Der Irwisch kühner Phantasie [4])
Wird dort nur schwach durch Nebel schimmern;
Und desto besser, sollte nie
Die Welt sich mehr um mich bekümmern,
Als ich vermuthlich mich um sie [5])!

Selbst itzt noch — kehrt in jedem Stande
Das Glück auch bei dem Weisen ein —
Scheint mir ein Priester auf dem Lande
Der Weisen glücklichster zu seyn.
Doch, Freund, durch meines Herzens Schwäche [6])

1) Was ein Hospital (Spital) für Kranke ist, das soll mein Pfarrhaus für Arme seyn.

3) Das edelste Geschäft des Geistlichen ist, Unglückliche zu beruhigen und Leidende zu trösten.

3) Sarasa, ein Spanier, schrieb ein philosophisch-theologisches Werk: über die Kunst, stets fröhlich zu seyn. Man hat davon eine lateinische Uebersetzung: Alfonsi Antonii de Sarasa Ars semper gaudendi. Antuerpiae 1664 — 1667. 2 Vol. 4. Eben so gibt es auch zwei Deutsche Uebersetzungen, eine zu Jena 1748, 2 Bände in 4., und die andere zu Magdeburg 1764, 2 Th. in 4.

4) Der Dichter meint die äußere Ehre, den Rang im Staate.

5) Bene qui latuit, bene vixit. (Ovid.)

6) Unter Schwäche will der Dichter hier wohl nichts anders als jene gutmüthige Offenherzigkeit verstanden wissen, die immer spricht, wie sie denkt. Diese Offenherzigkeit aber verdient den Namen der Schwäche nur dann, wenn sie aus

Hab' ich dies Ziel nicht selbst erreicht.
Ich, der ich, wie ich denk auch spreche,
Ich hätt' als Prediger vielleicht
Nicht immer dem nur nachgesprochen,
Was just mein Vorfahr einst gelehrt,
Und so — durch Hoffnungen bethört [1]) —
Statt zu ergänzen, nur zerbrochen,
Statt zu erbauen, nur zerstört.
Der Schulze hätte dann mich Armen
Als einen Ketzer abgemahlt,
Der Amtmann brummend mich bezahlt,
Und der Inspektor, ohn' Erbarmen,
Den Bann auf mich herabgestrahlt [2]).
Wer erst das Zutraun hat verloren,
Der prediget nur tauben Ohren;
Wie kannst du Prediger noch seyn?
Willst du am Joch der Liturgien,
Gleich einem Stier, vernunftlos ziehen,
Um deines Futters willen [3])? — Nein!

Dein

Mangel an Ueberlegung entspringt, und also nicht aus Liebe zur Wahrheit hervorgeht.

1) Durch die Hoffnung, den Verstand aufzuklären, und ihn von Vorurtheilen und Irrthümern zu reinigen.

2) Der Amtmann, sagt der Dichter, würde ihm, wenn er so den stürmischen Aufklärer in der Gemeine gemacht hätte, die Besoldung mit Unzufriedenheit ausgezahlt haben, und der Inspektor (Superintendent) des Kirchsprengels, der die Aufsicht über Lehre und Leben der Pfarrherrn führt, würde klagbar gegen ihn aufgetreten seyn.

3) Nachdem der Dichter gezeigt hat, daß er ohne Verdruß

und

Dein Vorsatz, gegen Vorurtheile [1]) —
Hätt' auch dein eigner Vater sie
Geschützt — zu schärfen deine Pfeile,
Kommt ein halb Säkulum zu früh.

Die Sorge für die Seele mache [2])
Der Sorge für den Leib dann Platz!
Ist, nach der Weisheit, noch ein Schatz
So werth der späten Lampenwache,
(Denn ach! was giebt für sie Ersatz?)

und Verfolgung nicht nach seiner Ueberzeugung lehren könnte, denkt er sich nun den entgegen gesetzten Fall — nach dem hergebrachten System predigen, und sein Amt streng nach der Liturgie (eingeführten Kirchenordnung) verrichten zu müssen, unbekümmert, ob seine Gemeine dabei besser werde oder nicht. Vor einer solchen Amtsverwaltung aber hat er gerechten Abscheu. — Man muß hier bedenken 1) daß der Dichter seine Betrachtungen als Jüngling anstellt, 2) daß er sie im Geist seiner Zeit anstellt. — Denn es liegt zwischen beiden Extremen der Freigeisterei und des Kirchenglaubens noch die weise Pastoral-Klugheit in der Mitte. Damals aber wußte man davon wenig. Die Gährung unter den Theologen war viel größer als jetzt, und der Streit zwischen Orthodoxen und Heterodoxen, woran Alles Theil nahm, wurde mit Hitze geführt. Die Schriftsteller selbst stellten dem jungen Theologen vor, daß er nothwendig in eine jener Alternativen verfallen müsse, und so konnte also wohl ein Jüngling damaliger Zeit nicht ahnen, daß einst ein besserer Genius die weise Mittelstraße der allmähligen, besonnenen, ruhigen Belehrung auffinden werde.

1) Hier besonders religiöse Vorurtheile, oder so genannter Aberglaube; überhaupt aber jede Thorheit und jeder Irrthum.

2) Der Dichter kommt nun auf das Studium der Arzeneikunde, die für das Wohl des Leibes sorg

Als die Gesundheit? — O du Leben,
Wenn du noch nicht zu fern entronnst [1]),
Werd' ich dich Kranken wieder geben,
Und Armen — hüpf' o Herz! — umsonst!
Wenn nun mein armer Karrenschieber [2])
Zum letztenmal in seinem Fieber
Die Zähne klappt [3]), ich sagen kann:
Frau, seyd itzt gutes Muths! vorüber
Ist die Gefahr bei euerm Mann; —
Wenn ich den Bräut'gam lächelnd frage:
Was weinst du, Freund, um deine Braut?
Glaub' mir, heut über vierzehn Tage
Seyd ihr ganz sicher schon getraut!
Wenn ich sein treues Weib dem Gatten,
Vor wenig Wochen einem Schatten,
Und itzt dem vollen Monde gleich,
Zurück an seine Lippen gebe,
Und ihren Sohn, einst welk und weich [4]),
Jetzt schwer aus seiner Wiege hebe —
O Himmel, welch' ein Königreich!

Doch ach! gleich einem Schatten fliehet [5])
Vor meinem Aug' auch der Gewinn!

1) Wenn Rettung noch möglich ist.

2) Der Dichter individualisirt nun das Allgemeine, und erhöht dadurch seine eigene Freude über die unentgeltliche Rettung der armen Kranken.

3) Wenn der Fieberkranke den letzten Paroxismus ausgestanden hat.

4) weich — wäre wohl besser mit bleich zu vertauschen

5) Von hier an folgen die individuellen Gründe, die den

Das Häutchen, das mein Herz umziehet,
Ist gar zu reizbar, gar zu dünn.
Das Mitleid würd' es bald zerfressen;
Verbluten würde sich ein Herz,
Das alles endlich, nur den Schmerz
Des Sterbenden nicht kann vergessen.
Des Arztes Busen sey gestählt!
Doch ich? — war des Begrabnen Leben
Mir ganz in meine Hand gegeben,
Wie hätten Zweifel mich gequält!
Hast unter zehn verschiednen Wegen
Du just den gradesten gewählt? —
Die Hölle hätt' auf mir gelegen,
Hätt' ihn mein Auge je verfehlt.

O Weikardt! als mein Weib und Sohn [1])
Sich mit dem Todesengel stritten,
Was hätt' ich, als ihr Arzt, nicht schon
Bei diesem Kampfe mit gelitten!
Zwar, daß aus seinem Kelch von Mohn,
Mit einer Fassung zum Beneiden,
Der gute Junge sich berauscht [2]);

Dichter bestimmten, kein Arzt zu werden. Eben weil sie individuell sind, können sie keine allgemeine Beweiskraft haben; sie beziehen sich nur auf die Empfindsamkeit seines Temperaments, und die Aengstlichkeit seines Gewissens.

1) Der Dichter verlor erst seinen Sohn Moritz Günther, während er eine Reise nach der Schweitz machte, und dann seine erste Gattinn, die in den Liedern zweier Liebenden Nantchen genannt wird.

2) Zwar, will der Dichter sagen, ist es Trost für mich,

Und seine Mutter reine Freuden
Mit ungleich reineren vertauscht: —
Doch sieh ihr Auge nur: verwenden
Sie eins vom Vater und vom Mann?
Und der — beut Hab' und Gut mir an [1]),
Wenn ich des Todesengels Händen
Den Becher noch entringen kann. —
Denn mehr, als alle beide leiden
Und fühlen, fühlt und leidet er,
Und gäbe hundertmal mit Freuden
Sein Leben, Einen nur von beiden
Zu retten; doch wer rettet, wer?

Zum Priester und zum Arzt verdorben,
Warb ich mit Ernst um Themis Gunst [2]).
O hab' ich gleich für Geld nur Dunst

daß der Knabe gelassen gestorben ist (aus dem Kelch voll Mohn sich berauscht hat), und daß seine tugendhafte Mutter jetzt die Freude höherer Seligkeit genießt: aber was würde ich als Arzt bei ihrem Krankenbette empfunden und gelitten haben!

1) Der Sinn dieser schwierigen Stelle ist wohl: ich will alles auf's Spiel setzen, daß mir der Tod der Meinigen selbst das Leben gekostet haben würde, wenn ich ihr Arzt gewesen wäre.

2) Ich warb um Themis Gunst, d. h. ich ward ein Rechtsgelehrter, weil ich zum Arzt und Priester verdorben war, d. h. weil jene Beschäftigungen am meisten mit meinem Temperament und meinem Charakter in Widerspruch standen, und weil ich als Jurist meiner eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden, die wenigste Gewalt anthun durfte.

In ihrem Dienste mir erworben:
So ist denn doch durch meine Kunst
Noch kein Sechswochenkind gestorben;
Und — was ich immer auch gedacht —
Durch meine Feder oder Zunge
Ist sicher noch kein Betteljunge
In seinem Glauben irr' gemacht.
Sollt' ich als Richter mich verirren,
Als Anwalt meinen Knaul verwirren [1]),
So giebt es noch Ersatz dafür!
Des Feindes Auge selbst macht lichter [2])
Dies Labyrinth, das zu der Thür
Der Grotte führet; und als Richter
Ist noch ein Richter über mir [3]).

[1]) Ein schwieriger Rechtsfall ist einem Labyrinth vergleichbar, in welchem man leicht der Gefahr ausgesetzt ist, sich zu verirren. So verfehlt auch der Anwalt bei den verschiedenen Aussagen der Parteien, und bei der Zweideutigkeit der Gesetze, nicht selten die Wahrheit und das Recht. Er bedarf daher, um sich zurecht zu finden, wie Thesus im Labyrinth zu Kreta, oder wie die, welche Roms Katakomben besuchen, eines aufgewickelten Fadens, den er beim Abwickeln nicht verwirren oder verschlingen muß, wenn er sich wieder zurückfinden soll, d. h. er muß, um die Wahrheit zu entdecken, methodisch verfahren, die Facta, eins nach dem andern, genau untersuchen, und nichts als ausgemacht annehmen, was noch nicht als erwiesen da steht, weil ihn dies sonst zu einem unrichtigen Resultate führen würde.

[2]) Der Scharfsinn der Gegenpartei und ihres Advokaten können einem denkenden Sachwalt oft dazu dienen, die Sache tiefer zu durchdringen, und das Recht leichter zu entdecken.

[3]) Kann hier in religiöser Beziehung auf Gott, aber auch

Werd' ich die Augen nie verschließen,
In deiner Kluft dich auszuspähn,
O Göttinn Wahrheit; meinen Füßen
Nie, nie, zur Unzeit, still zu stehn
Erlauben: o so wird zwar, müde
Auf rauher Bahn, vielleicht mein Schritt
Zuweilen straucheln, doch der Friede [1]),
Mein Gleitsmann, strauchelt niemals mit.
Denn nicht der goldnen Sonnen Schein [2]),
Noch Malvasier der Schmeichelein [3])
Soll ihm den Weg mit mir verleiden.
Gott Lob! auch jetzt noch sind von beiden
Mein Herz und meine Hände rein.

Wenn gleich, o Freund, in trüben Tagen
Mich meine Wahl gar oft gereut,
So ist's doch nur ein kurzer Streit.
Empfindung und Erfahrung sagen
Mir heimlich alle beid' ins Ohr:
„Als Priester oder Arzt, du Thor,
Wärst du zwar glücklicher, dem Aeußern
Vielleicht, doch nicht dem Innern nach:"

auf die höhern Instanzen, an die der Verurtheilte zu appelliren das Recht hat, gedeutet werden.

1) Mein Verstand kann vielleicht bei allem Streben, die Wahrheit zu finden, straucheln, aber nie wird es mein Gewissen (der Friede).

2) Der goldnen Sonnen Schein ist das Gepräge der ehemaligen Preußischen Dukaten.

3) Malvasier der Schmeichelein — süße Ueberredungskünste. — Ein veraltetes Bild!

Und gleich dem Rauche ziehn die leisern
Beschämten Seufzer [1]) durch das Dach.
Freund! dennoch wünscht' ich erst noch heute,
Und wünscht' es selbst nicht ohne Neid:
Hätt' ich Hygeen [2]) mich geweiht,
So trüg' ich auch wohl einst zur Beute
Den Jubel eines Fürstenthums
Davon, den du, o Sohn des Ruhms,
Sogar von zwei'n empfängst; denn beiden
Gabst du, o Weikardt, alles Glück,
(Wer sollte dich nicht drum beneiden?)
In ihren Fürsten ja zurück [3]).

1) Es gibt Augenblicke, wo meine Wahl mich gereuen kann; doch die Seufzer, die ich dann ausstoße, verfliegen bald, und sind gleichsam beschämt, weil sie vergaßen, daß es bei einem Stande nicht auf das Aeußere, sondern auf das Innere ankomme.

2) Hygiea, die Göttinn der Heilkunde.

3) Der Dichter bemerkt selbst, daß Weikardt in Zeit von einem Monate, sowohl seinem Herrn, dem Fürstbischof von Fulda, als dem regierenden Herzog von Meinungen, das Leben rettete.

Grammatische Bemerkungen.

In grammatischer Hinsicht ließe sich in dieser Epistel manches bemerken. Das oft gebrauchte just ist undeutsch und veraltet; die Zähne klappen und Lampenwache ist unedel; halb Säkulum für halbes ist eine ungrammatische Abkürzung. Diese und andere Ausdrücke, so wie manche veraltete Bil-

der, die den Lohensteinschen Geschmack an sich tragen, würde der achtungswerhe und gelehrte Dichter, wenn seine übrigen Verhältnisse ihm eine nochmalige Revision seiner Gedichte gestatten sollten, gewiß ohne Schonung ändern.

An seinen Bedienten.

Eine Epistel von L. F. G. v. Göckingk.

[Der Dichrer gesteht seinem treuen Bedienten, daß er, seiner ökonomischen Umstände wegen, ihn zu entlassen genöthigt sey. Wie schmerzhaft ihm dieses Geständniß ist, zeigt der liebevolle Ton, und das wahrhaft herzliche Gefühl, das in dieser Epistel herrscht. Aber, so viel Kampf es ihm auch kostet: er will lieber das entbehren, was er schätzt, als dem Landmann guten Rath nach Louisd'oren verkaufen, oder mit dem Schneider um einen Groschen zanken, oder jede Messe ein Buch aushecken, das in der folgenden schon wieder vergessen ist. Darum will er sich ohne Murren selbst bedienen, und seinem treuen Diener einen Herrn wünschen, der ihm das vergelten möge, was der Dichter nur verdanken kann.]

*

Endlich muß ich doch es einmal sagen,
Was ich länger nicht verschweigen kann.
Treuer Heinrich! Von den guten Tagen,
Die du hattest, naht der letzt' heran!
Täglich siehst du wachsen meine Jungen,

Und die Zahl von ihren Forderungen,
Aber, Heinrich, meine Renten nicht.
Kahl gebürstet hast du meine Kleider,
Und mein Hut, du weißt es selber, bricht.
Dennoch, wie so oft du auch den Schneider
Rufest, riefst du doch für mich ihn nicht.
Aber, wenn ich in dem alten Rocke
So da steh' an dem Renettenbaum,
Und die Jungen kommen auf dem Stocke,
Meinen Aktenriemen statt den Zaum,
Ihrer Mutter Strumpfband statt der Peitsche,
Angeritten — ha! das geht durch's Mark!
Alle reiche Kleider, die der Deutsche
Von Paris holt, sind dagegen Quark!

Wie du weißt, verschenkt' ich meinen Blessen;
Und doch war der Blesse mir so werth!
Für den Hafer, den er sonst gefressen,
Kauft' ich Fritzen manch gemahltes Pferd;
Gieng zu Fuß im Feld umher spatzieren,
Und mit Freuden war ich Lendenlahm,
Wenn am Abend nur mit seinen Thieren
Fritz mir im Galopp entgegen kam,
Aller Nationen Pferde kannte,
Aller Arten Hunde Namen nannte,
Und vom Tiegerthier in Afrika
Schreckliche Geschichten mir erzählte,
Und mich küssend, und mich streichelnd quälte:
Nun erzähl' du auch mir was, Papa!

Werde, guter Heinrich, drum nicht böse,
Daß ich auch von dir mich trennen muß.
Ich, der nie Fortunens Gürtel löse,
Dem sie selten einen lauen Kuß
Nur erlaubet, soll ich armen Bauren
Guten Rath, nach Louisd'orgewicht,
Künftig geben? und sie kalt bedauren,
Wenn für sie kein fetter Truthahn spricht?
Soll ich um ein Höschen für die Jungen,
Mit dem Schneider lärmen, zanken, drohn,
Bis ich noch den Groschen abgedungen,
Ach! vielleicht des Mannes ganzen Lohn!
Willst du mich vor Sonnenaufgang wecken,
Noch ein Licht auf meinen Leuchter stecken,
Wann bei keinem Nachbar Licht mehr brennt,
Jede Meß' ein Büchlein auszuhecken,
Das man in der nächsten nicht mehr kennt?

Sieh! dieß alles, was ich ohne kalten
Schauer kaum einmal recht denken kann,
Müßt' ich thun, dich länger zu behalten,
Darum fasse dich, und sey ein Mann!
Wolltest du nicht oft von mir sonst wissen,
Was man Weisheit nenne? Höre mich!
Wenn es seyn muß, selbst auch das zu missen,
Was man liebt und schätzet, wie ich dich!
Hast du nicht bei mir gelernt, so lerne
Wenigstens dieß Eine noch von mir.
O! Zufriedenheit folgt in die Ferne

Dann gewiß auf jedem Schritte dir.
Komm nur morgen früh herauf, und siehe,
Ob ich mich nicht hurtiger als du,
Ohne Murren ob der kleinen Mühe,
Anziehn will, vom Kopf bis auf die Schuh.

Der du dich für mich des Schlafes gerne,
Wie so süß der Dein' auch ist, entschlugst,
Und im hohen Schnee die Blendlaterne
Vor mir her so rasch und willig trugst,
Als ich die, die ich nun ganz besitze,
Nur zu sehen, keine Nacht fast schlief,
Und durch Flüss' und Wald, in Frost und Hitze,
Oft mit dir in dunkeln Nächten lief:
O du müssest, wär er noch so selten,
Doch den Herrn bald finden, der fortan
Freund, wie ich dir sey, und das vergelten,
Was ich, leider! nur verdanken kann!

Das große Loos.

Eine poetische Erzählung von A. F. E. Langbein.

„Frau," sagte Meister Till: „ich muß
Zuletzt noch aus der Stadt; so schlimm stehn unsre Sachen.
Doch rührten wir auch jemals Hand und Fuß,
Dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Pfui, laß uns nicht so schläfrig seyn!

Laß uns noch heut ein Lotterieloos kaufen!
Durch dieses Thürchen schleicht gewiß das Glück herein,
Und bringt uns Gold- und Silberhaufen." —

Frau Till, ein Weiblein guter Art,
Sprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Loos kommt an, wird heilig aufbewahrt,
Und unser Pärchen borgt und spart,
Um nach und nach den Einsatz zu erschwingen.
Doch das papierne Pförtchen stand
Ein halbes Jahr Fortunen offen,
Und immer noch ließ sie, als wär's ihr nicht bekannt,
Vergebens ihren Einzug hoffen.

Jetzt krähte schon der muntre Hahn
Den Morgen der Entscheidung an,
Und Till sprang jubelnd aus dem Bette:
„Heh, Weibchen, freue dich mit mir!
Das große Loos — was gilt die Wette? —
Bekommt kein Menschenkind, als wir.
Ein goldner Traum hat mir's versprochen,
Und Träume halten gern mir Wort,
Bemüh' dich nicht, für mich Kaffee zu kochen;
Ich will gleich fort, ins Lotteriehaus fort,
Zum letzten Mal vielleicht berühren meine Sohlen
Den harten Pflasterweg; denn steht das Glück uns bei,
Alsdann ade, Fußgängerei!

Ich lasse stracks mir eine Sänfte holen,
Und mache mich vor Stolz so schwer, wie Blei.
Die Sänfte, Kind, sey dir so gut als Brief und
Siegel,
Daß uns das große Loos gehört.
Erblickst du sie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
Flugs Teller, Schüsseln, Töpf' und Tiegel,
Und Schrank und Tisch und Stuhl und Spiegel,
Wirf, wie man sagt, das ganze Haus
Zum Fenster Schlag auf Schlag hinaus!
Was sollen wir den alten Plunder schonen?
Wir werden bald in goldnen Zimmern wohnen!" —

Er rannte fort, und seine Gattinn sprach:
„Karl, lauf dem Vater schnell an's Lotteriehaus nach,
Und laure vor der Thür, bis man vom Saal her-
nieder
Nach einer Sänfte läuft und ruft,
Dann aber komm im Fluge wieder,
Gleich einem Vogel in der Luft!" —

Das Knäbchen hatte schier drei Stunden lange
Weile,
Und hörte noch von dem, was es begierig dort
Erwartete, kein stummes Wort;
Doch plötzlich sprang in höchster Eile
Jemand die Trepp' herab, und oben rief's: „Fort
fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geschwind um Gottes
Willen!" —

Karl fragte schnell: „Für wen, mein lieber Mann?"
Der Renner flog vorbei, und fuhr ihn unsanft an:
„Für wen denn sonst, als Meister Tillen?" —

Der Bube stob hinweg, als ritt er gleich Kurier
Auf Doktor Fausts[1]) berühmten Mantel.
Die Mutter harrt' auf ihn mit flammender Begier,
Und schwärmte, da er stammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Giftstich der Tarantel[2]).
Sie sprang, bacchantisch-wild, mit aufgelößtem Haar,
Und schleuderte durch's Fenster, was im Zimmer
Wand- niet- und nagelfest nicht war.
Mit Brummen überstieg das Sänftenträger-Paar
Die vor der Thür gehäuften Trümmer.

Man öffnet jetzt das kleine Haus.
Und denkt, Herr Till wird flink heraus,
Trotz einem jungen Böcklein, springen:
Doch welch ein Schreck! — Er liegt darin
Bewegungslos und ohne Sinn,
Als sollte man für ihn die Todtenmesse singen.
Man spritzt ihm Wasser in's Gesicht,
Man heult und schreit ihm in die Ohren:

1) Doctor Faust soll ein Schwarzkünstler zu Anfang des 16ten Jahrhunderts gewesen seyn, von dem man viel Albernes erzählt.

2) Tarantel, eine Spinne in Italien, deren Stich schmerzhaft, aber nicht gefährlich ist. Die Fabel sagt, daß der Gestochene durch Musik und Tanz wieder geheilt werden könne.

Vergebens! Er ermannt sich nicht,
Und scheint für diese Welt verloren.

Allein nach kurzem Zeitverlauf
Schlug er, geweckt durch steigendes Getümmel,
Die Augen mählig*) wieder auf,
Und seine Gattin rief: „O tausend Dank dem Himmel!
Ha Männchen, fuhr sie fort, ward dir vor Freude schwül?
Ja, ja, das große Loos ist traun! kein Pappenstiel!
Doch hätt' ich dich darüber in der Blüthe
Des Lebens eingebüßt (davor mich Gott behüte!)
So wär die Lotterie dennoch ein böses Spiel." —

„Das ist sie!" sprach er matt: „Ich fiel
In Ohnmacht über — unsre Niete." —

Das Dreißigtausendthaler Loos
Warf einem reichen Mann Fortuna in den Schooß.
Man munkle, wie man will, von dieser Menschenklasse,
Daß sie sich mit Gefühl und Mitleid nicht befasse:
Mich freut's, daß ich von dem, der jenes Loos gewann,
Ein andres Liedchen singen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte
Tills tragi-komische Geschichte,

*) Mahlig — abgekürzt für allmählig, welches sprachüblicher ist.

Da rief er seufzend aus: „Der arme, gute Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verschulden,
Daß er vor Gram vergeht! — Geschwind, geschwind, Johann,
Lauft hin und bringt ihm — diesen Gulden!" —

Der Vatermörder.

Von A. F. E. Langbein.

[Um die dritte Ausgabe dieses Theils mit einer nützlichen Zugabe auszustatten, möge hier der Abdruck eines Langbeinschen Gedichts in seiner verbesserten Gestalt, mit Hinzufügung der ältern Lesearten folgen. In der Hand eines sorgsamen Lehrers wird diese Vergleichung bei dem deutschen Sprachunterricht für Urtheilskraft und Geschmack fruchtbringend seyn.]

Graf Eulenfels war reich an Gold,
Doch arm an Lebensfreuden.
So wie der Uhu lichtscheu grollt,
Sah man ihn Menschen meiden.
Ihn nagt' ein Wurm, der nimmer wich,
Und doppelt hart ihn quälte,
Als seine Tochter Anna sich
Mit Junker Horst vermählte.

Lesearten:

Zeile 3. lichtscheu, ältere Ausgabe: einsam.
Z. 6. doppelt hart, ä. A.: da sogar.

Sein

Sein Tiefsinn lähmte Spiel und Tanz
Bei ihrem Hochzeitfeste,
Und seiner hundert Kerzen Glanz
Bestrahlte stumme Gäste.
Der brave Ritter, Karl von Sturm,
Befand sich unter diesen.
Ihm ward ein Zimmer nah am Thurm
Des Schlosses angewiesen.

Nach Mitternacht entschlief er kaum
Im weichen Schwanenbette,
Da weckt ihn aus dem ersten Traum
Das Klirren einer Kette.
Er horcht und wähnet, daß sein Ohr,
Vom Schlaf betäubt, ihn trüge;
Doch klirrt's bald näher, als zuvor,
Und klirrt schon auf der Stiege.

Es tappt im Vorsaal her und hin,
Dann ins Gemach, und rasselt

Z. 9 u. 10 lautet in der ä. A.:
Sein düstrer Blick verscheuchte ganz
Die Fröhlichkeit vom Feste.
Z. 13. Der brave Ritter, ä. A.: Ein fremder Ritter.
Z. 15. nah am, ä. A.: in dem.
Z. 17. Nach, ä. A.: Um.
Z. 21 bis 24 in der ä. A.:
Erschrocken rafft er sich empor,
Denkt, seine Sinne trügen;
Doch klirrt es stärker, als zuvor,
Und kommt herauf die Stiegen.
Z. 26. Dann ins Gemach, ä. A.: Schleicht jetzt herein.

Am Bett vorüber, zum Kamin,
Wo noch die Flamme prasselt.
Hier stöhnt es dumpf und schauerlich,
Wie aus dem tiefsten Grabe:
„Huhu! wie lange, seit ich mich
Nicht mehr gewärmet habe!"

Der Ritter, dem ein wenig graut,
Schiebt jetzt die Bettgardine
Mit leiser Hand zurück und schaut
Zum flammenden Kamine.
Hier saß des Todes Bild, ein Greis,
Mit Lumpen nur behangen.
Sein langer Bart floß silberweiß
Von leichenfahlen Wangen.

Bald sah er irr und wirr umher,
Bald starrt' er nach den Dielen.
Es schien, als wogt' in ihm ein Meer
Von marternden Gefühlen:
Denn, wie zerrüttet im Gehirn,
Rang er die Knochenhände,

Z. 29. Hier — und, ä. A.: Hier bleibt's und stöhnet.
Z. 30. Wie — tiefsten, ä. A.: Wie Ruf aus einem.
Z. 33 bis 36 in der ä. A.:

Karl zog sich grausend an die Wand;
Dann schob er die Gardine
Des Betts zurück, mit leiser Hand,
Und blickte zum Kamine.

Z. 42. Bald starrt' er, ä. A.: Bald starr hin.

Und stieß verzweifelnd seine Stirn
An des Kamines Wände.

„Unglücklicher! rief Karl: Halt ein!
Was drückt dich für ein Jammer?
Sprich! — Oder ruhte dein Gebein
Schon in des Todes Kammer?" —
Der Greis schrickt auf und schwankt zu ihm:
„Laßt, Fremdling, euch nicht bangen!
Ich bin ein Mensch, kein Ungethüm,
Und sitz im Thurm gefangen." —

„Mensch oder Geist, bekenne mir
Die Summe deiner Leiden!
Bei Ritterwort, ich helfe dir,
So du's verdienst, mit Freuden!" —
„Ja, Ritter, ich will euch mein Leid
Aus offnem Herzen klagen;

Z. 48. in der ä. A.: Ans Mauerwerk der Wände.
Z. 49 bis 56. in der ä. A.:
„Halt ein! rief Karl: wer du auch bist!
Halt ein! Was ist dein Jammer?
Lebst du noch wirklich, oder ist
Das Beinhaus deine Kammer?"
Der Greis schrack auf, und schwankte hin
Ans Bette: „Fremdling, bebe
Nicht vor mir armen Mann! Ich bin
Kein böser Geist, ich lebe."
Z. 57 bis 59. ä. A.:
„Nun dann, Nachtwandler, beichte frei!
Was drücken dich für Leiden?
Ich helfe dir, bei Rittertreu!
Z. 61. ä. A.: „Ja, Rittersmann, ich will mein rc.
Z. 62. Aus — Herzen, ä. A.: Euch offenherzig.

Doch sagt erst, warum rollten heut
Durchs Schloß so viele Wagen?" —

„Du Armer! Stirbt dein Lebensrest
In so ganz ödem Banne?
Erfuhrst du nichts vom Hochzeitfest
Der jungen Gräfin Anne?" —
„Kein Wort! — Heil meiner Enkelin,
Und Gott sey ihr Berather! —
Ihr glaubt, ich rase; nein, ich bin —
Ich bin des Grafen Vater. —

Ja, Herr, ich sag' es noch ein Mahl:
Mein Sohn ist der verruchte
Graf Eulenfels, den ich zur Qual
Des Abgrunds oft verfluchte.
Er hat, der seltne Bösewicht,
Mit Ketten mich beladen,
Denn seiner Habsucht fraßen nicht
Mich früh genug die Maden.

Der Unmensch! Er bewies schon klar,
Da noch die Kinderstube

Z. 63. Doch — warum, ä. A.: Doch sagt mir erst: was ꝛc.
Z. 65 bis 70 in der ä. A.:

Ich konnt' in meinem Felsennest
Vor dem Getös' nicht schlafen.
Was gab's?" — „Je nun, das Hochzeitfest
Der Tochter von dem Grafen." —
„Des Grafen? — Meiner Enkelinn? —
O Gott, ꝛc.

Z. 81. Er bewies schon, ä. A.: Ach, er zeigte.

Der Schauplatz seiner Thaten war,
Sich als ein böser Bube.
Er wuchs und seine Bosheit mit;
Ja, kaum so zeitig machte
Sein Körper den Vollendungsschritt,
Als sie ihn schon vollbrachte.

Bei einem jungen Edelmann,
Deß Vater wenig Wochen
Vorher gestorben war, begann
Die Höll' in ihm zu kochen.
Als Jenen er umgeben fand
Von Reichthum und Vasallen,
Da fiel er von der Menschheit Rand,
Dem Teufel in die Krallen.

Er rühmte durch dieß ganze Schloß,
Mit bärenhaftem Brummen,
Des Edelmanns Vasallentroß

Z. 85 bis 87 in der ä. A.:
Mit seinem Wuchs stieg Tritt für Tritt
Die Bosheit. — Jener machte
Zum Gipfel kaum den letzten Schritt.
Z. 88. schon, ä. A.: auch.
Z. 89 bis 93 in der ä. A.:
Und diese schwarze That begann
In seiner Brust zu kochen,
Als er einst einen Edelmann,
Deß Vater seit vier Wochen
Begraben war, umgeben fand.
Z. 97 bis 99 in der ä. A.:
Er kam zurück; ging wie ein Bär
Herum, und pries mit Brummen
Des Edelmanns Vasallenheer.

Und die ererbten Summen.
Mir warf er Tiegerblicke hin,
Vor denen ich erbebte.
Mit Schrecken las ich hell darin,
Daß ich zu lang' ihm lebte.

So trieb er's einen Monat lang,
Daß jeder Mensch ihn scheute.
Dann überwältigt' ihn der Drang
Nach der gewünschten Beute.
Vermummte brachen bei mir ein,
Entrissen mich dem Bette,
Und legten, taub bei meinem Schrein,
Im Thurm mich an die Kette.

Ich hört' in meiner Felsenschacht
Mich laut als todt beklagen,
Und einen Sarg um Mitternacht
Zur Gruft der Väter tragen.

Z. 101 bis 104 in der ä. A.:
Dann warf er schele Blick' auf mich,
Worin ich hell geschrieben
Den großen Wunsch las; Wenn wir dich
Doch heute schon begrüben!
Z. 106. jeder Mensch, ä. A.: Jedermann.
Z. 107 bis 111 in der ä. A.:
Nun ward sein Plan zur That: Es drang
Ein Trupp vermummter Leute
Bei Nacht in meinem Zimmer ein,
Riß nackt mich aus dem Bette,
Und legte ꝛc.
Z. 113 bis 116 in der ä. A.:
Drei Tage saß ich schwermuthsvoll;
Dann hört' ich Glocken läuten
Und Todtensang. Das mochte wohl
Auf mein Begräbnis deuten.

Vollführt war nun die Scheidewand,
Die von der Welt mich trennte.
O daß ich euch, was ich empfand,
Recht klar beschreiben könnte!

Vergebens fleht' ich: lasset doch,
Eh' meine Augen brechen,
Mich nur zwei Augenblicke noch
Mein Kind, den Grafen, sprechen!
An jedem Morgen kommt und bringt
Ein Stallknecht des Tyrannen
Mir Brod und Wasser, pfeift und singt,
Und gehet kalt von dannen.

So sind schon zwanzig Jahre mir
Im Burgverließ verflossen.
Mein Wärter hatte heut die Thür
Nicht fest genug geschlossen:
Drum hat mein Anblick euch erschreckt. —
Der Hahn beginnt zu krähen.
Ich will, eh' man mich hier entdeckt,
In mein Gefängniß gehen." —

Z. 121 ä. A.: Ich flehte hundert Mahl: laßt doch.
Z. 125 ä. A.: Doch ganz umsonst. Allmorgens bringt.
Z. 129 ä. A.: Schon zwanzig Jahre hab' ich hier.
Z. 130. verflossen, ä. A.: durchjammert.
Z. 132. geschlossen, ä. A.: verklammert.
Z. 133 bis 136 in der ä. A.:
Drum hab' ich euch in Angst gebracht. —
Der Hahn fängt an zu krähen.
Schlaft ruhig, Ritter! Ich will sacht
Zurück nun wieder gehen." —

„O hartes Schicksal, das euch traf!“
Rief Karl gerührt: „Ich schwöre
Euch Rach' und Freiheit, armer Graf,
Bei Gott und Ritterehre!
Kommt, eh' die Ungeheuer hier
Vom Schlummer noch erwachen!
Kommt eilend fort; dann könnet ihr
Des Tiegers Wuth verlachen!“ —

„Nein, Ritter! Meine Einsamkeit
Ist mir nun lieb geworden.
Ich höre nichts von Krieg und Streit,
Von Rauben und von Morden.
Die Stille meines Kerkers mag
Ich nicht um Lärm vertauschen:
Drum laßt mich gehn! Schon graut der Tag;
Man möcht' uns hier belauschen!“ —

„Mag lauschen Mordgier und Verrath,
Folgt mir nur mit Vertrauen!

Z. 137 bis 140 in der ä. A.:
Bewegt rief Karl: „Ihr armer Mann!
Wie schrecklich, was ich hörte!
Für euch zu thun, was ich nur kann,
Schwör' ich bei meinem Schwerte.
Z. 143. könnet ihr, ä. A.: wollen wir.
Z. 144 in der ä. A.: Das Uebrige schon machen.
Z. 145. Meine Einsamkeit, ä. A.: Mir ist Einsamkeit.
Z. 146 bis 148 in der ä. A.:
Fern von den wilden Horden
Der Menschen, wie ein Alltagskleid,
Nun lieb und werth geworden.
Z. 153. Mordgier, ä. A.: Mordlust.
Z. 154. ä. A.: Euch darf davor nicht grauen.

Mein Rachschwert soll euch einen Pfad
Durch eure Feinde hauen!
Wollt ihr in heißer Thränenfluth
Hier euer Leben enden?
Nein, geht mit mir, und Gut und Blut
Will ich für euch verspenden!

Ihr zaudert, Graf! Soll ich sofort
Hin nach der Hofburg jagen,
Und den entmenschten Unhold dort
Am Fürstenthron verklagen?" —
„Nein, braver Mann! — Gewissenspein
Ist drückender als Ketten.
Von ihr kann mich kein Gott befrein,
Wie sollt' ein Fürst mich retten?

Seht ihr das Blut dort an der Wand?
Dies Blut hier, wo wir stehen?
Und flöh ich an des Meeres Strand,
So würd' ich's dort auch sehen!

Z. 155. Rachschwert, ä. A.: Schwert. — einen Pfad, ä. A.: gebahnten Pfad.

Z. 157. heißer, ä. A.: ew'ger.

Z. 161 bis 164 in der ä. A.:

Welch Zaudern, Graf! Verlanget ihr,
Daß ich zur Hauptstadt jage,
Und euern Sohn, das Tiegerthier,
Beim Fürsten dort verklage?"

Z. 165. Gewissenspein, ä. A.: Gewissensnoth.

Z. 167 u. 168 ä. A.:

Und ach! von dieser kann kein Gott,
Geschweig' ein Fürst, mich retten.

Dieß Blut — ach, meines Vaters Blut! —
Wird mich bei Gott verklagen!
Voll Gier nach seinem Gold und Gut,
Hab' ich ihn hier erschlagen! —

Fort, fort! Der Boden glühet hier!
Ach, Ritter, helft mir beten!
Seht ihr den Mann voll Wunden mir
Den Ausweg dort vertreten? —
Hinab, hinab, erzürnter Geist,
Hinab in deine Höhle!
Ich folge dir; mein Herz zerreißt;
Gott gnade meiner Seele!" —

Hinsinkend in des Todes Traum,
Mit wilder Krampfgeberde,
Fiel, wie ein umgehauner Baum,
Der Mörder jetzt zur Erde.

Z. 173. ach, ä. A.: ist.
Z. 175 u. 176 ä. A.:
Hier hab' ich, um sein Geld und Gut
Zu erben, ihn erschlagen. —
Z. 177 bis 180 ä. A.:
Die Stelle brennt, wie Höllengluth —
Lebt wohl! — Mögt für mich beten.
O! schaut ihr dort den Mann voll Blut,
Der mir den Weg vertreten? —
Z. 183. dir, ä. A.: — Gott!
Z. 184. ä. A.: Erbarm dich meiner Seele!
Z. 185 bis 188 ä. A.:
Der Vatermörder fiel, um sich
Nie wieder zu erheben;
Denn um ihn stritten fürchterlich
Im Staube Tod und Leben.

Ein Eisstrom des Entsetzens goß
Sich durch des Ritters Glieder,
Er floh das grauenvolle Schloß,
Und sah's hinfort nicht wieder.

Z. 189 ä. A.: Entsetzen, kalt wie Eis, ergoß.
Z. 192 ä. A.: Sofort, und sah's nie wieder.

Die Gründung der Niederländischen Freiheit.

Ein Bruchstück aus Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande von der Spanischen Regierung.

[v. Schiller hat mehrere historische Arbeiten geliefert, unter denen seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges und des Abfalls der Niederlande (Leipzig 1801) am wichtigsten sind. Da er aber durch den Gang seiner Bildung mehr zum Dichter als zum Historiker hingeführt wurde, so darf man sich nicht wundern, daß seine historischen Darstellungen mehr den Charakter der poetischen Schilderung als der ruhigen Erzählung an sich tragen. Dies ist denn auch der Fall bei diesem, aus der Einleitung seiner Geschichte entlehnten Fragment, das eben daher mehr einen Ueberblick über das ganze Gebiet des darzustellenden historischen Stoffs, als eigentliche Thatsachen enthält. Die Darstellung geht aus der mittlern Schreibart oft in die höhere über, und hat ein gewisses poetisches Leben, das sonst der Wahrheit der Geschichte nicht günstig, für den Leser aber höchst anziehend ist.]

*

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechszehnte Jahrhundert [1]) zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir [2]) die Gründung der Niederländischen Freiheit. —

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Geschichte haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen; mit erhabnerem Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragenden kolossalischen Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbei; jene Menschen sind nicht

1) Zu den merkwürdigen Staatsbegebenheiten des sechszehnten Jahrhunderts gehören besonders die Reformation (1517), die fortgesetzten Eroberungen in Amerika (wo Mexiko und Peru den Spaniern zufielen), und besonders die Begründung des Hauses Habsburg, seitdem Kaiser Maximilians Sohn, der Erzherzog Philipp, den Burgundischen Staat erbte, und durch seine Gemahlinn, die Spanische Prinzessinn Johanna, die Succession in Kastilien erhielt, bis endlich Philipps Sohn, Karl, zugleich König von Spanien, Herr der siebzehn Provinzen, aus welchem damals der Burgundische Statt bestand, und Herr des neu-entdeckten Amerika's, deutscher Kaiser ward.

2) Dünkt — hat noch keinen festen Gebrauch, und steht bald mit dem Dativ, bald mit dem Accusativ.

mehr [1]). Im weichlichen Schooße der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen [2]), die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte [3]). Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger, als alle seine Nachbaren jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höheren Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird [4]).

1) Der Verfasser sagt uns, was wir hier **nicht** zu erwarten haben. Die Zeiten sind vorbei, in denen ein **Cyrus** das Persische Reich gründete, ein **Alexander** es zerstörte, und an dessen Stelle das Macedonische errichtete, und in denen das Römische Reich durch seine Scipionen, Mariusse, Cäsaren, Augusten die Weltherrschaft eroberte.

2) Die höhere Kultur hat immer Luxus und Verweichlichung in ihrem Gefolge, und diese, eben weil sie die physische Kraft schwächen, sind allemal Vorboten des Untergangs der Staaten und Völker.

3) Ganz anders verhält es sich mit den Niederländern. Sie waren nicht, wie jene ältern Nationen (die der Historiker im Sinne hat) heroisch, sondern als ein Handel treibendes Volk friedfertig; um so mehr muß man sich wundern, daß es eine Zeit gab, in der diese Nation sich durch Heldenmuth ihre Freiheit errang.

4) Die Niederländer lernten ihre Kraft erst in dem Drang der Umstände kennen; aber die Anstrengung, welche dazu

Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich Andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen; so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten [1]); so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite [2]), der mächtigste Souverain seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen drohet, dessen Schätze die vereinigten Schätze aller christlichen Könige übersteigen [3]), dessen Flotten in allen Meeren gebieten [4]); ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken [5])

nöthig war, paßt nicht für sie, und kann, ihrem Wesen nach, nur momentan seyn.

1) Allerdings ist diese da; aber Schiller meint eine unmittelbare Wirkung der Vorsehung, die man oft da zu finden glaubt, wo der Gang der Begebenheiten für uns etwas Unbegreifliches und Außerordentliches hat.

2) Philipp, ein Sohn Karls V, war König von Spanien, und Herr der Niederlande.

3) Dies ist durch die Geschichte bestätigt; denn er war im Besitz beider Indien.

4) Da ihm in Italien, Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien u. s. w. gehörten, so herrschte seine Flotte auf dem Mittelländischen Meere; von Spanien und den Niederlanden aus gebot er über das Atlantische Meer, und auch auf den Ost- und Westindischen Gewässern wehten seine Flaggen.

5) Er wollte über ganz Europa despotisiren.

zahlreiche Heere dienen; Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine Römische Mannszucht gehärtet [1]), durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer [2]) als folgsame Glieder bewegen; — dieser gefürchtete Mensch Einem hartnäckigen Entwurfe [3]) hingegeben; Ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufes; alle diese furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muß [4]) — Philipp der Zweite, mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen [5])? Hier ein fried-

1) Abgehärtet wurden sie schon unter Karl V, der vier blutige Kriege mit Franz I., dem Könige von Frankreich, geführt hatte.

2) Vorzüglich berühmt sind als kühne Feldherrn der Herzog Alba und der Prinz Alexander von Parma.

3) Einem Entwurf — nämlich — den, auch in den Niederlanden sich verbreitenden Protestantismus zu bekämpfen.

4) Als nämlich 1598 Philipp starb, war der Aufstand in den nördlichen Provinzen der Niederlande noch nicht beigelegt; erst sein schwacher Sohn Philipp III. schloß 1609 einen Waffenstillstand mit denselben, und die völlige Trennung von dem deutschen Reiche erfolgte erst im Westphälischen Frieden 1648.

5) Nicht einmal Nationen, nur einzelne, kleine Völkerschaften, die sich (wie der Verfasser nachher sagt) nur durch

fertiges Fischer- und Hirtenvolk, in einem vergessenen Winkel Europens, den es noch mühsam der Meeresfluth abgewann; die See sein Gewerbe, sein Reichthum und seine Plage, eine freie Armuth sein höchstes Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort ein gutartiges, gesittetes Handelsvolk[1]), schwelgend von den üppigen Früchten eines gesegneten Fleißes, wachsam auf Gesetze[2]), die seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlstandes verläßt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit[3]), deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sklaven[4]) verschließen.

Ein fröhlicher Muthwille, der gern den Ueberfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Ansehn verjährter Meinungen zu prüfen, und eine

künstliche Dämme vor Ueberschwemmung und Untergang sichern können.

1) Dies sind die südlichen Provinzen, die, reicher als die nördlichen, anfänglich auch im Aufstande begriffen waren.

2) Jede dieser Provinzen hatte ihre besondern Gesetze und Statuten, die von Karl mehr als von seinem Sohn Philipp beibehalten wurden.

3) Die neue Lehre der Reformation.

4) Die neue Kirchenverbesserung konnte bei einem unter dem Despotismus schmachtenden Volke, wie die Spanier (die Schiller hier im Sinne hat), keinen Eingang finden.

eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm; eine willkührliche Gewalt droht, die Grundpfeiler seines Glückes einzureißen, der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit, wie in seinen Sitten, erkühnt es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen, und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen [1]). Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge [2]). Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel [3]) nur eine gesetzliche Handlung hieß; die Beschwerden Brabants [4]) forderten einen staatsklugen Mittler, Philipp der Zweite sandte ihm einen Henker [5]), und die Losung des Krieges war gegeben [6]). Eine Tyrannei

1) Das Volk, das sich die Beschränkung seiner Freiheit, und den Eingriff in seine Verfassung nicht gefallen lassen will, beruft sich gegen Philipp, den Herrn beider Indien, auf seine ursprünglichen Menschenrechte, die es in der Natur begründet findet.

2) Man belegte nämlich in Spanien die wiederholten Bitten der Niederländer, die sie vor der Behauptung ihrer Rechte, um Abstellung ihrer Beschwerden durch Abgeordnete hatten vortragen lassen — mit dem Namen der Empörung.

3) Die Hauptstadt der damaligen Niederlande.

4) Eine, wegen ihrer Industrie sehr bekannte Hauptprovinz der ehemaligen Niederlande, die hier als Theil für's Ganze steht.

5) Dieser Henker war der Herzog Alba, der sich der vornehmsten Niederländer, z. B. Egmonts, Hoorne's durch List bemächtigte, und viele vaterländisch Gesinnte hinrichten ließ.

6) Die gedrückten Niederländer sahen nun aus dem Be-

ohne Beispiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zwiefachen Tode [1]) die Wahl gelassen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wohlhabendes, üppiges Volk liebt den Frieden; aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird [2]). Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder, die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern. Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste, und neue Tausende drängen sich herzu; denn göttlich muß eine Lehre seyn, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand, — der erleuch-

nehmen des Herzogs, was sie von Spanien zu erwarten hatten, und so war es natürlich, daß sie das Mittel ihrer Errettung nur in dem Widerstande gegen Spaniens Despotismus finden konnten.

1) In solchem Zustande bleibt dem Vaterlandsfreunde nur der Wechselfall, als Empörer auf dem Schafott zu enden, oder für seine Unabhängigkeit in der Schlacht zu fallen.

2) In diesen wenigen Worten liegt die Erklärung von dem Heroismus der Niederländer. Sie wurden arm durch Alba's Verheerungen, vor denen ihr Eigenthum nicht mehr gesichert war, und so gebahr die Verzweiflung jenen kriegerischen Sinn, den ein wohlhabendes und friedfertiges Volk nicht kennt.

tete, unternehmende Geist, der diesen großen politischen Augenblick haschte und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille[1]) weiht sich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande[2]); ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserfluth und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones; der Spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet; die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann. Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes; Sieger und Besiegte verbluten, während daß der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiß zu sich lockte[3]), und auf den Trümmern seines Nachbars den herrlichen Bau seiner Größe erhob. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Endigung Philipps sterbendes Auge nicht erfreute, und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen

1) Wilhelm war ein geübter Staatsmann, der Philipp und seine Anschläge kannte und durchschaute.

2) Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Gröningen, Geldern, Ober-Yssel. Diese Utrechter Union entstand im Jahre 1579.

3) Künstler und Handwerker, die in andern Ländern ihres Glaubens wegen verfolgt wurden, kamen nun nach den Niederlanden, wo sie Schutz fanden.

Manne machte[1]). Ein unversöhnlicher Haß der Freiheit verschlang alle seine Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüstungen seines Schwertes, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

In eben dem Maaße, wie sich die Spanische Macht erschöpfte[2]), gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte[3]), die wüthende Raubsucht der Soldateska, und die Verheerungen eines langwierigen Krieges ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlich mit jedem Jahre schwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million

1) Philipp starb 1598 — er, der Herr von Ost- und Westindien, als ein armer Mann. Denn seine ungeheuern Plane hatten auch die ergiebigsten Goldquellen erschöpft, so, daß er für sich eine Kollekte in Spanien sammeln ließ, und der Staat unter einer Schuldenlast von 140 Millionen Dukaten bankerott wurde.

2) Sie ward erschöpft durch den Bürgerkrieg, den Philipp in Frankreich unterstützte, durch den Kampf gegen die, zum Christenthum gezwungenen Abkömmlinge der Mauern in Granada, durch die Ausrüstung der unüberwindlichen Flotte gegen England, und durch die zahlreichen Spione, die er in ganz Europa mit vielen Kosten unterhielt.

3) Die Inquisition.

Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entrathen. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht [1]), der den Müßiggang herbeiführte [2]), hatten sehr an Bevölkerung verloren, und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter ihnen sahen ihr Vaterland wieder; diese Wenigen hatten es als Jünglinge verlassen, und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer [3]); der überhand nehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preis der entgegengesetzten Tugenden [4]).

Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen

1) Ueberrascht — wegen der Eroberungen Indiens, wodurch Spaniens Handel erweitert, und sein Reichthum vermehrt wurde.

2) Die natürliche Folge eines leicht zu erlangenden Reichthums.

3) Mit der Entdeckung von Amerika vermehrte sich das Gold; der Werth des Geldes sank daher gegen den Werth der Produkte, um eben so viel, als diese im Werthe stiegen. Und so war es natürlich, daß auch der Soldat mehr Löhnung verlangte.

4) Der Weichlichkeit stehen Muth und Tapferkeit entgegen. Sollten diese Tugenden ferner noch geübt werden, so mußte man dem Soldaten gut bezahlen.

Niederlanden, der Hugenottenkrieg[1]) aus Frankreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europas verjagten; alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abentheurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen[2]) Religion Achtung und Sicherheit, und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zusammenfluß aller

1) Hugenotten nannte man in Frankreich die, welche sich zur Reformation bekannten. Da in den unter Karl IX. geführten Religionskriegen nichts gegen sie ausgerichtet werden konnte: so wurden in einer Nacht (den 24sten August 1572) bei Gelegenheit der Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha, Karls IX. Schwester, viele tausend Hugenotten ermordet. Diese Pariser Bluthochzeit (so nennt man diese Blutscene) vermehrte indessen nur den Kampf, der erst ein Ende nahm, als Heinrich IV. den Thron bestieg, und die Rechte der Hugenotten durch das Edikt von Nantes (1598) sicherte, das in der Folge (1685) Ludewig XIV. wieder aufhob.

2) Sich flüchtenden — wäre wohl richtiger und bestimmter.

Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritte in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurück empfangen; was muß es damals gewesen seyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdrucke seufzte, wo Amsterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war! Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ozean und die Eintracht gleich mächtig beschirmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräusche blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im Voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blute erst erstritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daseyn kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebietes über das Weltmeer hinaus, und bauete still an ihren Ostindischen Thronen*).

*) Die Niederländer griffen nämlich die Portugiesischen Besitzungen in Ostindien an, und nahmen ihnen die Moluckischen Inseln, so wie einen Theil des Landes auf Java, Siam, Ceylon und Japan.

Fried. Ludw. Zacharias Werner.

Fried. Ludw. Zacharias Werner, geboren zu Königsberg in Preußen im J. 1768, kam vor mehreren Jahren von Warschau, wo er Kammer-Sekretair gewesen war, nach Berlin, und befindet sich jetzt, nachdem er den Protestantismus gegen den Katholizismus vertauscht hat, als Weltgeistlicher zu Wien, wo er sich durch seine Kanzelvorträge eben so eine zahlreiche Hörer- als vorher durch seine Schriften eine große Lesewelt gebildet hat.

Was Werner bis jetzt als dramatischer Dichter geliefert, ist vielseitig beurtheilt, und mit eben so vielem Tadel als Beifall belegt worden. Sein Hang zum Mystizismus, der sich in seinen beiden wichtigsten Produkten, in den Söhnen des Thales, und in seinem Martin Luther, oder die Weihe der Kraft unläugbar ausspricht, und ihm in den Urtheilen über ihn am meisten geschadet hat, beeinträchtiget nicht sein anerkanntes Talent, und wird vielleicht in spätern Jahren von selbst zurücktreten. Dreist darf er sich mischen in die Reihe der edlen Barden, die, mit Phantasie und Kenntniß des Alterthums ausgerüstet, ihre Kraft an einem großen Stoffe üben. Dies ist besonders der Fall bei seinem Martin Luther, (Berlin 1807) der, wenn er auch keinen schicklichen Stoff für die Bühne abgeben sollte, doch große

Wirkung gethan hat, und, seinen Hauptscenen nach, auch dem bloßen Leser einen schönen Genuß gewähren muß.

Nachstehendes Fragment, der Anfang der ersten Scene des vierten Akts, stellt Luthern dar, wie er sich vor dem Concilium zu Worms vertheidigt, und dürfte, theils als eine der gelungensten Stellen des ganzen Trauerspiels, theils auch wegen der darin enthaltenen Reden, für den Hauptzweck des Bardenhains am passendsten seyn.

Luther vor der Reichsversammlung in Worms (den 18. April 1521).

Ein Bruchstück aus der Weihe der Kraft. Von Fr. L. Z. Werner.

Luther.

(Noch in vollem Affekt, seine Rede beschließend.)

Und somit hab' ich denn, großmächt'ger Kaiser,
Durchlaucht'ge Fürsten, gnäd'ge Herren! Euch
Gestanden, was ich will und was ich lehre.
Ich bin ein schlechter Mönch; an Höfen nicht,
In Zellen lebt' ich, kann mich nicht gebehrden
Nach Hof'sgebrauch, — doch sag' ich ohne Scheu
Das, was der Herrgott mir ins Herz gelegt.
Nicht Eigenlob, nur meines Gottes Ehre,
Den Nutz der Christenheit, den such' ich nur.
Und drum muß ich, wenn auch einfältiglich,
Doch rein und lauter Gottes Wort verkünden,

Kardinal.

(aufstehend, indem er auf einige auf dem Notarientische liegende Bücher zeigt).

Noch einmal frag' ich Euch, sind diese Bücher
Von Euch?

Luther.

Sie sind's!

Kardinal.

Bleibt Ihr auf Eurer Meinung?

Luther.

Ich bleibe!

Kardinal.

Wollt Ihr widerrufen?

Luther.

Kann ich's? —
Was ich gelehret hab' vom wahren Glauben,
Vom christlichen Gebahren*) und der Gnade,
Der wirkenden, sagt's Augustinus anders?
Ist's nicht gemäß dem Evangelio?
Muß jeder, der nur reines Herzens ist,
Wär's auch mein Widerpart, es nicht bekennen,
Daß, was ich lehrte, wahrhaft christlich sey?
Kann ich verdammen das, was ewig wahr ist?

Kardinal.

So ist auch das wahr, was am heil'gen Vater
Und so viel frommen Männern Ihr gefrevelt?

*) Gebahren, veraltet, für Verhalten.

Luther.

Gefrevelt hab' ich nicht am heil'gen Vater —
Ha, sey er heilig! und ich bin sein Sohn! —
(mit steigendem Affekt)
Bekämpft nur hab' ich das unheil'ge Raubthier,
Das mit der Vaterschaft sich nur vermummt,
Um frech und schamlos Tyrannei zu üben;
Das — selbst gesetzlos, falsche Satzung lehrt,
Das — selbst in Höllenfreveln eingeschlossen,
Sich, uns den Himmel zu verschließen, anmaßt;
Deß nie gestillte Habsucht alles raubt,
Nicht nur das Haab' und Gut von allen Völkern,
Nicht nur das Mark von unserm armen Deutschland,
Das auch satanisch fein — die Geister uns
Bestrickend — uns das höchste aller Güter,
Gewissensfreiheit auch uns rauben will! —
Nennt Ihr das Papstthum? — Ich nenn's Teufelsthum!
Bekämpfen werd' ich's, muß ich drob auch sterben,
Bekämpfen seine feilen Helfershelfer,
Bekämpfen jeden Thor und Bösewicht!

Kardinal.

Welch ungeschliff'ner Ketzer!

Luther.

Ungeschliffen?
Das bin ich, ja! — Zu scharf vielleicht und feurig,
Als es dem Priester ziemt. — Doch sagt mir, Ihr,
Die ihr geschliffen seyd, geschliffen habt

Jahrhunderte am reinen Diamant
Des Christententhums! — was habt Ihr rausge-
geschliffen?
Verdunkelt habt Ihr ihn, der herrlich einst
Den Strahl des Lichts in alle Welt gespiegelt,
Vergraben ihn, auf das ihn niemand finde,
Und drüber euren Babelthurm gebaut!

Kardinal und die Mönche,
(durcheinander schreiend).

Zum Scheiterhaufen!

Luther (ruhig).

Wie es Gott gefällt!
Ich steh' vor Gott, dem Reich' und meinem Kaiser,
Ich kämpfe nicht für mich, — für Gott und
Deutschland!
Gott und mein Vaterland — ich kann's nicht
schänden!
Und schänden würd' ichs, wenn ich öffentlich
Hier vor den ehrenwerthen Reichsgerichten
Die Tyrannei durch Widerruf bestärkte. —
Wie würde sie mein armes Volk zertreten,
Wie stolz das Haupt erheben, frech sich rühmen,
Als sey mein Widerruf des Reich's Befehl! —
Nein, so kann ich den Gott in mir nicht lästern! —

Karl.

Du also, frecher Mönch! willst selbst ein Gott
seyn? —
Du irrst!

Luther (ruhig).

Noch nie, mein kaiserlicher Herr!
Vermaß ich thöricht mich, ein Gott zu seyn.
Ich bin ein schwacher Mensch, und ich kann irren,
Doch nicht der Gott, der mit mir, in mir ist. —
Das, was ich sage, sagt die Bibel auch,
Der Spiegel ew'ger Güte, Kraft und Weisheit.
Sie nur ist mein Gesetz, wie unser aller! —
Könnt aus der Bibel eines Irrthums Ihr
Mich überweisen, wohl, so widerruf' ich,
Und selber will ich meine Büchlein dann,
Als jämmerliches Menschenwerk, verbrennen.

Karl.

Was aber willst du denn? —

Kardinal.

Eu'r Majestät!
Was dieser Thor da will, das ist ja längst
Durch die Concilien schon widerlegt.
Er läugnet Christum und sein Mittleramt,
Empörung predigt er und Bürgerkrieg,
Nicht einen Scheiterhaufen — zehn verdient er
Für den Verstockten ist es Gnade noch,
Von Höllengluth durch ird'sche ihn zu retten.

Luther (heftig aufschreiend).

Ich Christum läugnen! — Eminenz, mit Gunst!
Das war gelogen! — Christum läugnen, ich?
Ich meinen Gott, ich den Versöhner läugnen! —

Ihr selber läugnets! — Werdet Menschen erst,
Nur dann könnt Ihr's erkennen, was ein Gott-
mensch! —
Er spricht zu euch durch mich — o, fühltet Ihr's,
So trüge Deutschland nur sein sanftes Joch
Und keinen fremden Zwang!

Kardinal (laut rufend).

Da hört Ihr alle
Den Meuter! —

Luther.

Ha, sagt nicht der Heiland selber:
Den Frieden bring' ich nicht, ich bring' das Schwert,
Daß jeder Christ für Licht und Recht ein Kämpfer —

Kardinal (lauernd).

Auch Bilderstürmer — Sakramentenläugner? —

Luther (mit steigender Heftigkeit).

Das lehr' ich nicht, ein Greuel ist es mir!
Das Wortgezänk — ha — das macht nicht den
Christen! —
Nur abthun will ich Euren Götzendienst. —
Ein Sakrament — könnt Ihr's mit Händen fassen?
Erschaffen könnt Ihr's nur in eurer Brust!
Ein jedes Ding ist Sakrament dem Reinen,
Den andern Nichts — für Keinen Zweck, nur
Mittel! —
Was Noth thut, — ist — Gestalt nicht — Wort nicht: —
Leben! —

Weg, sag' ich, mit dem Streit' um Wort und Form,
Der Teufel wirft uns solche hohle Nüsse
Nur in den Weg, vom Ziel' uns abzulenken!
Gesetz und Evangelium und Glauben
An unsern Mittler in uns — Christi Reich,
Und Freiheit, Liebe, Kraft — das ist das Ziel!
Und darnach haben wir zu laufen ewig!

Herzog Ehrich (zu den neben ihm sitzenden Fürsten).
Er spricht gescheut und kräftig!

Kardinal (zu Luther).
Ohne Umschweif'
Gebt Antwort — widerruft Ihr, oder nicht?

Luther.
Da habt Ihr sie, schlecht und einfältiglich,
Sie birgt sich hinter Hörner nicht und Klauen! —
Ich widerrufe nicht! — der Papst kann irren —
Concilien auch — die Schrift allein ist wahr!
So lang' Ihr mich aus ihr nicht Lügen zeiht,
So bleib' ich fest, brennt Ihr mich auch zu Staub.
Nur dem Gewissen folg' ich — seht, hier steh' ich —
Gott helfe mir — ich kann nicht anders! Amen!

Ode auf Luther.
Von einem Ungenannten.

Brich aus, brich aus, du langgehemmtes Feuer,
Ström' unaufhaltsam hin!
Ertöne laut, du frühbegriffne Leier,
Ich fühl' es mir im Herzen glühn,
Erhebe mich auf deinen leichten Schwingen,
Begeistrung, Himmel an!
Ich halt's nicht mehr, und will und muß ihn singen
Den großen, kühnen, deutschen Mann!

Vernimm das Lied, in deinen weiten Kreisen,
Mein freies Vaterland!
Ich singe dir den Helden und den Weisen,
Der deiner Ketten dich entband.
Denn deine Fürsten waren Knechte
Vom Stuhl zu Rom, und, ach!
Der Patriot, — er seufzt umsonst dem Knechte
Der Freiheit und der Menschheit nach.

Religion, wie tief warst du gesunken
Herab zu Menschentand!
Von Raserei und Fanatismus trunken
Rief, mit dem Mordstahl in der Hand,
Der Pfaffen Schwarm: „Ihr Brüder auf, zerstöret,
Was uns nicht angehört!
Tod dem, der uns nicht blind verehret,
Verderben dem, der anders lehrt!"

Und

Und alles Volk, von Dummheit eingewieget,
Schwieg furchtsam still und wich;
Ja, selbst der Mächtige der Erde schmieget
In ihre Fessel ruhig sich.
Was Großes Rom und Griechenland erfunden,
Das lag in Schlamm versteckt;
Des Denkers Freiheit war dahin geschwunden,
Die Musen waren weggeschreckt.

Du, Deutschland, sahst entflammte Scheiterhaufen
Und Stricke, Rad und Schwert,
Des Himmels Gnade sey um Geld zu kaufen,
Das warst du laut und frech gelehrt*).
Du sahst Provinzen leer und öde stehen,
Dich deine Fürsten fliehn;
Sahst hoch empor die Kreuzesfahne wehen,
Und Tausende zum Tode ziehn.

Mit Beben hörtest du die Donnerstimme,
Und wardst gestärkt im Wahn,
Wenn jener Mann im feuervollen Grimme
Den Bannstrahl aus dem Vatikan,
Hervorgeschleudert — Edle niederdrückte
Mit seinem Hirtenstab,
Und um sich her in stolzer Hoheit blickte,
Die ihm ein Kaisermörder gab.

Da kam der Mann, mit Muth von Gott gestählet
Und warf den Götzen um!

*) Grammatischer: das ward dir — gelehrt.

Er kam, von deutschem Biedersinn beseelet,
Mit Trost und Evangelium!
Wie Feuerströme floß von seinem Munde
Der Wahrheit Kraft und Wort;
Und mancher Edle trat zum hohen Bunde,
Trieb mit ihm Wahn und Dummheit fort.

Ihn schreckten nicht die hohen Erdengötter,
Wer war voll Muths, wie er?
So wie die Eich' im grausen Donnerwetter,
Wenn wilde Ströme rings umher
Die schwächern Bäume hin zur Erde beugen,
Stark, unerschüttert steht,
Stand Er; — so hat die Wahrheit ihren Zeugen
Vor allem Volk erhöht.

Dich, heil'ge Freiheit! bracht' uns Luther wieder,
Du kamst im Strahlenkleid
Von jenen wonnevollen Höhen nieder,
Mit süßer, holder Freundlichkeit.
Triumph! Triumph! zerbrochen sind die Ketten,
Die Pfaffen schmiedeten;
Du sandtest ihn, von Sklaverei zu retten,
Erweicht durch deiner Kinder Flehn.

Er trieb mit deutscher Kraft des Irrthums Heere
Hinweg und zagte nicht.
„Und wenn die ganze Welt voll Teufel wäre,
„So fürchte ich mich dennoch nicht!"

Nicht Bann, nicht Acht erschütterten den Kühnen,
Entschlossen sprach sein Mund;
So stand auf seines Vaterlands Ruinen
Der Patriot und stürzt' in offnen Schlund.

Du zogst der Alten Weisheit aus dem Staube,
Erhabner, großer Mann!
Durch dich kam uns zurück der Väter Glaube,
Und töddtete den Pöbelwahn.
Wer wagt es jetzt uns fürder einzuschränken?
Wer will entgegen stehn,
Wenn wir es wagen, selbst zu denken,
Mit unsern Augen selbst zu sehn?

Dank dir, Unsterblicher! und jeder danke,
Den du so hoch beglückt!
Dein Name sey ein stärkender Gedanke,
Dem, den noch Wahn und Fessel drückt.
O wehe! wehe dem, der dich verkennet,
Dich, der so viel gethan! —
Wer deinen Namen nicht mit Ehrfurcht nennet,
Der ist ein Sklav, kein freuer deutscher Mann!

Johannes von Müller.

Joh. v. Müller ist geboren 1752 am 3ten Januar zu Schafhausen in der Schweiz, und gestorben den 29sten May 1809 zu Cassel, als K. Westphälischer Staatsrath und Studien-Direktor.

In seinem dreizehnten Jahre fing er an, die Römischen Klassiker zu lesen, die, sobald er sie verstand, ihm, nach seinem eigenen Ausdruck, ein elektrischer Funke waren, der in seine Seele fuhr, und eine unaussprechliche Verehrung und Liebe großer Männer und der Freiheit in ihr entzündete. Diese Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, verbunden mit einem begeisterten Streben nach Beförderung des Gemeinwohls macht den vorzüglichsten Theil seines Lebens und Handelns aus. Die Geschichtschreibung schien dem hochherzigen Jüngling am würdigsten zu seyn, wodurch er seinen hohen Zwecken näher zu kommen hoffen durfte, um durch Ausbreitung wohlverdienten Ruhms vormaliger Helden, durch Erregung der Triebe edler Nacheiferung, durch Enthüllung verborgener Wahrheit und vertilgter Gerechtigkeit, durch die Erklärung dessen, was ist, aus dem, was da war, sein Leben zu verherrlichen. Darum wandte er sein Hauptaugenmerk zuerst auf die Geschichte seines Vaterlandes, der Schweiz, um in seinen Mitbürgern den alten erstorbenen Mannsinn wieder zu verjüngen. Sie ist erschienen, diese Geschichte der Schweizerischen Eidgenossen, die ihn in frühern Zeiten ganz beschäftigte, und hat,

als sein erstes großes Werk, seinen unsterblichen Ruhm als Historiker begründet, und die hohe Achtung von ganz Deutschland, das in ihm den Tacitus der Römer wieder erkannte, auch dem neidischen Auslande aufgedrungen.

Im Winter des Jahres 1780 begab sich Müller nach Berlin, um die Monarchie zu sehen, welche der Geist Friedrichs über sich selbst erhoben hatte. Denn Friedrich war's, den er, nächst Cäsar, vor allen Regenten am meisten achtete, der einzige Mensch, dessen Leben er schon in seinem sechs und zwanzigsten Jahre zu schreiben wünschte. „Ich fühle," so schrieb er 1781 an Gleim, „daß es der Mühe kaum werth ist, Geschichtschreiber zu werden, wenn man das, was unser Jahrhundert vor allen auszeichnet, nicht beschreiben soll, nämlich den Krieg des 1756sten Jahres, und den großen Mann, der allein für das künftige Zeitalter interessanter geschildert werden könnte, als das ganze übrige Jahrhundert. Ja mit seinen Fehlern ist er größer, als Andere mit ihren Tugenden. Ich sage Fehlern, um zu sprechen, wie die meisten; in Wahrheit aber muß man einen großen Mann nicht kapitelweise nach dem Kompendium der Moral abhandeln, er ist ein großes Ganzes, er ist Er. Wer er war, will die Nachwelt wissen, und nicht, wer zu seyn er vielen däuchte." — Müller sprach ihn, den Sieger von Europa, den 10ten Febr. 1781; er sah in ihm alle Cyrus, Alexander und Cäsar vereinigt, und was er empfunden — wer möcht' es ihm nachsprechen! Briefe an Gleim Band II. S. 158). Friedrich em-

pfing und hörte ihn mit liebenswürdiger Majestät; sein Scharfblick erkannte in ihm den Mann von Geist, beseelt von Ruhmbegierde, belebt von Trieben, für das Große und Schöne; nur wünschte er von ihm irgend ein klassisches Werk, das ihm zur Aufnahme in die Akademie als Empfehlung dienen könnte. Was hätte man Klassischeres verlangen können, als die Schweizer-Geschichte! Aber der große Verächter der Deutschen, überall nur in der Litteratur seines Vaterlandes nicht zu Hause, hatte sie nicht gelesen; — Müllers Anstellung ward hintertrieben.

Mit dem Vorsatz, nach der Schweiz zurückzukehren, fand er es nachher besser, in Cassel zu bleiben. Hier verlebte er, mit seinen Studien und den Vorträgen der Universal-Geschichte beschäftigt, angenehme Tage, und schrieb eine zwar kleine, aber denkwürdige Schrift: die Reisen der Päpste (1782), voll echt historischen Geistes, Wahrheitsliebe und Weltbürgersinn, und voll der großen, starken und edlen Gedanken und weitern Ansichten, die Müllern so scharf charakterisiren, so wie einzig die Schreibart, die, unnachahmlich, jedes Bestreben der Nacheiferung als schwachen Versuch hinter sich läßt. Aber größer und einziger noch ist der Zweck: Kampf gegen den Despotismus, wann und wie er sich zeige, dessen Schritte aufzuhalten nichts unversucht gelassen werden müßte. Denn, so lange die Welt einem Einzigen dient, ist Freiheit nur, wo Cato sie fand. So lange das Ansehen des Papstthums bestand, war eine Freistatt wider den Zorn

der Potentaten — der Altar; wie eine Freistatt war wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehens — der Thron, und in dem Gleichgewicht lag öffentliches Wohl. Daher schrieb Müller: „Eben deswegen möchte ich die Geistlichkeit gern erhalten, denn sie wird an allen Höfen wider den seyn, der alles bedrohet.“

In der Folge sehen wir den kräftigen deutschen Mann zu Maynz, erst an der Universitäts-Bibliothek, dann im Kabinett, und später im Geheimen-Staatsrath des Kurfürsten Fr Carl Joseph. Hier war es, wo er seine treffliche Schrift: Darstelllung des Fürstenbundes schrieb. Allein das Unglück, das Maynz und den edlen Kurfürsten traf, nöthigte Müllern, einen Ruf nach Wien anzunehmen, wo er mehrere politische Gelegenheitsschriften verfaßte, die, mit wahrhaft Demosthenischer Beredsamkeit, voll Feuer und Hochsinn, eben so zur Verherrlichung seines Namens dienen, als sie dem Vaterlande, dem saumseligen, das seine Warnungen und Aufrufe mit Gleichgültigkeit anhörte, zum Vorwurf gereichen. Nur wenige Deutsche mögen wissen, welchen Schatz sie an diesen Gelegenheitsschriften haben. „Ich höre,“ sagt er unter andern, „wohin sollen wir ziehen? Dahin, wo der Feind ist. Wie weit? Bis in sein Land. Wie lange sollen wir streiten? Bis er nachgiebt. Wo unsre Magazine seyn werden? Wo Früchte gewachsen sind, wo Vieh geboren ist, und durststillende Wasser fließen. Wer mit uns seyn wird? Unsere Allirten werden seyn: der vor einem Volke, das ernstlich will, herwan-

delnde Schrecken, und die Flamme der Begeisterung für Gott und Recht, welche, mit oder wider den Willen ihrer Führer, alle recht liebende Völker ergreifen, mit uns fortreißen, und auf den verwundernden Feind werfen wird. — Wo gewöhnliche Mittel nichts helfen, ist nichts verloren, so lange außerordentliche möglich sind. — Das ist das Geheimniß des Sieges: die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, alles zu vergessen, um jetzt Eines zu wollen, Eines zu seyn, mit aller Kraft Eines zu suchen."

Verläumderischer Neid und mancherlei Mißverstand verleideten Müllern den ferneren Aufenthalt in Oestreichs Kaiserstadt, und er begab sich wieder nach Berlin, von wo aus er dem so lange gefürchteten und vorausgesehenen Sturz der in sich selbst zusammen sinkenden Reichsverfassung zusah. Was er in dieser Zeit der Trübsale und des Elends gedacht und gefühlt, das wissen nur seine Freunde, denen er in vertrauten Briefen schriftlich sich mittheilte, und in deren Brust er, was sein Inneres verschloß, niederlegte. Auch nach der Auflösung der deutschen Reichsverfassung hatte Müller noch nicht alle Hoffnung aufgegeben; er vertraute noch dem alten Preußischen Heeresruhm. Als auch dieser sank, da schrieb er: „das Alte ist vergangen, es wird etwas Neues. Eine große Periode der Universal-Geschichte schließt sich; man glaube ja nicht, nun zu wissen, wie die folgende seyn wird. Fern von uns Niedergeschlagenheit und weibisches Klagen." — Und in einem andern Briefe: „das ist Schicksal, Gottes

Finger. — Also füge sich der Mensch, und erwarte die fernere Entwickelung von Ereignissen, die nicht in unsrer Macht stehen. — Majestätisch furchtbar rollt der Wagen des Schicksals, und zermalmt, wer ihm in das Rad fallen will. Alles hat seine, auch das seine, Zeit."

Gern wäre Müller in Berlin geblieben, aber die Ungewißheit seiner künftigen Existenz beunruhigte ihn; er bedurfte (wie er sich selbst ausdruckt) einer Stelle, erhielt — ohne es zu wünschen — im Oktbr. 1807 seine Entlassung, und folgte seinem Rufe nach Würtemberg. Nichts hatte er veranlaßt, nichts wollte er veranlassen. Auf dem Wege dahin traf ihn ein Französischer Kurier, auf dessen Einladung er sich nach Paris begab. Hier wurde er bestimmt, nach Cassel zu gehen, wo er, anfänglich als Staatsrath, und nachher, seiner Neigung angemessener, als Studien-Direktor, um Westphalen und um die Erhaltung der National-Litteratur, so wie der Universitäten sich entschiedene Verdienste erwarb. Hier endete er eine Laufbahn des Lebens und Wirkens mit einem, des klassischen Alterthums würdigen Heroismus, wohl wissend, daß er von Vielen verkannt, noch einst einer Rechtfertigung bedürfe, die sich aber eine glücklichere Zeit vorbehalten hat.

Müller gehörte seinem Zeitalter, denn er dachte, schrieb und handelte für dasselbe, wenn seine Stimme auch oft überhört wurde. Er gehört aber noch mehr entfernten Jahrhunderten, denn er stand unter seinen Zeitgenossen einzig, wie Plato unter den Philosophen. Ueberall in seinem Leben und Handeln

der Alterthümlichkeit hingegeben, wetteiferte er mit den Alten besonders in der Kunst zu reden, von deren Wichtigkeit und Allmacht Niemand mehr überzeugt war, als er. „Von der Völkerwanderung, sagt er, bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hierher raisonnirt. So will denn ich — sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner, und wiederhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergießen sich der Rhein und die Rhone; sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niedern Flächen der Germaner und Belgier: warum dann, o Freund! gleicht die Sprache, selbst unserer schönen Geister, nur dem Staubbach, spritzt bloß nassen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort? — — Unweit meinem Vaterlande fällt der Rhein achtzig Schuhe vom Felsen herab; wenn die Sonne aufgehet, schlägt der Schaum seiner Wellen wie Iris, keine Gewalt widersteht ihm; Fische, Schiffe, was ihm naht, reißt er hin; der erstaunte Fremdling verliert Gegenwart des Geistes, und nähert sich mit Schaudern. Mein Nutzen von Schafhausen sey dieser Lauffen, der mich lehre, was Cicero und Quinctilian im stillen Kabinet, wie die Beredsamkeit seyn müßte.“

Ein Mittel zu dieser Redekraft zu gelangen, fand Müller in dem unabläßigen Lesen, Studiren und Excerpiren der Alten, wodurch er sich zu eigen machte die Würde des Thukydides, den Donner des Demosthenes, das Licht Xenophons, das Gewicht des Aristoteles, die Gelehrtheit des Polybius, und die

hohe Einfalt des Cäsar. — Aus diesem Excerpiren und Zusammenziehen breiter Erzählungen und Urkunden entstand seine unnachahmliche körnichte Kürze, die ihn dem Tacitus zur Seite stellt, aber eben darum auch gebildete und verstandesreife Leser erfodert. — Vorzüglich wurden diese Excerpte nothwendig zu dem großen Werke, das bis an's Ende seines Lebens seine ganze Seele beschäftigt hat, — zu seiner Universalgeschichte. Zu diesem Zweck hatte er mit unglaublicher Anstrengung und Forschungsbegierde mehr als 2000 Bücher und Manuscripte, die 18 bis 20000 Seiten betragen, durchgelesen, und es ist keine Begebenheit in diesen 2000 Bänden, die, wenn irgend erheblich, nicht in diesen Excerpten befindlich wäre. Leider gelangte diese Frucht eines lebenslänglichen Fleißes nicht zur Reife. Das vollständige Manuscript indessen befindet sich in den Händen seines eben so edlen als gelehrten Bruders, Johann Georg, der hoffentlich das begonnene Werk vollenden, und dadurch seinen Zeitgenossen und der Nachwelt zeigen wird, was Müller wär den Deutschen und der Menschheit*). Uns bleibt nur übrig, in dem Sinn und Geiste des edlen Mannes zu handeln, der in allen Verhältnissen, Wechseln und Gefahren des Lebens sich aufrecht erhielt durch Religiosität, und durch einen unerschütterlichen Glauben an das Unendliche, Ewige, an Gott und Vorsehung.

*) Sämmtliche Werke unsers Joh. v. Müller sind zu Tübingen herausgekommen.

Müllers lehrreiches Leben und Wirken machte eine umständlichere Würdigung seiner Person wünschenswerth. Der Stoff dazu war gegeben in seiner vortrefflichen Selbstbiographie, und in dem schönen Denkmale von Dr. Fr. G. Zimmermann (s. Archenholz Minerva, Julius 1809). Nach einem solchen Manne sich bilden — ist des ernsten Strebens jedes Deutschen Jünglings werth!

Charakter der Deutschen und ihres Landes.

Ein Bruchstück von Joh. v. Müller.

[Nachstehendes Bruchstück ist entlehnt aus Müllers Darstellung des Fürstenbundes (Leipzig 1787), den Friedrich II im Jahre 1785 mit mehreren deutschen Fürsten errichtete, um die Absichten Kaiser Josephs II. zu verhindern, der seine Niederlande, mit Ausschluß von Namur und Luxemburg, gegen Bayern, an den damaligen Kurfürsten von Pfalzbayern, Karl Theodor, vertauschen wollte.]

Deutsche haben die letzte Weltmonarchie gestürzt*); von ihnen sind die Könige der neuen Staaten

*) Das ist die Römische im Abendlande. Britanien, das südliche Gallien und Spanien waren von Deutschen Völkern schon besetzt, als Odoacer im Jahre 476 den letzten Römischen Imperator besiegte. Zehn Jahr darauf wurde der Ueberrest der Römischen Macht in Gallien von den Franken überwältigt, an deren Spitze Chlodowich das Deutsche Reich der Franken in Gallien stiftete.

ausgegangen[1]); in dem, welchen sie über sich selbst wählen, erkennt Europa den Titel und Rang der Cäsaren[2]); daß er ihre Gewalt nicht herstelle, wird hauptsächlich durch die deutsche Freiheit verhindert[3]).

Ein Land über zwölftausend Quadratmeilen groß, fruchtbar, doch mehr für die Bedürfnisse, als für die Wollüste des Lebens; durch seine vielen Städte zum Arbeitfleiß begünstigt, vornehmlich, weil so viele Hauptstädte sind; für den Handel durch Ströme und Künste bequem genug, doch nicht so, daß der merkantilische (kaufmännische) Geist national (volkthümlich) und prädominirend (vorherrschend) werden könnte; in der Temperatur des Klima weder schmelzend noch starr, sondern in einem gesunden Mittel; daher die Organisation der Menschen zwischen steifer Fühllosigkeit

1) Schon bei der Völkerwanderung erhielten alle westliche Europäische Völker Könige Deutscher Abkunft, und in den neuern Zeiten haben Deutsche Geschlechter die meisten Europäischen Throne besetzt. Die Ereignisse der letzten Jahre haben einige nur vorübergehende Unterbrechungen gemacht.

2) Karl der Große brachte die Würde des Römischen Kaisers auf die Deutschen, und seit der Zeit hatte er den Rang vor allen Europäischen Regenten. Die neuern Zeiten haben bekanntlich Deutschland auch darin eine andere Verfassung gegeben, deren Vollendung wir noch erwarten.

3) Als Müller dies schrieb, gründete sich die Deutsche Freiheit noch auf die Landeshoheit der Deutschen Fürsten, auf das Wahlrecht des Kaisers durch die Kurfürsten, auf die Wahlkapitulation und die übrigen Reichsgrundgesetze der Nation.

und allzu zarter Empfindlichkeit; ein Volk, stark für Arbeit und Genuß, nicht weniger sinnreich zu Erfindungen [1]), vorzüglich für die nützlichen, und geduldig zum Vervollkommnen; fühlend für das Schöne, und in Künsten des Geschmacks [2]) unter keinem andern, doch glücklicher in Erforschung des Wahren [3]) und Vollziehung des Großen, vornehmlich verständig und beharrlich; gehorsam bis zur strengsten militairischen Subordination, doch warm beim Namen der Freiheit, und werth sie zu genießen; ein Volk, zu allem geschickt, wenn ihm der Stolz nicht fehlt, ohne Nachahmung [4]) deutsch zu seyn: das ist unser Volk, und so ist Deutschland.

Mitten unter Völkern, die vor allen andern auf die Menschheit wirken, liegt unser Vaterland;

1) Z. B. Buchdruckerkunst, Papier, Schießpulver, Uhren, Luftpumpe u. s. w.

2) Auch die Deutschen, obwohl durch Klima nicht begünstigt, haben große Lehrer in den schönen Künsten gehabt: Winkelmann, Mengs, Sulzer.

3) Kein Volk hat so viel Denker und Philosophen hervorgebracht: Kopernikus, Kepler, Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling u. s. w.

4) Diese Nachahmung hat zwar dem Deutschen manche Vortheile gebracht, denn er verdankt ihr einen großen Theil seiner wissenschaftlichen Bildung: aber sie hat ihm eben so viel geschadet, da er zu weit darin ging, und namentlich von den Franzosen und Engländern vieles Alberne und Schlechte entlehnte, das seinen Volks-Charakter, wie seine Sitten verderbte.

stark wider jedes[1]), den meisten furchtbar durch sechsmalhunderttausend Krieger[2]), welche selten ihres Gleichen gehabt, und niemals[3]) übertroffen worden. Für wen, und für welche Sache sie die Waffen führen; wem sie folgen: darauf beruht alles Gleichgewicht in der Politik[4]), die Freiheit von Europa, das Wohl des menschlichen Geschlechts.

1) So ist es, wenn alle Deutsche Fürsten von einem gemeinschaftlichen Interesse beseelt sind.

2) Müller meint stehende Heere. Der Deutsche Freiheits-Krieg hat gezeigt, daß Deutschland zur Zeit der Noth noch eine größere Anzahl aufbringen kann.

3) Dies hat die neueste Zeitgeschichte bewiesen.

4) Der Fürstenbund sollte dies Gleichgewicht befestigen. Der Frieden in Europa hat es wieder hergestellt.

Die beiden Tonnen.

Eine Parabel von Fr. Adolph Krummacher.

(S. Bardenh. 1. Th. S. 159.)

Eines Morgens, als der weise Diogenes sich aus seiner Tonne erhob, um die Sonne aus dem Meere emporsteigen zu sehen, bemerkte er mit Verwunderung, daß die Morgenröthe statt Einer Tonne deren Zwei umstrahlte. Ein vornehmer Jüngling hatte den Entschluß gefaßt, ein Weiser zu werden, wie der bewunderte und verspottete

Diogenes, und in der Nacht seine Tonne gegen Piräus*) gewälzt. Wohl! mein Sohn, sagte der Greis, ich sehe, die Weisheit hat an dir sich einen Jünger erbeutet!

Der Jüngling lächelte über das Lob des verehrten Greises.

Diogenes aber nahm seine Tonne, wälzte sie gegen das Meer, und stürzte sie hinein. Da schwankte sie auf den Wogen dahin.

Der Jüngling erstaunte. Da sprach Diogenes: ich habe an dir endlich einen würdigen Schüler gefunden. Vollende nun deinen Sieg über dich selbst. Verschreibe mir deine Güter, und ich will hingehen und sie den Armen vertheilen. — Der Jüngling antwortete: ich habe noch einiges zu Hause zu beschicken! — ließ seine Tonne dahinten, und entfernte sich.

Da lächelte Diogenes und sprach: die possierlichen Menschen! Sie meinen, es sey mit der Tonne genug! Aber sie täuschen sich selber; wie sollten sie gegen Andere wahr seyn können?

So sprach er, und begab sich in die neue Tonne.

Der vornehme Jüngling aber blieb daheim, und schämte sich und fühlte, daß er nicht eher als jetzt den ersten Schritt zur Weisheit gethan habe.

*) Ein schöner Hafen zu Athen.

Das Gebet.

Eine Parabel von Fr. A. Krummacher.

Cornelia war die Freude und der Stolz ihrer Eltern. Denn sie war schön von Gestalt, wie ein Lichtstrahl, und ihre Wangen blüheten, gleich der jungen Rose, wenn sie zum erstenmal dem Thaue sich öffnet. Dazu war ihre Seele so klar, wie ein Frühlingsmorgen, der über den blühenden Thälern schwebet, und den fröhlichen Tag verkündet.

Noch hatte Cornelia des Lebens Ernst und Mühe nicht erkannt, und die Tage ihrer Jugend waren heiter. Aber siehe! es erkrankte die Mutter, nachdem sie ein Knäblein geboren, und sie lag darnieder viele Tage lang, und ermattete sehr; denn das Fieber war heftig, also daß es die Sinne zerrüttete. Da durchwachte das Mägdlein die Nächte an dem Bette der kranken Mutter, und labte sie und wandelte um sie her mit leiser Sorgfalt und heimlichen Aengsten.

Und am siebenten Tage ward das Fieber heftiger denn zuvor, und es war eine Stille im Kämmerlein und ein heimliches Weinen. Denn ein jeglicher glaubte sie dem Tode nahe.

Aber mit der Nacht kam der lang ersehnte Schlummer, und erquickte die Mutter, und das Leben kehrte zu ihr zurück. Und Cornelia saß

am Bette und hörte ihren Odem die ganze Nacht, und ihre Seele war ängstlich in Hoffnung.

Als nun der Tag erschien, da schlug die Mutter die Augen auf und sprach: mir ist wohl, ich werde genesen! — Und sie aß und trank und schlummerte von neuem.

Da ward es dem Mägdlein wunderlich im Herzen vor Freude. Und Cornelia ging leise aus dem Kämmerlein, und hüpfte hinaus in das Feld, und stieg auf einen Hügel zur Zeit der Dämmerung. Hier stand sie, bewegt von mancherlei kämpfenden Gefühlen des Schmerzes und der Hoffnung. Da stieg die Morgenröthe empor und umstrahlte ihr Antlitz, und Cornelia gedachte nun des neuen Lebens der Mutter, und der Angst, die sie empfunden. Aber sie vermochte nicht länger die Fülle der Empfindungen im Herzen zu fassen; sie knieete nieder auf die Blumen des Hügels, und neigte ihr Antlitz, und ihre Thränen vereinten sich mit dem Thau des Himmels.

Darauf erhob sie ihr Haupt und kehrte zurück in die Heimath und in das Kämmerlein der Mutter. Und Cornelia war schöner und lieblicher als zuvor; denn sie hatte mit Gott geredet.

Die Namen Gottes.

Eine Parabel von Fr. A. Krummacher.

Als Alexander, Philippus Sohn, zu Babylon war, ließ er aus jeglichem Lande und Volke, die er überwunden hatte, einen Priester kommen und versammelte sie allesammt in seinem Pallast. Darauf setzte er sich auf seinen Thron und fragte sie — es waren ihrer aber eine große Zahl — und er sprach: Wohlan, saget mir, erkennet und verehret ihr ein höchstes unsichtbares Wesen? — Da verneigten sich die Priester allzumal und sprachen: Ja! Und der König fragte weiter: Mit welchem Namen nennet ihr dasselbe? — Darauf antwortete der Priester aus Indien: Wir nennen es Brama, das heißt das Große! Der Priester aus Persien: Wir nennen es Ormus, d. h. das Urlicht! Der Priester aus Judäa: Jehova Adonai, den Herrn, der da ist, war und seyn wird. — Und so hatte ein jeglicher Priester sein eigenes Wort und einen besondern Namen, womit er das höchste Wesen benannte.

Da ergrimmte der König in seinem Herzen und sprach: Ihr habet nur einen Herrscher und König. So sollt ihr auch fortan nur einen Gott haben. Zeus ist sein Name.

Da wurden die Priester sehr betrübt ob der Rede des Königs und sprachen: Mit dem Worte,

das wir genannt haben, nennet ihn unser Volk von Jugend auf. Wie s llen wir das ändern?

Der König aber zürnte noch mehr. Da trat ein alter Weiser mit grauem Haupte hervor, ein Bramin, der ihn nach Babylon begleitet hatte. Dieser hub an und sprach: Der König, mein Herr, erlaube, daß ich zu den Versammelten reden möge!

Darauf wandte er sich zu den Priestern nnd fragte: Leuchtet auch bei euch allen das himmlische Gestirn des Tages, die Quelle des irdischen Lichts?

Die Priester verneigten sich allesammt und sprachen Ja!

Da fragte der Bramin sie, einen nach dem andern: Wie nennet ihr dasselbe? Und ein jeglicher nannte ein anderes Wort und eigenen Namen seines Landes und Volkes. Da sprach der Bramin zu dem König: sollen sie nicht fortan das Gestirn des Tages mit gleichem Worte benennen? Helios*) ist sein Name.

Bei diesen Worten ward der König voll Scham und sprach: lasset sie einen jeglichen sein eigenes Wort gebrauchen. Ich sehe wohl, daß das Bild und Zeichen noch nicht das Wesen ist.

*) Ist die Griechische Benennung der Sonne.

Die sieben Kindlein.

Eine Parabel von Fr. A. Krummacher.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenroth aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen.

Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: Es sind ihrer sieben an der Zahl: Ach! es wird uns hart fallen, sie zu ernähren. — Also seufzte die Mutter. Denn es war eine Theurung im Lande.

Der Vater aber lächelte und sprach: Siehe, liegen sie nicht und schlummern alle sieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fleußt auch von neuem das Morgenroth über sie her, daß sie noch schöner erscheinen uns, wie sieben blühende Röslein . . , Mutter, das zeiget uns ja, daß Er, der das Morgenroth machet und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.

Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viel waren, und sie weinte.

Der Vater aber antwortete und sprach: Mutter, was weinst du? Haben sie doch alle sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängsten! Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu Dem haben, der mehr vermag, als wir verstehen.

Siehe! seine Sonne kommt! Wohlan! laß uns auch unsern Tagelauf wie sie mit fröhlichem Antlitz beginnen!

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten samt den Kindlein. Denn der Glaube erhebet den Muth und die Liebe gewähret Stärke.

Der Tempel zu Memphis[1]).

Eine Parabel von Fr. A. Krummacher.

Als Pythagoras[2]), der Weise von Samos, in Aegypten verweilte, um Weisheit aus alter heiliger Quelle zu schöpfen, geleiteten ihn die Priester in den Tempel zu Memphis. Ruhig und groß, wie ein Gebürge lag das Wundergebäu in der Dämmerung des Morgens. —

1) Die alte Hauptstadt Aegyptens.

2) Ein Griechischer Philosoph, aus der Insel Samos, der vor dem Sokrates lebte.

Wie haben Menschenhände diese Felsenmassen emporgehoben? rief der Grieche voll Erstaunen. Die vereinte Kraft, antwortete der Priester, vermag alles, wenn ein Geist sie leitet,

Jetzt thaten sich die gewaltigen Thorflügel des Tempels auf, wie die Thore des Schattenreichs. Sie wandelten hinein und standen schweigend zwischen den erhabenen Pfeilern, und es wehete ein Säuseln durch die unermeßlichen Hallen, wie Geisterstimmen.

Da ergriff ein Schauder den jungen Weisen von Samos, das ihn ein Zittern ankam, und er lehnte sich an das Gemäuer und weinte.

Da trat ein Priester zu ihm und sprach: Was weinest du?

Pythagoras aber schwieg; eine Weile darauf antwortete er: Ach, laßet mich! Fühle ich mich nicht hier in der furchtbaren Nähe des Wesens, dessen Namen ich nicht auszusprechen wage!

Da sprach der Priester: Heil Dir, mein Sohn, in deiner Demuth! Sie führet dich zur Gottheit, der dieses Heiligthum erbauet ward. Wohlan, des Gebäudes hehre Gestalt führe dich nun auch wieder versöhnend zur Menschheit zurück.

Bedenke, daß dieser Tempel in eines Menschen Brust war, ehe er aus dem Felsen empor stieg. Trockne deine Thränen und wandle fröhlich!

Trauerstille.

Ein Sonnet von Gottfr. Aug. Bürger.

[Das Sonnet ist Italischen Ursprungs, und seinem Charakter nach lyrisch, denn es stellt ein bestimmtes Gefühl dar. Es unterscheidet sich aber von allen übrigen lyrischen Gedichten durch einen ihm eigenthümlichen Mechanismus der äußern Form. Dieser besteht nämlich in 14 gleich langen Versen, wovon die ersten acht in zwei vierzeilige Strophen, die letzten sechs in zwei dreizeilige Strophen getheilt sind. In den vierzeiligen dürfen nur zwei Reime seyn, so daß jeder Reim viermal wiederkehrt, und zwar wechselnd vier männliche und vier weibliche Endsylben. In den dreizeiligen Strophen oder den sechs folgenden Zeilen gehören wieder drei Zeilen männlichen Reimen, und drei Zeilen weiblichen. Gemeinhin läßt man hier drei Reime sich in einander verschlingen. Die Füße können Trochäen oder Jamben, und die Verse bald kürzer, bald länger seyn; gewöhnlich wählt man fünffüßige Trochäen. — Hieraus ergibt sich, daß ein gutes Sonnet nur in Sprachen, denen das Reimen leicht ist, gebildet werden kann, so wie es denn auch die höchste Leichtigkeit, Natürlichkeit und musikalische Vollendung erfodert.

Am meisten eignet sich das Sonnet zur Darstellung einer sanften, schwärmerischen, platonischen Empfindung, doch kann auch ein höhere Gedanke darin ausgedruckt werden. Das höchste Muster in dieser Dichtungsart ist der Italiener Petrarca, dessen vokalreiche, musikalische Sprache aber auch mehr dazu geeignet ist, als die Deutsche. Auch die ältern Deutschen Dichter versuchten sich in dem Klinggedicht,

wie sie es nannten. Unter den neuern haben diese Dichtungsart am meisten und glücklichsten angebaut: Bürger, A. W. Schlegel, Tieck, Novalis.]

*

O wie öde, sonder Freudenschall,
Schweigen nun Palläste mir, wie Hütten,
Flur und Hain, so munter einst durchschritten,
Und der Wonnesitz am Wasserfall!

Todeshauch verwehte deinen Hall,
Melodie der Liebesred' und Bitten,
Welche mir in Ohr und Seele glitten,
Wie der Flötenton der Nachtigall!

Leere Hoffnung! Nach der Abendröthe
Meines Lebens einst im Ulmenhain
Süß in Schlaf durch dich gelallt zu seyn!

Aber nun, o milde Liebesflöte,
Wecke mich beim letzten Morgenschein
Lieblich, statt der schmetternden Trompete.

Johannes in der Wüste.

Ein Sonnet von Aug. Wilh. Schlegel.

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Städten.
Er liebt in öde Klüfte sich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts Nieders kann ihn an die Erde ketten,
Und sein Geschlecht*) vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket,
Da steigt vor seiner Seel' empor ein Bild,
Das er mit seel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groß als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen Dich wie bin ich streng und wild!

*) Das Menschengeschlecht.

Abraham Gotthelf Kästner.

Abrah. Gotth. Kästner ist geboren 1719 zu Leipzig, und gestorben 1800 zu Göttingen, als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik daselbst, mit dem Titel eines Hofraths.

Ein trefflicher Kopf, der sich in der Litteratur der philosophischen und mathematischen Wissenschaften unvergeßlich gemacht hat. Daß ein Mann, der das Tiefsinnigste alles menschlichen Denkens mit Stetigkeit umfaßte, auch die Feinheiten des gesellschaftlichen Scherzes und der Poesie des Witzes so ganz in seiner Gewalt hatte — gehört gewiß zu den seltenen und merkwürdigen Erscheinungen. Kästner aber verband mit der tiefsten Kenntniß

der Meßkunst und Naturlehre die ausgebreitetste Sprachkunde, Belesenheit und Bücherkenntniß, einen philosophischen Geist und eine reiche Ader des Witzes, in seinen prosaischen Schriften sowohl, als besonders in seinen Epigrammen. (Abr. Gotth. Kästners zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle. Erste Sammlung. Wohlfeile Ausgabe, Frankfurt und Leipzig 1800. 8 Zweite, mit Genehmigung des Verfassers veranstaltete Sammlung. Ebendas. 1800, 8. zusammen 20 Gr.) In diesen letzteren züchtiget er die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menschen um und neben sich, wo er sie findet, und, abgesehen davon, daß er nicht selten persönlich spottet (obwohl ohne Bosheit), sind sie allerdings die witzigsten, schärfsten und treffendsten in ihrer Art. — Auch Lehrgedichte, Elegien, Oden und Lieder hat Kästner gedichtet, doch ist er in diesen Gattungen nicht ausgezeichnet.

Epigramme.

[Das Epigramm — ein Griechisches Wort, welches so viel als Aufschrift bedeutet — ist in dem Sinne, wie es die Griechen nahmen, ein kleines beschreibendes Gedicht, das ganz kurz die Bestimmung und Beschaffenheit eines Dinges angibt, und zugleich die Empfindung des Dichters bei diesem Gegenstande ausdruckt, oder wie Herder in seinen zerstreuten Blättern (1ste Sammlung S. 113) es erklärt: die Darstellung eines Bildes oder einer Empfindung über

einen einzelnen, gegenwärtigen Gegenstand, der dem Anschauenden interessant war, und durch diese Darstellung in Worten auch einem andern gleichgestimmten oder gleichgesinnten Wesen interessant werden soll. – Die Griechen hatten vor allen Völkern Gelegenheit und Veranlassung zu solchen Aufschriften in ihrer schönen Natur, in der Menge ihrer herrlichen Kunstwerke, in ihren alten Mythen, so wie in ihrer Verfassung, die ihren Helden und Weisen ehrende Denkmäler setzte, und ihre schöne Redseligkeit und Humanität benutzte diese Anlässe auf das glücklichste.

Die neuern haben diese Epigramme den Griechen nachgeahmt; aber dadurch hat auch jene gefühlvolle Aufschrift einen andern Charakter angenommen, und sich in ein spottendes und beißendes Sinngedicht verwandelt, das nicht sowohl für Phantasie und Empfindung, als für den Verstand darstellen will. Unser jetziges Epigramm ist ein poetisches Produkt, das einen hervorstechenden witzigen Gedanken auf die möglichst kürzeste Art zu versinnlichen und Individuen und Handlungen zu loben, oder moralische Unvollkommenheiten zu tadeln, wohl gar zu verspotten sucht. In so fern bloß ein sinnvoller Gedanke anschaulich, neu und treffend dargestellt wird — ohne loben oder tadeln zu wollen — wird es mit dem Namen eines Sinngedichts belegt. Unsere ältern Dichter nannten es Ueberschrift und Aufschrift. — Außer Kästner haben unter den Neuern vorzüglich Lessing, v. Göckingk, v. Göthe, Voß, v. Schiller, Pfeffel, Haug u. s. w. uns mehrere treffliche Epigramme geliefert.]

Von Herrn M. M.

Ein Epigramm von Abrah. Gott. Kästner.

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht.
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und diesen kannt' er nicht!

Dies Epigramm ist auf Friedrich II. gerichtet, und enthält den Gedanken: Friedrich beruft Schein-Gelehrte von Paris, und übersieht die Philosophen in seinem Lande. — Die Sache ist wahr. Der König, selbst ein Freund der schönen Künste und Wissenschaften, ließ aus Vorliebe für französische Gelehrsamkeit witzige Köpfe aus Frankreich (von der Seine) kommen, die, häufig eitel und aufgeblasen, gleich den Sophisten des Alterthums, den Schein gründlicher Gelehrsamkeit hatten, weil sie durch schöne Reden zu blenden wußten, und anmaßend genug waren, sich über die Weisen der Griechen zu erheben, und die Deutschen Gelehrten für Barbaren anzusehen. Gleichwohl hatte Friedrich in seinem Lande, und zwar in Berlin selbst, an Moses Mendelssohn, einen sehr geachteten Philosophen, um den er sich aber, bei seiner Geringschätzung Deutscher Litteratur, und bei dem Vorurtheile, daß Deutschland keine große Geister besitzen könne, nicht bekümmerte.

Alles dies aber deutet der Dichter nur an, denn er versteckt bescheiden die wirklichen Personen, die er meint, hinter den König Dionys den ältern, den Alleinherrscher von Syrakus, und den Griechischen Weltweisen Plato. Darin (aber auch nur darin)

hatte nämlich Friedrich II. Aehnlichkeit mit dem Dionys, daß beide geistreiche Denker und Freunde der Künste und Wissenschaften waren. Dionys machte Gedichte, Friedrich auch. Jener ehrte die Philosophen, die aus Griechenland herüber kamen, um seinen glänzenden Hof zu sehen, und ließ auch den Plato zu sich kommen, mit dem er sich eine Zeit lang unterhielt, obwohl er die Freimüthigkeit desselben nicht lange ertragen konnte. Friedrich hatte in seinem Lande an dem Mendelssohn einen Plato — aber er holte sich lieber redselige Schwätzer (Sophisten) des Auslandes, die als gelehrte Parasiten an seinem Hofe glänzten.

Die Gelehrten Republik hat diese Parteilichkeit Friedrichs, eben weil er ein großer Mann war, und als solcher auch große Fehler begehen mußte, gewöhnlich übersehen, und ihm selbst darum ihre Achtung nicht entzogen; aber Deutscher Witz hat sich für die Verachtung gerächt an denen, die als Fremdlinge die Deutsche Litteratur durch ihre Anmaßung entweihten.

Hinz und Kunz.

Ein Epigramm von G. E. Lessing.

Hinz: Was doch die Großen alles essen:
Gar Vogelnester, eins zehn Thaler werth.
Kunz: Was? Nester? hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
Hinz: Kann seyn, kann seyn! Gevattersmann!
Bei Nestern fingen sie denn an.

Lessing hat bei diesem Epigramm seinen Pfeil in scharfe Lauge getaucht, um desto schmerzhafter die Großen der Erde zu verwunden, die durch ihre Habsucht und Verschwendung, zur Befriedigung ihrer Lüste, das Mark der Unterthanen aussaugen. Dies stellt er vor unter dem Bilde eines Polyphagen, der mit Delikatessen anfängt, und so immer weiter geht. Denn alles in der Welt, auch die Vielfresserei, nimmt einen kleinen Anfang; so wie Milon von Kroton wahrscheinlich mit einigen Pfunden Rindfleisch begann, ehe er einen Ochsen auf eine Mahlzeit zu sich nehmen konnte. — Sehr zweckmäßig wählt der Epigrammatist die bekannten indianischen Vogelnester (Tunkinsnester), die eine Art von Schwalbe (hirundo esculenta) aus gewürzhaften Meeresgewächsen bauet, und die, groß und gestaltet wie eine Zitronen-Schale, pulverisirt und zu Brühen verarbeitet, den Chinesen als eine der ersten Delikatessen gelten. Denn wer erst Nester essen kann, der, — so ist die moralische Anwendung — kommt denn auch sehr bald auf Häuser, und verschlingt endlich Städte und Ländner.

Unsere Sprache.

Ein Sinngedicht von Fr. G. Klopstock.

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, — damit ichs kurz, mit ihrer Kraft es sage —
An mannigfalt'ger Ur-Anlage

Zu immer neuer, und doch Deutscher Wendung
reich;
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,

Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.

Dieses Sinngedicht schildert in wenig Worten, aber kräftig und treu, die Vorzüge der Sprache der Deutschen vor allen übrigen Neu-Europäischen. Es beginnt, um sogleich jedem Einwand zu begegnen, mit der Warnung: daß es nur keine lebende Sprache (dadurch wird den ältern Sprachen, der Griechischen und Lateinischen, ihr verdienter Oberrang bestätigt) wage, sich mit der Deutschen messen zu wollen! denn

1) sie ist reich an neuen Wendungen, d. h. sie hat eine freie Konstruktion, indem sie die Theile eines Satzes auf verschiedene Weise stellen, und die Sätze selbst unter einander mannigfaltig verbinden kann, welches in dem Grade bei keiner neuern Sprache der Fall ist. — Dies ist ein Vortheil, der aus ihrer ursprünglichen Anlage (Uranlage) hervorgeht, die mannigfaltige Veränderungen und Stellungen erlaubt, woraus nicht nur Wohlklang, Abwechselung und Rundung der Perioden hervorgeht, sondern wodurch auch die Schreibart an Kraft und Nachdruck unendlich gewinnt. Aber mit Vorsicht setzt der Dichter hinzu: sie sey reich an Deutscher Wendung. Damit will er nicht sagen, als könne und dürfe sie keine Griechische und Lateinische Wortfügung in sich aufnehmen; vielmehr gehört es gerade zu den Vorzügen unsrer Sprache, daß sie fremde Wortfügungen sich anzueignen vermag, wie die geschmackvollen Uebersetzungen neuer

Zeit dargethan haben: sondern er meint nur, daß sie undeutsche, d. h. ihrem Geiste zuwider laufende, ihr aufgedrungene, zwangvolle Konstruktionen, die eine sklavische Nachahmung des Fremdartigen verrathen, weder nöthig habe noch leiden möge, wovon freilich unsre neuern Uebersetzungen nicht ganz frei sind, und wogegen Klopstock in seiner merkwürdigen Ode: Unsre Sprache an Uns (Klopstocks Werke 7ter Band) heftig eifert, wenn er die Sprache sagen läßt:

Wer mich verbrittet, ich haß' ihn! mich gallizismet, ich haß' ihn!
Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur Quiritinn
Machen, und nicht, wenn sie mich verachä'n. Ein erhabnes Beispiel
Ließ mir Hellänis: Sie bildete sich durch sich!

Wie bildsam unsre Sprache sey — ließe sich schon allein aus diesem Klopstockschen Verse beweisen! —

2) sie ist, — was wir selbst, da Tacitus uns forschte, waren — gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich, d. h. sie ist eine ungemischte Stammsprache, die sich von den übrigen durch viele Eigenthümlichkeiten unterscheidet, — ist so, wie wir selbst waren zu den Zeiten, da Tacitus die Sitten der Germanen beschrieb — Dieser Geschichtschreiber, dem wir besonders die nähere Kenntniß unserer Voreltern verdanken, sagt nämlich in seinem Buche de morib. Germ. Cap. 2.: ipsos Germanos indigenas crediderim, minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos (die Deutschen selbst möchte ich für die Urbewohner des Landes halten, und für ein Volk, das von aller

Vermischung mit Fremdlingen und ausländischen Gästen frei geblieben ist). Eben so cap. 4.: Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos, propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse arbitrantur. (ich pflichte der Meinung bei, nach welcher sich Deutschlands Nationen nie durch Ehen mit fremden Völkern befleckt haben, sondern stets ein eigener, echter, nur sich selbst gleicher Völkerstamm geblieben sind).

Peter Wilhelm Hens'ler.

Pet. Wilh. Hens'ler ist geboren 1742 zu Preez in Holstein, und als Landsyndikus in Stade gestorben 1779. — Unter seinen Gedichten, die sein Bruder, unter dem Titel: Gedichte von P. W. Hens'ler. Altona 1782 kl. 8. herausgab, sind die Epigramme, deren jene Sammlung 243 enthält, das Wichtigste. Sie haben mit Recht seinen poetischen Ruhm begründet, denn die meisten unter ihnen sind ausgezeichnet durch Scharfsinn, Witz und Laune, wie durch Feinheit des Ausdrucks und Korrektheit der Sprache. Der Spott ist treffend, oft derb, aber nie ungerecht. Mehrere sind bloß glückliche Nachahmungen.

Hofmanier.

Von P. W. Hens'ler.

Ein derber Spott war ehedem[1])
Bei Fürst und Rittern wohl gelitten.
Allein nach unsern scheuen Sitten
Hält man das feinste Spötteln kaum genehm[2]).
Die wicht'gen Herren! Welch Geziere![3])
Sie lachen gar nicht mehr,
Sie lächeln kaum noch mehr.
Verdienten sie noch die Satyre,
Sie scheuten sie wohl nicht so sehr.

1) Dies ehedem ist freilich von einigen Jahrhunderten zu verstehen, da noch die Hofnarren üblich waren, die den regierenden Herrn in der Form des Scherzes manche treffliche Wahrheiten sagten, welche von ihnen nicht übel genommen wurden.

2) Genehm halten. — Ein kabinetsmäßiger, ministerieller Ausdruck, der hier ganz an seiner Stelle ist.

3) Sollte man doch glauben, als wenn die großen Herrn über alle wichtige Geschäfte das Lachen verlernt hätten! Aber so ist es nicht. Der Ernst ist nur Ziererei; man ist gravitätisch, weil man sich vor der Satyre fürchtet, die man verdient hat.

Auf eine Uebersetzung des Horaz.

Von P. W. Hens'ler.

Dies Meisterstück verdient die Ehre freilich,
Daß man's auch Göttern widmen kann.
Der Römische Horaz ist Aphrodite'n heilig,
Der Deutsche — ihrem Mann.

In diesem Epigramm satyrisirt der Dichter die schlechten Deutschen Uebersetzungen, welche um's Jahr 1770 vom Horaz erschienen. Dies thut er auf eine sehr feine und witzige Art dadurch, daß er den Römischen Horaz der Aphrodite (der Venus) weiht, dieser Göttin der Liebe, deren Lob Horaz so oft und so gern besingt; die Uebersetzung aber dem Vulkan als dem Gotte des Feuers. — Seit Wieland die Satyren, und Ramler und Voß die Oden übertragen haben: besitzen wir auch einen Deutschen Horaz, der Aphrodite'n heilig ist.

Meine Bücher.

Von P. W. Hens'ler.

Bei mir kann gar kein Buch veralten*).
Kaum hab' ich eins: so muß ich's schon verleihn.
Und da fällt's oft den Leuten ein,
Daß es viel leichter sey, die Bücher zu behalten,
Als das, was sie enthalten.

*) veralten heißt hier so viel, als — alt werden.

Die Spitze des Epigramms ist ein Wortspiel. Die nämlich, welche Bücher von Andern leihen, finden es bequemer, die Bücher zu behalten, als den Inhalt derselben, oder das, was sie enthalten. Dergleichen Leute gibt's in der That. Sie möchten wohl recht viel wissen; aber sie finden das Lesen etwas mühsam, und trösten sich damit, daß sie ja die Bücher selbst besitzen. Und eben diesen Trost finden sie, wenn sie geliehene Bücher behalten, denn es ist ihnen nun, als ob sie die Kenntniß, die sie daraus erlangen könnten, wirklich schon als ihr Eigenthum besäßen.

Griechheit.

Von Friedrich von Schiller.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maaß und Klarheit! drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verstande
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Dieses Epigramm enthält einen Vorwurf gegen die Deutschen, welche erst blinde Nachahmer der Franzosen (Gallomanie), dann übertriebene Verehrer der

Griechen (Gräkomanie) wurden. Jene Nachahmung erscheint dem Epigrammatisten als ein kaltes, diese als ein hitziges Fieber, weil letztere, im Vergleich mit der erstern, enthusiatisch getrieben wurde, und nicht wie die Gallomanie bloß in der Körperwelt, sondern auch in dem Geisterreiche der Gelehrten sich zeigte. — Allein das Wesen der Griechheit hat der Deutsche, so meint der Verf., noch nicht ergriffen; sein Streben nach dem Griechischen Ideale ist löblich; aber es muß mit Verstand geschehen, wenn eine würdige Sache nicht entweiht werden und zum Spott herabsinken soll.

Wissenschaft.

Von Friedrich von Schiller.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttinn, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Die Beschäftigung mit den Wissenschaften sollte, rein von allem Eigennutz, bloß die Veredlung des Geistes zum Zweck haben. Dies ist aber nicht bei Allen der Fall, die sich den Wissenschaften widmen. Viele ziehen daraus nur äußere Vortheile, und betrachten sie bloß als ein Mittel des reichlichen Erwerbs, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie durch die Wissenschaft, und die Wissenschaft durch sie gewinne. Gegen diese gemeine Denkart ist vorstehendes Epigramm gerichtet, das den Gelehrten, den es trifft, einem Landwirth gleich stellt, der nur äußern Gewinn in Anschlag bringt.

Der Regent.

Von K. G. Pfeffel.

Im Polsterstuhl des Fürsten dehnte
Sich einst sein Hofnarr aus, und gähnte.
Zum Unglück kam der Fürst dazu,
Geführt, wie immer, vom Vezire.
Ei, rief er, Kerl, was treibest du?
„Ach nichts!" sprach Niclas, „ich regiere."

Das Regieren wird sonst als eine schwere Kunst dargestellt, und ist es gewiß; aber die Praxis zeigt, daß viele Regenten es sich oft sehr leicht zu machen wissen, indem sie selbst nichts thun, sondern die Geschäfte ihrem Minister überlassen. Diese Unart rügt der Epigrammatist, indem er den Hofnarren, in dessen Munde eine scherzhaft eingekleidete Wahrheit sich besser macht, seinem Herrn sagen läßt: ich thue **nichts** — ich regiere.

Der Patient.

Von K. G. Pfeffel.

Den kranken Landvogt **Greif**, der sich zum Krösus stahl,
Begann der Tod schon Zung' und Hand zu lähmen.
Man fragte seine Frau: Was macht ihr Herr Gemahl?
Ach, sprach sie, er kann nichts mehr nehmen.

Der Stachel dieses Epigramms liegt in der Zweideutigkeit des Worts nehmen. Zuerst denkt man in dieser Verbindung an das Einnehmen der Arznei: aber man sieht auch zugleich, daß dies hier nicht gemeint sey, sondern daß das Nehmen nur diejenige Bedeutung haben könne, welche zu dem habsüchtigen Landvogt Greif — dessen Name schon so bezeichnend ist — allein paßt.

Die Bauern vor dem Bilde ihres Gerichtshalters.

Von A. Fr. E. Langbein.

Katt: Ach, wie er leibt und lebt! doch warum zog der Mann,
Der ihn gepinselt hat, ihm nicht auch Handschuh an?
Toms: Kann sie nicht brauchen, Nachbar Katt.
Weil er die Hände stets in unsern Beuteln hat.

Die beiden Bauern bewundern in dem Gemählde ihres Gerichtshalters die große Aehnlichkeit. Es ist charakteristisch, daß der Epigrammatist den einen Bauer vorzüglich auf die Hände im Gemählde achten, und ihn diese unbedeckt sehen läßt. Der andere erklärt diesen Umstand sehr naiv dadurch: der Gerichtshalter könne keine Handschuh gebrauchen, weil er seine Hände immer in den Geldsäcken der Bauern habe, wodurch denn die Habsucht auf eine sehr sinnliche Weise dargestellt wird.

Der Seiler.

Von Th. Heinsius.

Kunz: Wie kommts doch, daß es mit Gevatter
Hill,
Dem Seiler, nicht recht vorwärts will?
Hinz: Weil er das Gehen nicht versteht,
Und immer vor- statt rückwärts geht.

Dies Epigramm enthält ein Wortspiel. Die Arbeit des Seilers macht es nämlich nothwendig, daß er rückwärts geht. Thut er dies, so erwirbt er, kommt also — wie man im gemeinen Leben sich ausdruckt — vorwärts. Handelt er umgekehrt: geht er nämlich vorwärts, also seinem Vergnügen nach, so geht es mit seinem Gewerbe rückwärts. Durch die Ausdrücke vor- und rückwärts ist das Ganze räthselhaft gestellt, lös't sich aber von selbst, sobald man an die Art der Arbeit des Seilers denkt.

Ludwig Heinrich v. Nicolay.

(S. Th. 3. S. 329.)

Homers Rhapsode[1]).

Ein tönender Rhapsode stand
Und sang auf seinem Schaugerüste
Der Ilias berühmte Zwiste
Und mit dem Stecken in der Hand
Wies er dem aufmerksamen Volke
Die Götter dort auf heller Wolke,
Und dort Achaja's Fürstenrath,
In Versen, die noch heute dauern,
Sang er, was man vor Troja's Mauern
Zum Trost der guten Griechen that[2]).

Sein Lied und Ton gefiel der Menge;
Und rings her flog aus dem Gedränge
Nicht Lob allein, auch Geld herbei.
Doch mitten in der Schlacht der Helden
Erschallt des Schreiers Ruf, zu melden,
Daß Vorrath auf dem Fischmarkt sey.
Gleich rennt man um der Barsche willen
Von Hector'n, Ajax und Achillen,
Und läßt den Sänger Sänger seyn.

1) Sänger des alten Griechenlands, die einzelne Stücke (Rhapsodien) aus den epischen Gedichten Homers öffentlich absangen.

2) Was für Unkundige zum Verständniß dieser Stelle nöthig seyn möchte, bewahrt der 3te Theil, S. 1 und ff.

Ein alter Bürger bleibt allein
Gepflanzt vor der verlaßnen Bühne
Und gafft und horcht. Mit froher Mine
Stürzt der Rhapsode zu ihm hin,
Und drückt ihn zärtlich an den Busen:
Heil dir, du Freund der holden Musen!
Nur dir ist Ohr und Herz verliehn.
Der Pöbel, taub für Phöbus Leyer,
Läuft von dem Liede nach dem Schreier,
Und — — „Welchen Schreier meinest du?
Ich höre schwach!" — Ei, Freund, die Thoren,
Ruft ihm der Sänger in die Ohren,
Da rennen sie dem Fischmarkt zu,
Um frische Barsche sich zu kaufen!
„Sind Barsche da? So muß ich laufen!"

Der Eroberer.

Eine Verwandelung von F. A. Krummacher.

[Ist einzeln gedruckt zu Duisburg und Essen 1814 erschienen. Die neusten Weltbegebenheiten veranlaßten dieses allegorische Gedicht, und geben den Schlüssel zum Verständniß desselben. Dergleichen Nachbildungen der Ovidischen Metamorphose hat die neuere Dichtkunst nur wenige, obwohl diese Form als ein sinnvolles und angenehmes Spiel der Phantasie sehr zweckmäßig benutzt werden könnte. S. 3ten Th. S. 99.]

In Afrika, da wo ein Meer von gelbem Sande,
Die Wüste Sahra *), grauenvoll sich dehnt,
Und in der Glut versengter Todtenlande
Nur Straußesruf und Schlangenzischen tönt,
Hier sah die Urwelt auf beblümten Höhn
Und grünen Au'n die frommen Heerden gehn,
Hier wogten Wälder von Oliv' und Palmen
Und Saatgefilde reich an gold'nen Halmen.

Wer hat in bittern Fluch des Segens Reich verkehrt?
Wer hat des Himmels Gunst und milde Gaben
Vernichtet, und die stille Flur verheert,
Des Lebens Lust in todten Sand begraben? —
Vom Himmel kommt des Lichtes reiner Strahl,
Das Gute und das Schöne kommt von oben.
Des Menschen Frevel schuf der Erde Qual,
Der Wüsten Tod, des Sturmes Graun und Toben.

Einst blühte hier ein weites Königreich,
Von Weisheit und Gerechtigkeit verwaltet;
Des Friedens Gabe stand, den Blumen gleich,
Das Gut' und Schöne knospend und entfaltet.
Ach, warum gleicht der Erde Herrlichkeit
Der Blumen kurzem Tag? — Die alte goldne Zeit

*) Eine weitläuftige, dürre, meist mit Sand und Kieselsteinen bedeckte, heiße Ebene in Afrika, zwischen dem Atlantischen Meere, von Osten bis Westen 600 Meilen lang, der Aufenthalt von Tigern, Kameelen, Affen, Straußen und fürchterlichen Schlangen.

Entwich; die Boa*) zischt, das Sandmeer glühet,
Wo sonst ein Freud': und Friedenreich geblühet.

Altalim ward des Landes Herr und Fluch,
Ein Königssohn, zum schönsten Thron geboren.
Dem Herrscher ging der Väter Sinn verloren,
Sein weites Erbe dünkt' ihm nicht genug.
Ergriffen von der Ehrsucht blinder Gier,
Erblickt er nur sein Heil in fremden Kronen,
Und trug mit kecker Hand das blutige Panier
Des Krieges in entfernte Zonen.

Altalim rüstete der Jugend kühne Schaaren;
Sie folgten ihm in's eherne Gefild
Des tausendfachen Todes, und bald waren
Die Jünglinge des Würgers Ebenbild.
Sie folgten ihm, dem wilden; seine Schritte
Benetzten Thränenström' und Blut,
Vor ihm versank der Pallast wie die Hütte,
Altär' und Tempel fraß der Flammen Wuth.

Bald scholl bis zu des fernen Meeres Küste
Altalims Nam' und seiner Siege Ruhm,
Halb Afrika ward bald sein Eigenthum,
Und dann durch Raub und Schmach zur öden Wüste.
So tobt' er fort, ein ungestümes Meer,
Der ferne Krieg verschlang sein kühnes Heer;
Altalim sah entzückt die Thron' und Festen wanken,
An deren Fuß des Landes Söhne sanken.

*) Eine Art großer Wasserschlangen.

Da, wo der Senegal*) die stolzen Fluthen rollt,
Stand nun der Held. Da traten auf zur Wehre
Des unbezwung'nen Volkes kühne Heere,
Zu streiten für das Vaterland.
„Was haben wir, Erobrer, dir gethan?
„Kehr um, und herrsch' im eignen Vaterlande!
„Uns zwängst du nicht in deine Sklavenbande.
„Du wandelst des Verderbens Bahn!"

Altalim quoll die düstre Stirn vor Wuth.
Er rief: „Ihr büßt den Trotz mit eurem Blut!
„Bald stärket sich mein Heer mit neuen Schaaren,
„Dann weh' euch! sollet ihr mein Schwerdt erfahren!"
Er sprachs und stand entrüstet — sieh, es nahten
Zwölf Männer, hohl und bleich, des Jammers Ebenbild,
Den hagern Leib in Lumpen eingehüllt.
Sie knie'ten vor Altalim hin und baten:

„Vernimm, Monarch, aus deiner Diener Munde
„Des Volkes Jammer und sein Flehn!
„Willst du dein armes Land an tiefer Wunde
„Verbluten und dein Volk verhungern sehn? —
„Der Anger dorrt, verödet starrt das Feld,
„Der Greis sinkt hinterm Pflug, der Gram entstellt
„Die junge Braut, die Luft erfüllen Jammertöne
„Um die gefall'nen Väter, Männer, Söhne! —

*) Senegal oder Saradak ist ein Hauptfluß in Senegambien oder Westnigritien.

„O, so vernimm denn deines Volkes Flehen!
„Sey ihm ein Fürst und Vater, wie zuvor!
„Gieb ihm zurück, was es durch dich verlor,
„Und laß uns segnend bald dein Antlitz sehen!" —
So baten sie. Der Männer Flehn und Thränen
Erhitzten nur des Wüthrichs blinde Wuth,
Er rieb die Stirn, und knirschte mit den Zähnen,
Und sprach: zum Tode führt der Meuter kecke Brut!

Nun zog Altalim selbst zurück ins Vaterland,
Sein Volk zu strafen und die Schaar zu mehren,
Und dann den Erdkreis zu verheeren
Bis an des Meeres weitentlegnem Strand.
Herolde zogen vor dem Würger her,
Dem Volk des Herrschers Nähe zu verkünden —
Er kam; es herrscht' ein Schweigen in den Gründen
Und auf den Höhn — das Land lag öd' und leer.

Da stand der Held und sah — ein wildes Sausen
Durchbrausete die todten Wüstenein —
Zur Rede ward des Sturms Geheul, ein Grausen
Ergriff Altalims Herz — er stand allein.
Er sah des Feldes Grün vor seinem Blick erbleichen,
Die Hügel sanken dumpf zu Gräbern ein;
Auf gelbem Sande brannt' ein bleicher Sonnenschein,
Was sonst geblühet, lag gleich Riesenleichen.

Altalim stand betäubt, und, sieh, es reckte
Ihm Hals und Haupt ein Schicksal wunderbar;
Der Panzer schwand, ein weich Gefieder deckte

Ihm Brust und Leib, ein stumpfes Flügelpaar
Hing statt des goldnen Schildes ihm zur Seite,
Die Hände wuchsen ihm zu harten Zacken aus —
Mit Schauder blickt er nun verwandelt in das weite
Sandmeer und stand erstarrt — ein Vogel Strauß [1]).

„Erobrer, sieh! wonach dein Herz gelüstet!"
Rief eine Stimm' ihm ins betäubte Ohr,
„Sieh' eine Wüste hier, wie du das Land verwüstet,
„Und ragt nicht auch dein Haupt, wie du gewünscht, empor?
„Man nennt dich groß! Auf, sey des Namens werth!
„Verdank' es deinem Stolz und Würgerschwerdt!
„Hoch ist dein Haupt und kühnlich die Geberde!
„Wohlan, erhebe dich, ein Adler, von der Erde!"

So lautete des Schicksals letztes Wort,
Das er verstand. — Nun ward sein Geist verhüllet,
Ihn trieb die Angst durch Wüsteneien fort,
Die er mit seinem Jammerruf erfüllet.
Oft dünkt er plötzlich sich ein kühner Aar,
Und dehnet sehnsuchtsvoll sein stumpfes Schwingenpaar [2]),

Allein

1) Die Verwandlung des Altalim in einen Strauß ist sehr schicklich gewählt für einen Eroberer, der stolz und gebieterisch über Alle sich erheben will. Denn der Strauß ist der größte Vogel, hat einen 3 bis 4 Fuß langen Hals, mit dem er über einen Reiter hinweg ragt; und eine fürchterliche Stimme; auch wird er nie satt, und verschlingt daher sogar Steine und Glas, nur um seine unersättliche Gier zu stillen. S. Str. 16.

2) Er will wie ein Aar (Adler) sich erheben, der bis

Allein bald drückt die Last der plumpen Glieder
Den Aechzenden zur öden Steppe nieder.

Wo aus dem Sand die öde Trümmer tagt,
In Sahra's Wüst' und in verbrannten Zonen,
Da muß er jammernd unbejammert wohnen,
Bis einst die Stunde seiner Rettung tagt.
Die blinde Gier, die ihn als Mensch gequält,
Treibt ihn noch stets, die Steppe zu durchkreisen,
Und weil ihm Lieb' und Trost und Friede fehlt,
Verschlingt er Kiesel, harten Stahl und Eisen.

So büßet er der Mütter Gram und Thränen,
Der Väter Fluch in öden Wüstenein.
Dem welken Greis entriß die Enkel sammt den Söhnen
Sein Stolz und Uebermuth. So steht auch er allein.
Der Vaterlieb' und Mutterliebe Wonne
Bleibt seinem Herzen ewig unbekannt,
In stiller Oed' und brennend heißem Sand'
Erziehet sein Geschlecht die Gluth der Sonne *).

Und daß ihm Ruh' und Friede nirgend werde
Verfolgen Mensch und Roß des Aufgescheuchten Spur,
Bis er zerschmettert sinkt auf blutbenetzter Erde,
Und hier verwes't. Hoch winkt und wallet nur

zur Sonne fliegt; aber das will ihm wegen seiner kurzen Flügel nicht gelingen, denn er kann nur laufen.

*) Der Strauß legt seine Eier in den Sand, und überläßt sie der Sonnenhitze.

Noch sein Gefieder um des Helmes Schimmer*),
Wenn schmetternd ruft zum Kampf des Erzes Laut. —
So sinkt der Stolz, der auf der Menschheit Trümmer
Verwegen seinen Thron erbaut.

*) Seine Federn werden bekanntlich zum Schmuck der Helme gebraucht.

August Herrmann Niemeyer.

[Von diesem religiösen Dichter sind schon einige treffliche Stücke im 1sten Th. S 128 u flg abgedruckt worden. Hier entlehnen wir aus seinen religiösen Zeitliedern und vaterländischen Gedichten, Halle und Berlin 1814, nachstehende für unsre Zeiten besonders geeignete Gesänge.]

*

Am Friedensfeste.

(Ist zunächst bestimmt, vor dem Gottesdienste gesungen zu werden, paßt aber eben so wohl für deklamatorische Darstellung bei jeder würdevollen Schul- und Friedensfeier).

Hallelujah! Preis und Ehre!
Die Tempel schmückt, weiht die Altäre
Ihm, der uns großes Heil gesandt!
Singt dem mächtigen Erretter
Aus voller Brust, dem Gott der Götter!

Er sendet Ruh auf Meer und Land.
Der Schlachten Donner schweigt;
Der Friedensbogen neigt
Sanft sich nieder.
Gott hielt Gericht,
Und herrlich bricht
Aus langer Nacht hervor das Licht.

Seyd gesegnet, Wonnetage!
Der stille Schmerz, die laute Klage
Löst sich in Freudenthränen auf.
Sprosset fröhlich, reiche Saaten!
Die wüthend euch zu Boden traten,
Gehemmt ist ihr verhaßter Lauf.
Wie ist die Welt verjüngt!
Ein Lebensgeist durchdringt
Alle Seelen.
Hell wird der Blick;
Es kehrt das Glück
In Hütt' und zum Pallast zurück.

Herr! wir hatten dein vergessen;
Und nicht zu zählen, nicht zu messen
Ward die Bedrängniß dieser Zeit.
Die zu Brüdern du erkoren,
In bitterm Groll und Haß verschworen,
Entzweiten Recht und Pflicht und Eid.
Der Fremde sprach uns Hohn;
Verzehrt in harter Frohn,
Floh das Leben.

Der Seegen schwand;
Auf Volk und Land
Ach! schwer auf uns lag deine Hand.

Endlich, endlich ist errungen,
Was nah und fern in allen Zungen
Die hart Bedrängten heiß erfleht.
Gnädig hat der Herr vernommen
Die stillen Seufzer seiner Frommen,
Erhört die Thränen, das Gebet.
Er hat den Kampf verkürzt,
Der Thronen baut und stürzt.
Ihm die Ehre!
Sein Wink gebeut,
Da ruht der Streit;
Die Welt schaut Gottes Herrlichkeit.

Freiheit kehrt den Völkern wieder;
Des Seegens Fülle strömt hernieder,
Und sicher steht, was Eintracht baut.
Nicht entreißt mehr ohn' Erbarmen
Des Krieges Wuth des Vaters Armen
Den Sohn, der Mutter und der Braut.
Ruh euch, die ihr gekämpft,
Mit Gott den Feind gedämpft!
Friedenspalmen
Entblühen schon
Der Gruft, und Lohn
Wird euch vor des Vergelters Thron.

Herr, der Frieden uns gegeben,
Hilf auch den höhern uns erstreben,
Der unser Innerstes durchdringt.
Herrscht in uns dein heil'ger Wille,
So wandelt sich in Ruh und Stille,
Was feindlich in uns kämpft und ringt.
In Frömmigkeit und Recht
Erblüht ein neu Geschlecht
Dir zum Ruhme;
Zu dir hinauf
Führt so der Lauf,
Und ew'ger Friede nimmt uns auf.

Preußens König in Paris.

Am 31sten März 1814.

Des Richters Waag' erklang — und gleich gewogen
Ist dem Verdienst der Lohn!
Heil Dir, mein König! glorreich*) bist Du eingezogen
In's stolze Babylon.

*) Dieses Zwitterwort gebrauchen selbst die bessern und nach Reinheit strebenden Schriftsteller und Kanzelredner mit einer Art von Vorliebe. Man sieht, was Gewohnheit thut. Campe hat diesen Halbfremdling in sein Wörterbuch zur Verdeutschung der fremden Ausdrücke N. Ausg. 1813 gar nicht aufgenommen. Sagt denn unser ruhmreich, das schon Hans Sachs gebrauchte, nach ihm Herder und Andere, in Klang und Bedeutung weniger?

Den Brennus-Sohn, der Deutschlands Schmach gerochen,
Des Heldenstammes Sproß,
Erstaunt sehn Dich, verstummt, die jüngst Dir Hohn gesprochen,
Auf Deinem Siegerroß.

Die Flügel hebt mit sehnendem Verlangen
Victoria [1]) empor,
Von Dir befreit, hinfort unsterblicher zu prangen
Auf offnem Friedensthor.

Und Jubel tönt von allen Heldenchören
Auf des Triumphes Bahn.
Du, ernst und still, Du scheinst den Jubel kaum zu hören,
Und blickst zu Gott hinan!

Zu Gott, mit dem Du auszogst, der Dich krönte
Mit Ruhm, der nie verklingt;
Dann auf das Volk, das Dir Dein erster Blick versöhnte,
Der ihm die Freiheit bringt [2]).

1) Der Siegeswagen auf dem Brandenburger Thore zu Berlin, den Bonaparte 1806 nach Paris führen ließ, von wo aus er wieder nach Berlin zurückgebracht wurde.

2) Der Einzug unsers Königs in Paris gewann ihm die Herzen aller Einwohner, und machte die Feinde zu Freunden und Bundesgenossen an der guten Sache des Friedens und der Völkerfreiheit.

Und Heinrichs[1]) Schatten, bleich vom langen
Trauern,
Schwebt strahlend Dir voran:
Denn statt des Scepters schwang in den geliebten
Mauern
Die Geißel ein Tyrann.

Kannst, Gallien, du der Herrscher Einen finden,
Der solchen Kranz errang,
Wie Preußens Held, den Muth und Huld und
Tugend winden,
So schweige mein Gesang.

Du suchst umsonst! — So soll er Ihm nur tönen,
Dem Sieger in dem Streit.
Er hat, — und wär' es auch erkauft mit theuern
Söhnen —
Mein Vaterland befreit[2])!

1) Einer der besten Könige Frankreichs, der von 1589 bis 1610 regierte, und noch jetzt, nach mehr als 200 Jahren, von dem französischen Volke mit Liebe und Ehrfurcht genannt wird.

2) Unser König hat an der Befreiung Deutschlands den wichtigsten Antheil. Der unparteiischen Geschichte wird es nicht schwer fallen, diesen Glauben der Mitwelt zu rechtfertigen.

Johann Heinrich Voß.

(S. Bardenh. 1. Th. S. 300.)

Friedensreigen*).

Mit Gesang und Tanz sey gefeiert,
O du Tag, und o Nacht, auch du!
Denn er kommt, der Fried', und erneuert
Die Gefild' uns mit Heil und Ruh.
Von der Grenze kehrt, wer gestritten,
Mit der Eichen Laub in die Hütten:
O! wie eilt ihr Gang
In der Trommel Klang,
In der Hörner Getön' und dem Siegsgesang!

Wer daheim in Angst sich gegrämet,
O! hinaus, und begrüßt das Heer
Mit der Lieb' Umarmung, und nehmet
Das Gepäck' und das Mordgewehr!
Ja er lebt, dein Sohn, du Betrübter!
Ja er lebt, o Braut, dein Geliebter!
Ja, der Vater lebt!
Wie er segnend strebt
Nach der Kindelein Schwarm, und vor Freude bebt!

*) Dieses, unsrer Zeit sehr angemessene, und für Deklamation und Gesang gleich passende Lied, ist auch vom Professor Carl Friedrich Zelter in Musik gesetzt worden. (S. dessen Zwölf Lieder am Klaviere zu singen. Berlin bei Nicolai).

Sey gegrüßt in heiligen Narben,
Mit Triumph uns gegrüßt, o Held!
Mit Triumph auch grüßt sie, die starben
Für Gemein' und Altar im Feld!
Doch verschont, unrühmliche Zähren,
Die geweihte Gruft zu entehren!
Es belohnt, o Wais',
Und o Wittw' und Greis,
Es belohnt die Gemein' euch mit Kost und Preis!

Wie umzog uns schwarz das Gewitter
Der Verschwornen zu Fuß und Roß:
Der Tyrannen Schwarm und der Ritter,
Ein unzählbarer Miethlingstroß!
Doch ein Hauch verweht das Getümmel,
Und es strahlt die Sonn' an dem Himmel.
Froh beginnt der Tanz
In dem Eichenkranz
Um der Freiheit Altar und des Vaterlands!

Nun erhebt euch, frei der Befehdung,
Die Gewerb' und das Land zu bau'n:
Daß erblühn von Fleiß aus Verödung
Der Verbrüderten Berg' und Au'n.
Dem Gebornen pflanzt und dem Gatten;
Und der Säugling spiel' in dem Schatten!
Kein Bezwinger schwächt
Uns Gesetz und Recht;
Es gebeut uns kein Herr, es gehorcht kein Knecht.

O! du Vaterland der Gemeine,
Die für All' und für Einen wirkt,
Wo für Aller Wohl auch der Eine
Mit Entschlossenheit lebt und stirbt!
Wir Vereinten schwören dir wieder,
Zu beharren frei und wie Brüder!
Ja, mit Herz und Hand
Sey geknüpft das Band
Für Gemein' und Altar, o du Vaterland!

Das umschriebene Vaterunser.

[Wir haben mehrere sehr gelungene, dichterisch und zum Theil sangbar verfaßte Umschreibungen des Vaterunser. Eine derselben von Klopstock ist bereits im 1. Th S. 263 abgedruckt. Eine Sammlung, aus 28 Umschreibungen dieser Art bestehend, veranstaltete Herr Propst Hanstein, unter dem Titel: Das Gebet des Herrn, Berlin, 1813. 8. Aus ihr entlehnen wir nachstehende zwei.]

Das Vaterunser.
Von Witschel.

Vater! den uns Jesus offenbaret,
Den der Geist mit hoher Andacht nennt;
Vater, den kein Himmel von der Erde,
Keine Welt von seinen Kindern trennt!

Hochgelobet sey dein großer Name,
Angebetet deine Herrlichkeit!
Heilig ehre dich der Mensch im Staube,
Von der Wiege bis zur Ewigkeit!

Dein Reich komme! Jenes Reich des Friedens,
Das durch Weisheit und durch Liebe blüht;
Jenes Reich, das Jesus Christus baute,
Das die Menschen für den Himmel zieht.

Es gescheh' dein Wille hier auf Erden,
Wie in jenem lichten Geisterreich;
Und die Wahrheit und die Tugend mache
Alle Menschen deinen Engeln gleich!

Gieb uns, ewig treuer Menschenvater,
Gieb uns, was wir brauchen in der Noth!
Ach, wir bitten nicht um Geld und Schätze,
Gieb uns, Herr, Zufriedenheit und Brod.

Wenn wir auf dem Pfad der Tugend straucheln,
So vergieb uns Schuld und Missethat;
So wie wir auch gern vergeben wollen,
Wenn ein Nächster uns gekränket hat.

Schütze uns in der Versuchungsstunde,
Wo die Tugend mit dem Laster ringt;
Laß uns auf die Himmelskrone blicken,
Wenn die Erde unser Herz umschlingt.

So erlöse uns von allem Uebel,
Das den Geist und unser Herz bedroht;
Gram und Reue werden dann verschwinden,
Und wir siegen über Welt und Tod!

Dein, Herr! ist das Reich der Macht und Stärke!
Ewig währet deine Herrlichkeit!
Alle Himmel rühmen deine Ehre,
Und dein Tempel ist die Ewigkeit!

Das Vaterunser.

Eine Ode von Mahlmann.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin das gläubige Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater Unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame,
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt:
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ewige Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen!
Die Freiheit tönt im Jubelton:
Herr! Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist alles recht, ist alles gleich —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höhn,
Steigt nieder zu der armen Erde.
Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bist's, die Alles wirkt und schafft;
Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandeln soll. —
Doch in deine Nähe
Führst du alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnenstrahl,
Die Frucht erglänz' im grünen Laube!
Es weide die Heerde im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube!
Und Alles genieße mit Dank und Freude!
Unser tägliches Brod gieb uns heute!

Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben —

Staatsbibliothek München

Erbarme dich unser! —
Schwachheit ist des Menschen Loos,
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater! deine Huld
In dem armen Leben;
Und vergieb uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht,
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir hoffen auf's Morgenroth!
Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht!
Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns von dem Uebel!

Denn du bist Herr!
Und du bist Gott!
Unser Vater!
Und dein ist das Reich und die Kraft
Und die Herrlichkeit in Ewigkeit!
Amen.

Ende des zweiten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erbarme dich unser! —
Schwachheit ist des Menschen Loos,
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater! deine Huld
In dem armen Leben;
Und vergieb uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht,
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir hoffen auf's Morgenroth!
Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach
Füh
Son

D
Und
Unse
Und
Und

Erbarme dich unser! —
Schwachheit ist des Menschen Loos,
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater! deine Huld
In dem armen Leben;
Und vergieb uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht,
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir hoffen auf's Morgenroth!
Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht!
Führ' un
Sondern

Denn d
Und du bis
Unser Vate
Und dein
Und die

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinsius, Theodor

Der Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter Ein Schul- und Familienbuch

Bd.: 2. (1819). - XVI, 398 S. : 1 Ill.

Berlin 1819

40.418-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00066345-7